Eine Kuriosum, könnte man meinen - und eine kleine Rarität, wenn man sich am Angebot der Antiquariate orientiert.

Sicher nur etwas für den ganz speziell Interessierten, der weiß, daß gerade Himmler immer wieder mit seiner Vorliebe für Okkultes genannt wird, wenn es um die Nennung besonderer Merkmale oder Marotten jeglicher Art der damaligen Größen des Nationalsozialismus geht.

W. Th. H. Wulff.
Das Foto stammt von der AstroWiki-Seite, wo allerdings der Hinweis gegeben wird, es sei nicht sicher, daß es Wulff darstelle; überdies sei zweifelhaft, ob der Astrologe Wulff mit dem Bildhauer Wulff identisch sei.

Ein kurzes Zitat aus AstroWiki sei eingefügt, wo man im übrigen noch mehr über Wulff erfahren kann . . .

„Der deutsche Bildhauer und Astrologe Wilhelm Theodor Heinrich Wulff wurde am am 27.3.1893 um 8:06 Uhr LMT in Hamburg geboren, als Sohn einer Kaufmannsfamilie. Er starb am 8.6.1984 im Alter von 91 Jahren."
(https://www.astro.com/astrowiki/de/Wilhelm_Wulff#cite_note-4)

* * *

Wilhelm Th. H. Wulff

Tierkreis und Hakenkreuz

Als Astrologe an Himmlers Hof

Dieses Buch ist der erregende Lebensbericht eines Mannes, der sich lange Zeit gescheut hat, seine Erfahrungen mit den Politikern des 3. Reiches als Astrologe zu publizieren.

Wilhelm Theodor Wulff ist gebürtiger Hamburger. Nach dem 1. Weltkrieg studierte er an der dortigen Kunsthochschule Malerei und beschäftigte sich nebenbei mit astrologischen Problemen. Unvermutet kam er während der zwanziger Jahre zu einer ansehnlichen astrologischen Praxis und zu prominenten Klienten aus Kreisen der Politik und des Militärs.

Nach dem Ausbruch des 3. Reiches machte Wulff wegen seiner astrologischen Tätigkeit frühzeitig mit der Gestapo Bekanntschaft. Nach dem Englandflug von Rudolf Hess wurde er verhaftet und in ein Konzentrationslager gebracht. Nach längerer Haft wurde er bedingt freigelassen, mit der Auflage, für hohe SS-Führer als Astrologe zu arbeiten. Er wurde auf das Gut von Himmlers Leibarzt Felix Kersten überstellt und hatte in den letzten beiden Kriegsjahren für Kersten, Schellenberg, für Arthur Nebe und schließlich für Himmler selbst astrologische Berechnungen anzustellen. Je aussichtsloser die militärische Lage wurde, desto mehr suchten Himmler und seine Gefolgsleute bei Wulff Auskunft und Rat.

Die Höhepunkte des Buches bilden die Begegnungen mit Himmler, Tischgespräche, die sich nicht nur mit Astrologie beschäftigen, sondern auch mit der Frage des Widerstandes gegen Hitler und der möglichen Rolle, die Himmler dabei hätte spielen können.

So erhält das Buch – über das Astrologische hinaus – ein bedeutsames zeitgeschichtliches Kolorit.

Schutzumschlag: Helmut Wahl

Wilhelm Th. H. Wulff

Tierkreis und Hakenkreuz

Als Astrologe an Himmlers Hof

Bertelsmann Sachbuchverlag

© 1968 Bertelsmann Sachbuchverlag Reinhard Mohn, Gütersloh
Library of Congress Catalog Card Number: 67-28361
Gesamtherstellung: Mohndruck Reinhard Mohn OHG, Gütersloh
Printed in Germany · Buchnummer 8155

Inhalt

Warum dieses Buch geschrieben wurde	7
Wie ich Astrologe wurde	10
Der Rebell um Ehre – ein schwieriger Klient	43
Bauern, Bomben, Bonzen und der große Bär	59
Kapitän Lohmann und der Phöbus-Filmskandal	78
Illusionen, Phantasien und eine Filmgräfin	93
Lohmanns abenteuerliches Ende	96
Wulff unter Wölfen	102
Als Horoskoplieferant in den Händen der Gestapo	108
Felix Kersten	117
Nebe läßt Mussolini durch Wulff suchen	123
Meine erste Begegnung mit Walter Schellenberg	131
Tischgast bei Heinrich Himmler	139
In der Spionageabwehrzentrale in Berlin	164
Himmler und der 20. Juli 1944	168
Die Mission des Grafen Bernadotte	174
Himmler wird nervös	180
Dem Ende entgegen	204
Heinrich Himmlers letzte Befehle	213
Kurze Erklärung einiger Horoskope	233

Warum dieses Buch geschrieben wurde

»Bilde, Künstler! Rede nicht...!« So lautet ein geflügeltes Wort, das von Goethe stammt. Wer sich von Jugend auf als Maler und Bildhauer fühlt, der soll es sich nicht in den Kopf setzen, auch noch Bücher schreiben zu wollen. Die Aussage des Künstlers liegt in seinen Werken. Kommentar, Kritik und Rechtfertigung soll er denen überlassen, die sich von Berufs wegen darauf verstehen. Die Astrologie, mit der ich mich seit den Anfängen meines Kunststudiums beschäftigt habe, ist freilich nur im übertragenen Sinne des Wortes eine Kunst, geradeso, wie wir die Mathematik, ohne die es keine Astrologie gäbe, als eine Kunst bezeichnen. Und ganz sicher ist die Astrologie keine Geheimwissenschaft, wie viele Leute oft meinen: ihre Prinzipien und Methoden kann jeder, der sich ernsthaft dafür interessiert, erlernen, ihre Axiome und Kontroversen, die sich daran knüpfen, unterliegen keinem Geheimnisschutz. Kein Zweifel: über die Astrologie kann ein Astrologe schreiben. Und dennoch habe ich eigentlich nie ein Verlangen danach gehabt, meinen Beruf zu rechtfertigen und über seine Methoden aufzuklären. Einerseits habe ich meine astrologischen Studien durch viele Jahre hindurch nur als Nebenberuf zu meiner Malerei aufgefaßt, als das, was man heute gern ein »Hobby« nennt. Und außerdem habe ich mein Leben, so außergewöhnlich es vielleicht auch verlaufen sein mag, nie für so bedeutend gehalten, daß ich geglaubt hätte, es zur Lektüre für andere Menschen aufzeichnen zu müssen. Steckt nicht stets eine eitle Absicht dahinter, wenn jemand seine persönlichen Erinnerungen an die Öffentlichkeit trägt? Lange Zeit habe ich mich deshalb gegen eine Autobiographie gesträubt und stets gefunden, daß es in der Kunst, in der politischen Geschichte und in der Gesellschaft Dinge gibt, die unsere Aufmerksamkeit eher verdienen als die Darstellung des eigenen Lebens.

Daß ich trotzdem eines Tages begonnen habe, meine Erlebnisse niederzuschreiben, liegt nicht an meinen Freunden und erst recht nicht an den Verlegern, die mich deswegen seit Jahren bestürmt haben. Wenn meine Leser durch dieses Buch nicht nur einen Einblick in mein Leben als Astrologe bekommen, sondern auch einige Aufschlüsse zur deutschen Zeitgeschichte, so verdanken sie dies in erster Linie dem englischen Publizisten und Historiker Trevor Roper.

Trevor Roper veröffentlichte 1947 in London sein Buch »Hitlers letzte Tage«, das bald nach seinem Erscheinen in viele Sprachen übersetzt und auf der ganzen Welt verbreitet wurde. In diesem Werk fanden mein Name und meine Tätigkeit für Heinrich Himmler in der letzten Phase des Krieges mehrfache Erwähnung. Die von Trevor Roper in diesem Zusammenhang aufgestellten Behauptungen waren aber ein derartiges Gemisch von Dichtung und Wahrheit, daß ich mich entschloß, nicht länger zu schweigen. Dafür sei hier nur ein Beispiel gegeben. Auf Seite 93 der englischen Ausgabe heißt es: »Schellenberg... hatte in Hamburg einen vielversprechenden Astrologen namens Wulf (!) entdeckt, einen Mann, der sich mit Giften, Sanskrit und ähnlichen interessanten Dingen beschäftigte. Rückblickend gesehen, waren Wulfs (!) Prophezeiungen erstaunlich genau. Er hatte vorausgesagt, daß Hitler am 20. Juli 1944 eine große Gefahr überstehen werde, daß er im November krank sein und noch vor dem 7. Mai 1945 eines geheimnisvollen Todes sterben werde. Seine Himmler betreffenden Prophezeiungen waren genauso erstaunlich, wenn sie auch in diskretes Schweigen gehüllt wurden. Wulff wurde von Schellenberg als politisch sicher befunden, er machte Himmler mit ihm bekannt als Gegengewicht zu dem unzuverlässigen Kaltenbrunner, und diese Vorstellung war so durchschlagend, daß Schellenberg zufolge ›Himmler selten irgendwelche Schritte unternahm, ohne sich vorher das Horoskop stellen zu lassen.‹«

Wer das liest, muß zu dem Schluß kommen, daß ich im Sinne der Nazis nicht nur als politisch zuverlässiger Mann galt, sondern sogar in dem Führungsgremium um Himmler eine Funktion hatte, die es mir ermöglichte, als Gegenspieler eines

Kaltenbrunner aufzutreten. Wulff, ein Mann, der sich mit Giften beschäftigte, ein brauner Scherge, der zum Kreise der Naziführer gehörte – das ist der Eindruck, der sich dem Leser aufdrängt.

Die Wahrheit ist, daß ich in den Jahren 1933 bis 1945 wie fast alle meine Berufskollegen auf das schärfste verfolgt wurde. Was es heißt, von der Gestapo verhört und inhaftiert zu werden, hatte ich schon vor dem Kriege erfahren. Nach dem unglückseligen Fluge des Führerstellvertreters Rudolf Heß mitten im Kriege nach England ereilte mich das Schicksal vieler anderer deutscher Astrologen: ich wurde erneut verhaftet und in das Polizeigefängnis Hamburg-Fuhlsbüttel gebracht, das besonders berüchtigt war. Einem ehrgeizigen Fabrikanten und alten P. G., der für die SS arbeitete und sich bei Kersten, Schellenberg und Himmler einschmeicheln wollte, ist es zuzuschreiben, daß Himmler und seine Komplicen sich in der Endphase des Krieges der Arbeit des KZ-Häftlings Wulff bedienten, der auf diese Weise freilich aus dem Kerker herauskam, aber alles andere als ein freier Mann war. Auf dem Gut von Himmlers Masseur Kersten, das zu jener Zeit ein getarntes Arbeitslager für Spezialisten und als solches eine Filiale des KZ-Lagers Ravensbrück war, wurde ich weiterhin gefangengehalten. Wenn auch die körperlichen Mißhandlungen aufhörten, so hatte ich meine Aufträge doch stets unter Androhung schwerer Strafen auszuführen für den Fall, daß meine Berechnungen irreführend seien. Alles das geschah zu einer Zeit, als die Niederlage jener, die ihre Herrschaft unter dem Hakenkreuz angetreten hatten, schon besiegelt war. Heute mag es gespenstisch scheinen, daß die »Herrenmenschen«, die an nichts zu glauben vorgaben als an ihre Rasse und ihre geschichtliche Sendung, ihre Hoffnung plötzlich in die Astrologie setzten. Als ob die Astrologie sie wie eine Geheimwaffe hätte retten können! Dergleichen klingt phantastisch. Und doch gehören auch diese Ereignisse zum dunkelsten Kapitel der deutschen Geschichte.

Wie ich Astrologe wurde

Es war Frühling in Hamburg, und man schrieb das Jahr 1912. Ich war ein junger Kunststudent und schlug mich mit all den Problemen herum, die einem Menschen Schwierigkeiten bereiten, wenn er noch in der Entwicklung steht. Ich war nicht unglücklich, hatte aber gewisse Schwierigkeiten mit meinem Lehrer. Da schlug mir mein Onkel plötzlich vor, ihn auf seiner alljährlichen Erholungsreise in den Süden zu begleiten.
Es ist ein herrliches Gefühl, wenn man zum erstenmal in seinem Leben dem Süden entgegenfährt, um dort den Frühling und den Vorsommer zu erleben. Das alte Europa schien noch friedlich, und man reiste angenehm. Dennoch war damals, ein halbes Jahrhundert bevor der Massentourismus jedermann auch die letzten Schlupfwinkel des Kontinents zugänglich machen sollte, das Reisen noch ein echtes Abenteuer. Um so mehr, wenn man mit meinem Onkel reiste. Er war wohlhabend und hatte von seinem Vater außer einer Reederei auch ein ansehnliches Vermögen geerbt. Er lebte sparsam, war nicht verheiratet und hatte keine kostspieligen Launen, was der Vermehrung und Konsolidierung seines Reichtums beachtlich zustatten kam. Aber einmal im Jahr zog es ihn in die Ferne. Fast immer waren es improvisierte Reisen, deren Route vorher nicht festlag und von denen man nicht wußte, wohin sie letztlich führen und wie lange sie dauern würden. Cooks Reisegesellschaften verschmähte mein Onkel, und auch Baedekers Ratschlägen wich er gern aus. Er war immer ein individueller Reisender.

Wenn er nicht für seine Geschäfte tätig sein mußte, pflegte mein Onkel einige Liebhabereien. Er beschäftigte sich mit naturwissenschaftlichen Studien, sammelte Insekten, Mineralien und alte Münzen, musizierte gerne und ging oft ins Theater. Im übrigen war ihm die bildende Kunst gleichgültig.

Daß man auf einer Reise mit meinem Onkel auf außergewöhnliche Begegnungen gefaßt sein mußte, sollte ich bald erfahren. Kurz vor Basel stieg ein Freund meines Onkels zu uns in den Zug. Er wollte zu einer Münzauktion nach Basel. Und wenn ich mich noch recht erinnere, sollten bei dieser Auktion goldene »Byzantiner« versteigert werden, numismatische Seltenheiten erster Ordnung. Der Freund meines Onkels war ein Geistlicher namens von Berlichingen, der mir gegenüber erwähnte, ein direkter Nachkomme des historischen Götz zu sein – worauf er recht stolz zu sein schien. Er war ein großer stattlicher Mann, liebenswürdig, weltgewandt und stand mit meinem Onkel seit einigen Jahren in Briefverkehr wegen numismatischer Fragen. Er wurde mit Monsignore angeredet und ließ mir gegenüber, der ich als protestantischer Hamburger Junge aufgewachsen und im Umgang mit katholischen Geistlichen recht unbeholfen war, milde Nachsicht walten.

Immerhin, Herr von Berlichingen interessierte sich, im Gegensatz zu meinem Onkel, für mein Kunststudium und empfahl mir, falls wir über Mailand reisen wollten, die Gemäldesammlung im Palazzo di Brera und die dortige Bibliothek anzusehen; er ermahnte mich nachdrücklich, mir vor allem die Originalhefte von Leonardo da Vinci zeigen zu lassen, da sie überaus aufschlußreich für jeden jungen Künstler seien. Herr von Berlichingen hatte aber nicht nur Kenntnisse dieser Art, sondern versprach auch, uns eine Empfehlung mitzugeben; er nannte uns einige Namen, an die wir uns wenden könnten. Ich muß sagen, daß uns seine Hinweise später außerordentlich nützlich waren und daß er uns damit in Mailand wirklich an die richtigen Stellen gebracht hat.

Aber zunächst sollte es auf der Reise andere Stationen geben. In Luzern verließ uns der liebenswürdige Monsignore, wir reisten allein weiter nach Interlaken, um im Berner Oberland einige Bergtouren zu machen und um die Volkskunst an den Häusern zu bewundern. Für einen norddeutschen Menschen ist der erstmalige Anblick des gewaltigen Jungfraumassivs mit Eiger, Mönch und Finsteraarhorn ein unbeschreibliches und unvergeßliches Erlebnis. Hier vergaß ich die

düsteren Tage der Schule, und überall regten die Farbentöne und Formen des zauberhaften Landes meinen Künstlersinn an. Von einer Schule oder Richtung wußte ich freilich damals noch wenig, auch hatte ich noch keine Klarheit über die moderne Kunst, kannte zu wenig und hatte mich dementsprechend weder entschieden noch einer bestimmten Manier unterworfen. Vielmehr malte und zeichnete ich auf diesen ersten Wanderungen durch die Berglandschaft einfach alles, was mich an Motiven und Situationen fesselte. Neben einfachen Bleistiftskizzen entstanden Kreidezeichnungen und Aquarelle.

Den Höhepunkt dieser Reise bildete jedoch die Fahrt mit der vor kurzem eröffneten elektrischen Eisenbahn von Interlaken über Zweisimmen nach Montreux, und mir scheint noch heute, daß ich niemals wieder so sehr von einem schönen Anblick überwältigt wurde als in dem Augenblick, als die Bahnlinie an einem herrlichen Sonnentage den ersten Ausblick auf den Genfer See gestattete. Von der Terrasse unseres Hotels blickten wir über den See und auf die wahrhaft majestätische Alpenkette, die sich in der flimmernden Luft über dem französischen Ufer erhebt.

Spaziergänge führten uns nach Schloß Chillon und lenkten uns auf die Spuren des unglücklichen Dichters Lord Byron. Hier entstand sein Gedicht »The prisoner of Chillon«. Von Byrons abenteuerlichem Leben war ich so sehr beeindruckt, daß ich mich bald mit seinem Horoskop beschäftigte, es berechnete und deutete. Hier offenbarte sich mir zum ersten Mal die Gewalt des Schicksals. Byrons dialogisches Gedicht »Manfred« erschütterte mich und erregte mein Mitgefühl für ein Schicksal, das dem des Pausanias so eng verwandt war. Gerade in der Frühzeit meiner astrologischen Studien, in der ich mich an ein mir noch weitgehend fremdes Gebiet erst herantastete, war die intensive Beschäftigung mit Byron, seinen Werken, seinem Leben und seinem Horoskop, für mich von besonderer Bedeutung. Byron war ein Menschenhasser und seine Seele von Weltschmerz erfüllt. Es war genau jener Weltschmerz, für den ein junger Mensch bisweilen empfänglich sein kann, und ich bekenne gern, daß mir der »Manfred« gefiel und auch die Art, wie Byron sein Seelenleid zu schildern pflegte. Doch

kann ich nicht sagen, daß ich damals oder später selbst auf sentimentalische Weise gelitten hätte, während bei anderen jungen Menschen durch die Lektüre von Goethes »Werther« oder durch die Dichtungen Byrons ein gefühlvolles Selbstmitleid entstehen kann.

In Montreux erreichte uns ein Brief des Herrn von Berlichingen mit den versprochenen Empfehlungsschreiben für die Besichtigung von besonderen Sammlungen in Mailand, die nicht jedermann zugänglich waren. Diese Post ermunterte uns zum sofortigen Aufbruch. Aber die Fahrt durch den Simplontunnel war damals noch äußerst unangenehm und gefährlich. In Fondo Toce verließen wir fluchtartig den vom Schornsteinrauch der Lokomotive völlig verschmutzten Zug, um uns in Pallanza zu erholen, bevor wir nach Mailand weiterreisten.

Das Tessin und der Lago Maggiore waren damals noch nicht übervölkert, die Landschaft war noch nicht von Bungalows und Chalets durchsetzt, die Orte waren noch einsam und ländlich, Ascona war noch kein Vorort von Zürich, Hamburg, Düsseldorf oder München. Ich begegnete als Maler einer Welt, die nur aus Natur zu bestehen schien, und war berauscht von den Anregungen, die ich täglich empfing.

Der Grenzübertritt nach Italien war unangenehm. Die Zollbeamten durchsuchten unser Gepäck »gewissenhaft und nach Vorschrift«. Wir waren verärgert über so viel Umständlichkeit und Schikane, aber Italien befand sich damals im Kriegszustand mit der Türkei, und das war wohl der Grund für die scharfen Kontrollen. Bei unserer Ankunft in Mailand herrschte unerträgliche Hitze, die mich um so unangenehmer bedrückte, weil ich sie in keiner Weise gewohnt war. Abends schlug das Wetter um, ein Gewitter von großer Heftigkeit tobte über der Lombardischen Ebene, und ihm folgte ein Platzregen, der die Straßen ebenso überschwemmte und unpassierbar machte wie eine Hamburger Sturmflut. So konnten wir erst am nächsten Tag zum Palazzo di Brera gehen, einer Kunstakademie und Gemäldegalerie, die herrliche Stücke enthält, und mit einer Bibliothek, die eine einzigartige Schatzkammer alter Handschriften ist. Herr von Berlichingen hatte recht behalten: es war für mich ein großer Gewinn, die Sammlungen in der

Bibliothek durchsehen zu dürfen. Die Astrologieabteilung überraschte und erregte mich aufs tiefste. Ich verbrachte dort ganze Tage.

Man hatte mir bis dahin über die Astrologie und andere Grenzgebiete des Wissens nur unvollständige Auskünfte auf meine Fragen erteilt. Nun, meine Lehrer waren selbst keine Astrologen, sondern Kunsthistoriker, sie nannten die Astrologie eine Pseudowissenschaft, die mit nicht beweisbaren Hypothesen arbeite und auf Aberglauben beruhe. In den Sammlungen des Palazzo di Brera stieß ich nun aber auf astrologische Schriften, deren Verfasser im Mittelalter und im Altertum zu den größten Wissenschaftlern zählten. Es kamen mir nicht geringe Zweifel, ob unsere Professoren darüber überhaupt Bescheid gewußt hatten. Jedenfalls vertraten sie vor allem die damaligen Anschauungen von Darwin, Haeckel und Wundt.

Als Student hatte ich mir zunächst Leonardo da Vinci ausgewählt, und zwar deswegen, weil mich nach einem möglichst gründlichen Studium der Kunst verlangte und mir das Vorbild eines wahrhaft gelehrten Künstlers dafür am geeignetsten schien. Für mich war Leonardo der Prototyp des unermüdlich fleißigen Künstlers, der sich auch auf die Wissenschaften verstand und geistreiche Methoden und Techniken bei seiner Arbeit verwandte. Deshalb galt dem berühmten Stammvater der florentinischen Schule zunächst meine ganze Aufmerksamkeit. Es ist ja nicht damit getan, daß man sich als junger Mensch irgendeiner Kunstrichtung anschließt, um auf bereits vorgezeichneten Pfaden zu wandern, die Hand in der Führung des Pinsels oder des Meißels zu üben und außerdem lediglich Enthusiasmus mitzubringen. Wichtig ist vielmehr, daß ein junger Künstler sich irgendwann einmal, wenn auch unwillig und widerstrebend, dem Zwange einer Schule oder Kunstmanier unterwirft, um eine bestimmte Arbeitsweise und ihre Probleme bis ins letzte Detail kennenzulernen. Ein solcher Zwang scheint mir ganz unerläßlich, auch wenn man sich später dieser Schule niemals anschließen wird oder, wie in meinem Falle, eine Begegnung mit einem Künstler der Vergangenheit sucht, die immer nur eine mittelbare Hilfe für gegenwärtiges Schaffen sein kann.

Von Leonardos Vielseitigkeit war ich magisch angezogen. Die Fülle des Materials ließ mich bald erkennen, daß seine Schriften sich auf fast alle damaligen Erkenntnisse und Fertigkeiten, die Astrologie eingeschlossen, bezogen. Leonardo zu studieren hieß, einer ganzen Akademie gegenüberzustehen, an der alle bildenden Künste, Malerei, Bildhauerei und Architektur, ebenso gelehrt wurden wie die Mathematik oder technische und handwerkliche Disziplinen. Natürlich fesselten mich neben Leonardos Werken auch andere Kostbarkeiten dieser großen Bibliothek: berühmte Handschriften, Kupferstiche und Münzen, die ich dank der Empfehlung des Monsignore von Berlichingen ungestört betrachten durfte. Die astrologischen Bücher dieser Sammlung mit ihrer ungeahnten Vollständigkeit wirkten auf mich wie ein unerschlossenes Heiligtum, vor dem der Unverstand späterer Zeitalter mit anderen Denkmethoden lächelnd oder nur mit leerer Ehrfurcht vorübergeht.

Gemäß einer Lehre der Kirchenväter sollen sich die Sternengötter, nachdem Christus sie besiegte, in Dämonen verwandelt haben. Was verbarg sich hinter dieser Lehre? War sie nichts weiter als eine kirchenpolitische Propaganda? Merkwürdige Widersprüche wurden mir bewußt. So enthält z. B. das Buch des berühmten Astrologen Giorgio da Novara eine auf genaue Beobachtung der Wandelgestirne begründete Vorausschau und Rückschau. Giorgio da Novara behauptet, daß die Vereinigung (die Konjunktion) der Planeten Jupiter und Saturn die Lehre des Moses bewirkt habe, die Konjunktion von Jupiter, Saturn und Mars die Chaldäische Lehre, die Konjunktion von Jupiter und Saturn mit der Sonne die ägyptische, mit der Venus die mohammedanische, die mit dem Merkur die christliche Lehre hervorgerufen habe und daß die noch bevorstehende künftige Vereinigung von Jupiter und Saturn mit dem Monde die Lehre des Anti-Christen, d. h. das Zeitalter der Monokultur und der Massen, begründen werde. – Es gibt besondere Konjunktionen, die sogenannten »großen Konjunktionen«, welche sich nach 960 Jahren wiederholen und die größten Umwälzungen im Gefolge haben. Kleinere Konjunktionen wiederholen sich in 240 und in 20 Jahren.

Aber standen diese Umwälzungen, die wir in der Geschichte der Menschheit beobachten, wirklich unter dem »Einfluß« der Gestirne? Ist es richtig, von einem Einfluß in einem modernen physikalischen Sinne zu reden? Jedenfalls zeigten diese Konjunktionen, verbunden mit ganz bestimmten Ereignissen auf der Erde, einen Synchronismus an, der mich sehr beschäftigte. Und dann fielen mir Schriften mit Abbildungen der »Planetenkinder« in die Hände. Ich mußte mich bei diesem Studium an die alten Handschriften und Bücher halten, um an Hand der Abbildungen Auskunft über die Planetenkinder, Sternbilder und Bilder der »Dekane« eines Zeichens des Tierkreises zu erhalten. Auch auf alten Tafelmalereien und Monumentalgemälden fand ich gute Beispiele für die traditionelle Erklärung der Sternbilder, doch sind diese weniger zahlreich. Bücher und Zeichnungen haben an einem geschützten Ort eine viel größere Chance, die Jahrhunderte zu überleben, als ein Gemälde auf einer Holztafel oder gar auf einer Mauerwand, das nicht nur durch Krieg und Bildersturm, sondern auch durch physikalische Einflüsse dauernd einem heimlichen Vernichtungsprozeß ausgesetzt sein kann, wie wir das vom »Abendmahl« Leonardos her kennen. Planetenbilder und Zeichnungen von Sternbildern, aber auch Abbildungen von Horoskopen müssen in den spätmittelalterlichen Adelspalästen sehr zahlreich gewesen sein. Auch in der Plastik kommen sie vor, ja, die Bildhauer scheinen es besonders geliebt zu haben, die antiken Planetengötter an und in Gotteshäusern in menschlicher Gestalt darzustellen. Man könnte daraus eine Ikonographie eigener Art entwickeln.

So begegnete ich in Italien auf Schritt und Tritt Hinweisen auf die astrologische Arbeit von Künstlern und Gelehrten früherer Jahrhunderte. War es nur Aberglaube, womit sich diese Menschen, die uns Heutigen an Intelligenz und schöpferischer Kraft durchaus ebenbürtig, wenn nicht vielfach überlegen waren, beschäftigten? Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten, denn um die Astrologie und ihre Geschichte wirklich zu studieren und kennenzulernen – was nur wenige Gelehrte taten (Newton, Roger Bacon) –, kommen eben zu viele Fächer der Wissenschaft in Betracht, mehr als ein einziger normalerweise beherrschen kann: klassische, germanische und orientalische Philologie, allgemeine Geschichte, Kunst- und Religionsgeschichte, Astronomie, Handschriftenkunde und Psychologie. Das Schrifttum, das sich heute kritisch mit der Astrologie auseinandersetzt, ist beinahe unübersehbar geworden, aber in Wirklichkeit werden die meisten Einwände von einem durchaus unkritischen, mit Vorurteilen behafteten Standpunkt vorgetragen.

Wir fragen nochmals: War es nur Aberglaube, wenn der gestirnte Himmel durch Jahrhunderte und Jahrtausende ein Ratgeber der Menschen war, weil aus der Stellung der Gestirne die Jahreszeit und die Gezeiten, kosmische Ereignisse, von denen jedes Leben auf der Erde abhängig ist, mit großer Genauigkeit errechnet werden konnten? Lag nicht der Gedanke von vornherein nahe, daß, wenn schon die elementaren kosmischen Ereignisse von der Stellung der Gestirne abhängen, auch andere Begebenheiten des Lebens, die alle zusammen erst das Schicksal eines Menschen ausmachen, davon abhängig sein müßten? Roger Bacon, der große franziskanische Theologe und Naturforscher des 13. Jahrhunderts, tadelte die Ärzte wegen ihrer Unwissenheit in astrologischen Dingen: »Et ideo negligunt meliorem partem medicinae, sie vernachlässigen den besseren Teil der Medizin« (Opera Omnia, ed. Ed. Bridges IV. I. 25, 384 ff. I. 386). Sollten alle diese Gelehrten nur Narren und vom Wahn befallene Irre gewesen sein? Diese Frage ließ mich nicht los, und deshalb beschloß ich, mich wesentlich intensiver als bisher meinen astrologischen Studien zu widmen, die ich jedoch zunächst nur als persönliche Liebhaberei verstand.

Die Astrologie war ja nicht von Anfang an verschrien und hatte in alter Zeit nicht den Charakter einer okkulten Wissenschaft. Sie war die Ursache für die Weiterbildung der Astronomie. Dieser Ursprung aus einer Wurzel macht es unmöglich, die Geschichte dieser beiden Disziplinen stets scharf zu trennen. So waren von der Antike bis in den Beginn der Neuzeit hinein bedeutende Astronomen zugleich auch Astrologen, z. B. Ptolemäus, Pierre d'Ailly, Kepler und Morin de Villefranche. Die in Mailand empfangenen Eindrücke hatten in

mir Fragen aufgeworfen, die ich nicht beantworten konnte. Ich mußte also weiterforschen. Dazu bot sich auf der Rückreise von Italien Gelegenheit, weil ich mich noch einige Wochen in München aufhalten konnte. Dort wollte ich versuchen, das Horoskop Wallensteins, das Kepler gestellt hatte, neben anderen Schriften anzusehen. In der damaligen Hof- und Staatsbibliothek zu München lagen mehrere vollständige Exemplare von Keplers »Prognosticum«. Eigentlich war das bloße Neugier, denn von Horoskopen verstand ich damals, im Jahre 1912, noch recht wenig. Um so überraschter war ich von Keplers Prognose; denn ein Vergleich mit dem geschichtlichen Ablauf von Wallensteins Leben zeigte die Richtigkeit des Horoskops. Bald darauf begann ich, selbst Horoskope zu berechnen, und wurde in Hamburg Mitglied des Kepler-Bundes. Dort lernte ich einige wichtige Leute kennen. Albert Kniepf wurde mein Freund. Er belehrte mich über Wallensteins Horoskop, denn er hatte Keplers Arbeit neu berechnet und korrigiert. Kniepf machte mich auch auf eine Studie Dr. Ernst Brausewetters über Wallenstein und die Astrologie aufmerksam. Wallenstein hat sich ja selbst sehr eingehend mit Astrologie beschäftigt, und zwar möglicherweise aus sehr naheliegenden und sehr realen Gründen: Für den Feldherrn ersetzten astrologische Informationen den Nachrichtendienst. Nachrichtenübermittlung dauerte damals Tage und Wochen, aus der täglichen astrologischen Beobachtung ließen sich aber wenigstens prinzipielle Rückschlüsse für die jeweilige gegenwärtige Situation ziehen.

Brausewetter schreibt in seiner Studie, daß bei Wallensteins Schicksal und dessen tragischem Ausgang die Weisheit der Astrologen, also auch die eines Kepler, versagt habe. Diese Ansicht ist noch immer weit verbreitet. Es ist deshalb wohl nützlich, an dieser Stelle etwas näher auf den tatsächlichen Sachverhalt einzugehen.

Kepler hat Wallenstein zweimal, 1608 und 1625, das Horoskop gestellt und besonders die allgemeine Deutung der Geburtshimmelsfigur sehr gut getroffen. In den allgemeinen Schlüssen aus den Geburtskonstellationen spricht Kepler unter anderem auch davon, daß diese Nativität viele Ähnlichkeit

habe mit derjenigen des gewesenen Kanzlers von Polen und auch mit derjenigen der Königin Elisabeth von England, bei denen ebenfalls viele Planeten im Auf- und Niedergang (Aszendent und Deszendent) an den Horizonten stünden, »daher kein Zweifel sei, daß der Geborene (Wallenstein), sofern er nur den Weltlauf gehörig beachte, zu hohen Dignitäten, Reichtum und stattlicher Heirat kommen werde und daß er als Haupt- und Rädelsführer eine große Menge Volks an sich ziehen werde«. Hierbei ist zu bedenken, daß es Kepler 1608 mit einem kaum fünfundzwanzigjährigen, fast unbekannten Adligen zu tun hatte, dem er eine große Staatslaufbahn vorhersagte. Er spricht auch von den »vielen großen, schädlichen, öffentlichen und heimlichen Feinden, über die er meistens obsiegen würde«. Das sind recht bemerkenswerte Prognosen. Sie werden ergänzt durch vorzügliche Mutmaßungen über die zukünftigen Lebensverhältnisse und Ereignisse. – Keplers Methode war eine kritisch-experimentelle: »sine experimento proprio nihil statuo, ohne eigenes Experiment behaupte ich nichts.« Das ist der Grund, warum heutige Astrologen von ihm so viel zu lernen haben. Die Astrologie war für Kepler keine Kuh, die man zu melken hat, um zu Geld zu kommen, sie war auch keine servitus molestina, keine lästige Pflicht, zu deren Ausübung er dienstlich verpflichtet war (das war sie nur im Hinblick auf einige Kalender, die er zeitweise widerwillig schreiben mußte), sondern sie war jenes geistige Band, das Philosophie, Mathematik, Musik, Geschichte und Religion miteinander verknüpfte.

Mit Tycho Brahe war Kepler durch sein Erstlingswerk bekannt geworden. Brahe bewog ihn, sich mit ihm zu astronomischen Studien zu verbinden. Die Zusammenarbeit dauerte knapp ein Jahr. Kepler wurde Mathematiker und Hofastrolog (Astronom) Rudolfs II. Ihm oblag vor allem die Berechnung neuer Planetentafeln, da die bisherigen sogenannten Alfonsinischen Tafeln für die Berechnung von Horoskopen zu umständlich und veraltet waren. Kepler fertigte die neuen Tafeln, indem er Tycho Brahes Forschungen zugrunde legte. Nach mühsamen Beobachtungen fand er die beiden nach ihm benannten Gesetze der Planetenbewegungen. Jetzt entstanden

die Rudolfinischen Tafeln (1609). Dieses Werk brachte Kepler großen Ruhm, aber kein Geld. Seine astrologischen Arbeiten wurden schlecht oder gar nicht bezahlt. Für seine zwei Jahre später erschienene Dioptrice, die eine Theorie der Linsen und der Prinzipien des astronomischen Fernrohrs enthält, wurde ihm vom Kaiser eine Gratifikation von hundert Talern angewiesen, aber nicht ausbezahlt. Keplers materielle Lage wurde immer drückender. Seine Forderungen und Gehaltsrückstände waren auf 11 817,– Florentiner Gulden angewachsen. Kepler wurde vom Kaiser an Wallenstein verwiesen. Dieser zahlte ihm einige klägliche Abschläge, während Kaiser Ferdinand ihm die Rückstände ebenso schuldig blieb wie Matthias und Rudolf. Da der vielgeprüfte Mann einsah, daß Wallenstein ihm nicht zu seiner Forderung verhalf, zog er von Prag über Leipzig nach Regensburg, wo er vor dem Reichstag seine Ansprüche geltend machen wollte. Hier traf er am 9. November 1630 ein, aber bereits am 15. November erlag er einer Krankheit, die er sich auf der Reise zugezogen hatte. Keplers Nachlaß bestand außer den Forderungen, die er den Herren, denen er gedient hatte, gegenüber besaß, nur aus 22 Reichstalern, 55 einfachen Dukaten und einem lahmen Klepper. (Vgl. Ernst Hentges »Johannes Kepler« in der Zeitschrift »Zenit«, Jahrgang I, 1930, S. 357 ff.).

Keplers erste für Wallenstein berechnete Himmelsfigur kann nicht als korrekt gelten, wenn man eine genaue Kenntnis der Berechnung von »Direktionen« (besonders der Primärdirektionen) beansprucht. Wallenstein hatte Kepler eine falsche Polhöhe seines Geburtsortes angegeben (51 ° 9 ′), die ungefähr für Dresden gültig wäre, während er auf dem Gute Hermanitz bei Arnau in Böhmen unter einer Breite von 49 ° 56 ′ geboren war. Kepler konnte mit dieser falschen Polhöhe, wenn er, wie er es gewöhnlich tat, mit Direktionen auf den Aszendenten die Nativität zu korrigieren versuchte, eine richtige Ermittlung des Horoskops nicht erreichen. Trotz dieses einen ungenauen Eingangswertes hatte Kepler jedoch 1608 schon eine annähernd richtige Deutung getroffen, was immerhin selten ist und für Keplers Fähigkeiten auf diesem Gebiet spricht.

1624 ließ Wallenstein die erste Nativität rektifizieren. Dabei schrieb er an Taxis: »... dieweil etliche Sachen zu frue, teils zu spat gesetzt... Dan etzliche matematici concurrieren und sagen, ich solt außerhalb des Vaterlandes wohnen, und auch nachher sterben, und die meisten sagen, ich solt von Apoplexia sterben, darüber nur wolt ich gern sein (Keplers) discurs hoeren.« Kepler hat dann im Januar 1625 ein neues Horoskop unter Zugrundelegung der geänderten Geburtsfigur Wallensteins gestellt. Darin sagt Kepler deutlich die für Wallenstein verhängnisvollen Konstellationen an »und die grausamen und schrecklichen Landesverwirrnisse« am stärksten für Frühjahr (März) 1634 voraus. Wallenstein wurde am 25. Februar 1634 ermordet.

Kepler spricht natürlich schon aus Taktgefühl in der Prognose für 1634 nicht vom Tode des Feldherrn, sondern nur von einer schrecklichen Gefahr. Auffallend genug ist aber, daß die Reihe der Jahresprognosen gerade mit dieser Bemerkung abbricht!

Bekanntlich hat sich auch Wallenstein selbst sehr eingehend mit der Astrologie beschäftigt, die mühsamen Berechnungen wurden jedoch von anderen ausgeführt. (In seinem ehemaligen Rechnungshof in Böhmen soll sich noch Material darüber befinden, welches sich übrigens Heinrich Himmler während des Zweiten Weltkrieges anzueignen gedachte.) Für Wallenstein rächte es sich, daß er den besten Astrologen seiner Zeit, Kepler, schlecht bezahlt, entlassen und durch mittelmäßige Astrologen ersetzt hatte. J. W. Pfaff, Professor in Erlangen, spricht in seiner Astrologie (1816) nicht mit Unrecht davon, daß Wallenstein die Astrologie ohne tiefere Einsicht lediglich praktisch (materiell) für seine politischen und staatsmännischen Pläne ausnutzen wollte und daher zuletzt sein Schicksal noch ungünstiger gestaltete, als es nach den höchst gefährlichen Gestirnstellungen nötig war.

Aber zurück zu Kepler. Für ihn war es eine ausgemachte Tatsache: »Wenn etwas Seltsames entweder von starken Constellationen oder von den neuen Bartsternen im Himmel entstehet, so empfindet solches und entsetzt sich gleichsam darob die ganze Natur und alle lebhaften (belebten) Kräfte aller natürlichen Dinge.« Damit ist von Kepler die Bejahung einer

Wirkung der Gestirnsstellungen auf das irdische Leben an sich ausgesprochen, und zwar »infolge eines Ausströmens des Himmels selbst, als auch infolge einer Fähigkeit der irdischen Kräfte, die Bewegungen der himmlischen Körper, ihre Verfinsterungen und Konjunktionen, auch Kometenerscheinungen und anderes mehr wahrzunehmen«.

Man muß sich bei allem bisher Gesagten darüber klar sein, daß die Astrologie, wie sie zu allen Zeiten von philosophischen Geistern und Mathematikern begriffen wurde, stets etwas völlig anderes gewesen ist als die im Volke verbreitete Wahrsagekunst. Auch Kepler hat Astrologie nur als Mathematiker und Philosoph betrieben. Bei seiner unerschütterlichen Vorstellung von der harmonischen und beziehungsreichen Einrichtung der Welt, für die er selbst so erstaunliche Beweise liefern konnte, war es für ihn nur folgerichtig, daß die Astrologie als Wissenschaft von den Zusammenhängen der himmlischen Konfigurationen mit dem irdischen Leben ein unentbehrlicher Bestandteil seiner wissenschaftlichen Weltsicht war. Es ist also unrichtig zu behaupten, die Astrologie sei »die größte Disharmonie in Keplers Leben« gewesen (vgl. Wilhelm Foerster: Johannes Kepler, Berlin, 1862).

Meine Reise hatte mir also nicht nur neue künstlerische Impulse vermittelt, sondern daneben noch ganz andere Wirkungen gezeitigt. Durch die Begegnung mit dem Werke Keplers im Jahre 1912 wurde ich für die Astrologie gewonnen. Ich habe das noch lange Zeit als meine Jugendsünde betrachtet. Es war aber eine Jugendsünde, von der ich nie wieder loskommen sollte.

Freilich war mein Leben bis dahin keineswegs ganz geradlinig verlaufen. Ich entstamme einer bürgerlichen, hanseatischen Kaufmannsfamilie, die seit jeher in Hamburg und Schleswig-Holstein ansässig war und deren rechtschaffener Erwerbssinn durch Hamburg, seinen Hafen, seine Schiffswerften und seinen weltweiten Handel bestimmt wurde. Sturmfluten und Stapelläufe, Flottenbesuche und Bootsfahrten auf Alster und Elbe bildeten die Kulisse meiner kindlichen Welt. In ihr begegneten mir auch abenteuerliche und absonderliche Geschichten, wie sie überall an Küsten und Häfen zu Hause sind,

dort, wo sich die Erzählungen von Seefahrern und weitgereisten Handelsleuten mit den Vorstellungen von Bürgern und bäuerlichen Menschen auf dem Festland treffen. Wahrsager, Hellseher und »Spökenkieker« gehörten dort seit je zum Untergrund des Volkes. Und wenn diese Dinge mit Astrologie auch absolut nichts zu tun haben, so mag es doch wohl sein, daß mir von früher Kindheit die Annahme verborgener Gesetze, die unser Leben beeinflussen oder sogar bestimmen, ganz selbstverständlich schien.

Aber diese okkulte Seite in der Welt meiner Heimat trat, obwohl sie zweifellos vorhanden und jederzeit spürbar war, nie besonders aufdringlich in Erscheinung. Auch in meiner Familie wurde das äußere Leben entscheidend geprägt durch den eher kühlen, ganz sicher aber stets sehr konventionellen hanseatischen Kaufmannsgeist. So war es nur natürlich, wenn mein Vater entschied, daß ich Kaufmann werden sollte. Nach bestandenem Abitur hatte er für mich eine Stellung als Betriebsvolontär in einer bekannten Hamburger Im- und Exportfirma vorgesehen. Er meinte es gewiß gut und fand auch zweifellos die geeignete Firma für eine kaufmännische Lehre, die es mir ermöglichen würde, dereinst seinen eigenen Betrieb zu übernehmen. Aber mein Vater hatte nicht mit meiner starken Ablehnung des Kaufmannsberufes gerechnet. Als ich ihm erklärte, daß ich Maler und Bildhauer werden wollte, kam es zu großen Spannungen. Statt meine Volontärstelle anzutreten, flüchtete ich in ein einsames Heidedorf, das damals eine Malerkolonie war, und beriet mich mit meinem alten Lehrer Paul Lichtwark, der mich schon früher in der Absicht bestärkt hatte, einen künstlerischen Beruf zu ergreifen.

Ein Familienkrach ohnegleichen war die Folge: Meine feinfühlende und verständnisvolle Mutter stand auf meiner Seite, der Onkel, dem ich zwei Jahre später die erste Reise in den Süden verdanken sollte, gefiel sich in der Rolle des um Vermittlung bemühten Neutralen, mein Vater aber tobte vor Zorn, drohte mit Enterbung und wollte mein kleines Konto sperren lassen.

Diese Begebenheiten treten in meiner Erinnerung hervor wie dunkle Linien auf einem verblichenen Foto. Ich fühlte

mich unglücklich und unverstanden. Dabei lag die Schuld an diesen Auseinandersetzungen zum Teil an mir selbst, an meinem heftigen Temperament, zum Teil aber an Erlebnissen, die mir mein Elternhaus vermittelt hatte. Frühzeitig schon hatten meine Eltern mich auf Reisen mitgenommen, ich hatte Dresden, Weimar und Frankfurt am Main kennengelernt, und Begegnungen mit Kunstwerken und Künstlern hatten mich seit jeher mehr gefesselt als alles andere.

Jetzt aber, da ich aus solchen Bildungserlebnissen berufliche Konsequenzen ziehen wollte und deshalb den Eintritt in das Kontor eines Chinakaufmanns ablehnte, erklärte man mich für einen überspannten Phantasten. Schließlich aber siegte meine Beharrlichkeit, die besonders meinem Onkel zu imponieren schien, so daß mein Vater nach monatelangen Auseinandersetzungen plötzlich nachgab. Ich durfte das Praktikum als Volontär bei Professor Krüss und die Kunsthochschule besuchen, und mein Vater erklärte sich bereit, das Studium zu finanzieren. Die Hansische Hochschule für bildende Künste wurde 1912–13 erbaut von Professor Fritz Schumacher. Es waren nur Praktikanten-Arbeiten möglich. Dem Rate meines Vaters folgend, nahm ich eine Tätigkeit in den Werkstuben und Labors von Prof. Dr. H. Krüss auf, um mit der Herstellung von Werkzeugen, mit Schmiedearbeiten, dem Kupferschmieden und Metallbearbeitungen bekannt zu werden. Dort baute ich mir einen Spektralapparat, was meinen späteren Kunststudien außerordentlich nützlich war. Daneben unterrichtete mich Lichtwark bis zu dem Zeitpunkt, als das neue Gebäude am Lerchenfeld, die Hansische Hochschule für bildende Künste, im November 1913 eröffnet wurde.

Malerei und Bildhauerei schienen mir von Anfang an in gleichem Maße erstrebenswert. Schon früh wurde ich durch die Arbeiten von Fritz Klimsch angeregt und für seine Art der bildhauerischen Praxis gewonnen. Klimsch arbeitete seine Figuren selbst direkt aus dem Stein heraus, ohne fremde Hilfen, ohne Steinmetzarbeit. Er vertrat die Ansicht, daß nur durch diese Technik, die auf Stützen und Eisenkrücken verzichtet und den Steinblock in seinem Kern unversehrt läßt, die Einheit des Werkes gewahrt würde.

Ich versuchte mich an verschiedensten Materialien, und bald lernte ich, daß man auch bei Porträtbüsten sehr wohl darauf achten muß, wo man Marmor, wo Bronze oder wo man Holz für die endgültige Ausführung zu verwenden hat.

Auf Ausstellungen empfing ich Anregungen und Antrieb zu eigenen Arbeiten. So beeindruckte mich vor allem eine Ausstellung der Berliner Sezession, auf der Ernst Barlach mit seinem »Wüstenprediger« und Max Beckmann mit der »Amazonenschlacht« vertreten waren, außerdem Georg Kolbe mit verschiedenen Plastiken, Max Pechstein und Picasso. Auch Düsseldorfer Künstler stellten aus, aber die schienen mir noch zu akademisch. Die Malerei der Zeit, in die ich hineinwuchs, fing an, die akademischen Formen zu verlassen; nur äußerlich war sie noch mit den Farben von Cézannes Palette bekleidet. Wilhelm Lehmbrucks »Kniende«, diese ganz aus dem Gefühl heraus geschaffene Plastik, regte mich zum Modellieren an, von Gustav Klimt empfing ich Antriebe zum Zeichnen und Malen. Er ist jener Maler, den ich am meisten bewunderte, für den ich sogar schwärmte. Damals riefen seine für die Wiener Universität bestimmten dekorativ-ornamentalen Dekkengemälde, in denen er mit genialer Kraft und leuchtenden Farben seine Kunst- und Weltanschauung versinnbildlichte, großen Lärm und den gänzlich unberechtigten Protest der Professoren hervor. Dies veranlaßte den bescheidenen und zurückhaltenden Künstler, seine Bilder zurückzuziehen. Dennoch waren die Debatten über seine Technik und Zeichenkunst sehr aufschlußreich für mich.

Nun war Hamburg nicht die Stadt, in der ein Künstler zu leben wünschte. Hamburgs Kulturleben war im Vergleich zu Wien, München, Berlin oder Dresden recht armselig, obwohl man jetzt mit dem Bau der Kunsthalle begonnen hatte. Moderne Künstler wurden kaum gefördert. Künstler waren in der reichen Kaufmannsstadt oft verarmt und ohne Arbeit.

Auch ich war gezwungen, einen Teil meiner Zeit mit kunstgewerblichen Aufträgen zu verbringen. Reliefplaketten, Schmuck und Masken für keramische Fabriken hielten mich zwar über Wasser, brachten jedoch im Grunde recht wenig Verdienst und beanspruchten viel Zeit. Aber ich lernte dabei

mehrere Techniken, mit Metallen verschiedener Art umzugehen, und so erfüllte auch diese Arbeit ihren Zweck.

Als ich dann eines Tages, 1913/14, einige meiner Zeichnungen und Aquarelle, Plastiken und Masken dem damaligen Direktor der Hamburger Kunstschule zeigte, schlug er mir vor, in eine der Fachklassen der Kunsthochschule einzutreten, da er meine Arbeiten für ausreichend hielt und mich vor allem für bildhauerisches Arbeiten sehr begabt fand. So geriet ich in die Klasse Johannes Bossards, bei dem ich wirklich sehr gute und brauchbare bildhauerische Praktiken lernte.

Allmählich lernte ich meine Künstlerkollegen kennen, vor allem Albert Wöbcke. Die täglichen Diskussionen während der Pausen und in den Ateliers waren belehrend und interessant.

Sehr wenig gefiel mir allerdings das Aktzeichnen, das zum vorgeschriebenen Lehrpensum gehörte. Unter schlechten Raumverhältnissen versuchten wir, nach einem sowieso schon anstrengenden Tag, abends Aktstudien zu betreiben. Diese Studienabende waren mir unangenehm und lästig. Da ich bald einsah, daß meine Anstrengung zu nichts führte und ich außer Zeichentechnik und genauer Beobachtung nichts lernen konnte, gab ich es auf, mich weiterhin daran zu beteiligen. Statt dessen wünschte ich mir, ein Atelier zu mieten, in dem ich ungestört meine Studien betreiben konnte. Zur Ausführung dieses Plans besaß ich aber außer Mut und Arbeitsfreude überhaupt nichts. Da man damit aber weder zu einem eigenen Atelier noch, was ich mir noch sehnlicher gewünscht hätte, zu einem Studienaufenthalt in Paris, München oder Rom kommt, stürzte ich mich mit dem Mut der Verzweiflung in meine Arbeit.

Dabei verlor ich jeden Sinn für Zeit und Zeitgeschehen, vergaß alles über meiner Schaffensfreude. Es gab Augenblicke, in denen die künstlerische Schaffenslust überstark wurde, in denen mich brennender Ehrgeiz gefangennahm. Jetzt glaubte ich, endgültig meine Bestimmung gefunden zu haben.

Ganz in meine Arbeit vertieft, merkte ich nicht, wie die Frühlingsmonate vergingen und der Sommer anbrach. Der Beginn des Ersten Weltkrieges kam für mich plötzlich und

unerwartet. Wegen meiner wenig robusten körperlichen Konstitution wurde ich glücklicherweise zunächst vom Wehrdienst zurückgestellt, so daß ich mich weiterhin meinem Kunststudium widmen konnte. Die meisten meiner Kommilitonen meldeten sich in dieser Zeit der nationalen Begeisterung freiwillig, wurden schnell ausgebildet, rückten ins Feld und fielen bei Langemarck oder Ypern oder in Rußland. Nach und nach leerten sich die Atelierräume.

Dann wurde auch ich einberufen. Rückstellungsanträge einflußreicher Freunde und das Eintreten meines Professors Johannes Bossard konnten mich nicht vor dem Zwang und Drill des Kasernenlebens bewahren. Schon zu Beginn des Jahres 1917 wurde ich jedoch verwundet und erkrankte dazu noch an Flecktyphus, so daß ich vom Militär entlassen und in einem optischen Werk dienstverpflichtet wurde.

Neben dieser Arbeit konnte ich mich nun wieder meinem Studium widmen, was mir um so besser gelang, als ich in der Nähe der Alsteranlagen ein Atelier fand, das mir die Ruhe und Arbeitsatmosphäre bot, die ich nach den schrecklichen Erlebnissen an der Front so sehr benötigte. Nie vorher war mir das Leben so heiter, einfach und angenehm erschienen wie in diesem spartanisch eingerichteten, bei aller Primitivität wundervollen Atelier.

Trotzdem blieb in mir die Sehnsucht nach Einsamkeit, der Traum vom einsamen Leben, weit weg von allem, was man als moderne Zivilisation bezeichnet.

Am liebsten hätte ich mich in die Lüneburger Heide zurückgezogen. Dort hatte ich schon öfters Ruhe und Zuflucht gefunden. Manchmal spielte ich sogar mit dem Gedanken, in einen Orden einzutreten, um in der abgeschlossenen Welt des Klosters im Kreise von Künstlern und Gelehrten ein ruhiges Leben zu führen. Doch dann zweifelte ich wieder daran, daß sich mein Seelenzustand durch einen Ortswechsel verbesserte. Konnte ich denn überhaupt je meinen quälenden Fragen nach der Bestimmung des Menschen und nach der Erkenntnis meines eigenen Wesens entfliehen? Meine Vergangenheit schien mir abscheulich, die Zukunft entsetzlich und furchteinflößend in ihrer Ungewißheit.

In dieser und auch in späteren Krisen fand ich Hilfe und Ablenkung bei der Astrologie. Denn durch die jeweilig vorherrschenden Planetenkonstellationen in meiner Nativität konnte ich verstehen, weshalb solche Krisen notwendig und wann sie vorüber waren. Durch die Astrologie lernte ich, das Leben zu verstehen und es zu dem zu machen, was es für mich sein sollte.

In engere Berührung mit der Astrologie war ich eigentlich erst durch die Begegnung mit dem Restaurateur und ehemaligen Kunstmaler Heinrich Franck gekommen. Seine hagere Gestalt, sein langer schneeweißer Bart und das silbergraue, leicht gelockte Haar, das fast bis zu den Schultern reichte, waren mir bei einer astrologischen Gesellschaft sofort aufgefallen. Er befaßte sich mit astronomischen Berechnungen der Gestirnumläufe und war gerne bereit, mich in diese schwierigen Dinge einzuweihen. Da er eine umfangreiche Bibliothek alter astrologischer und mystischer Bücher besaß, konnte ich meine bisherigen Kenntnisse stark erweitern. Mit seiner Hilfe lernte ich wertvolle astronomische und astrologische Berechnungen und das Stellen von Horoskopen ohne Benutzung der schon damals bekannten und gebräuchlichen englischen Ephemeridenwerke. Jedes Horoskop wurde mathematisch berechnet, ohne Vereinfachung durch Hilfstabellen (Häusertabellen).

Von der Deutung eines Horoskops verstand Franck allerdings nicht besonders viel. Als Unterrichtshoroskop ließ er gerne sein eigenes berechnen und machte, wenn dies nach vielen Wochen gelungen und sauber gezeichnet war, auf die gefährliche Mars-Sonnen-Position aufmerksam, die sein Leben so schrecklich beeinflußt hatte. Er hatte sich nämlich bei einem Brandunglück beide Hände und Unterarme so schwer verletzt, daß er wegen der entstandenen Verkürzungen von Sehnen und Oberhaut seine ursprüngliche Tätigkeit als Kunstmaler nicht mehr ausüben konnte. Er ertrug jedoch sein bitteres Los geduldig und ohne sich über sein Schicksal zu beklagen. Da Heinrich Franck außer seiner Bibliothek auch noch eine Liste der älteren astrologischen Werke der Hamburger Staatsbibliothek und der königlichen Bibliothek in Berlin besaß, war es leicht, das nötige Lehrmaterial herbeizuschaffen.

Die Astrologie stellt einen imposanten, in sich eigengesetzlich normierten Bau dar, der zwar noch größtenteils im Rohbau steht, an dem aber, wie ein Blick auf den internationalen Forschungsbetrieb lehrt, unter immer größerer Beteiligung wissenschaftlich gebildeter Kräfte rastlos und methodisch weitergebaut wird. Die formalen Grundbedingungen einer wissenschaftlichen Disziplin vermag die Astrologie ja restlos zu erfüllen. Sie kann im System der Wissenschaften durchaus einen gleichberechtigten Platz beanspruchen, doch muß sie, wie jede Disziplin, die Entwicklungsstufen des Tastens und Wegsuchens durchlaufen.

In unserem Jahrhundert hat das ungeheure Leiderlebnis der beiden Weltkriege und der Nachkriegszeit ein starkes metaphysisches Bedürfnis hervorgerufen und den Drang nach tieferer Erkenntnis gesteigert. Dieser geistesgeschichtlichen Situation entspricht auch die Hinwendung zu wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiet der Astrologie.

Die geistige Einstellung des 19. Jahrhunderts, die auf dem Fundament des Rationalismus und der exakten Naturwissenschaften beruht, hat eine sehr tiefgreifende Wandlung durchzumachen begonnen und scheint bereits ihrer endgültigen Überwindung nahe zu sein. Im Kulturleben der Gegenwart sind geistige Strömungen am Werk, die sich, aus den verschiedensten Quellen genährt und im einzelnen auch verschiedenen Zielen zustrebend, doch im ausschlaggebenden Punkte einig sind: in der Ablehnung unserer technisch-wissenschaftlichen Zivilisationskultur und im heißen Bemühen um eine grundlegende Erneuerung unserer Kultur aus schöpferischem Geiste.

Zu diesen Strömungen kann man auch die »Renaissance der Astrologie« zählen. Tatsächlich hat die Astrologie jahrtausendelang auf dem Gebiet der Wissenschaft eine so dominierende Rolle gespielt, daß wir uns heute kaum eine Vorstellung davon machen können. In allen Hochkulturen der Welt verwendeten die Menschen die Astrologie zur Bestimmung ihres Schicksals. Der Wert der Astrologie liegt meiner Meinung nach jedoch weniger in der Kenntnis des Schicksals als im tieferen Verständnis der Lebenszusammenhänge.

Auch in der christlichen Ära wurden die Bedeutungen der Sternbilder und die »Kräfte Gottes in ihnen« erkannt. Alle Astronomen des Mittelalters, Kepler, Tycho Brahe, Galilei, befaßten sich gleichzeitig auch mit der Astrologie.

Erst seit wenigen Jahrhunderten glaubt die breite Masse der Gebildeten, über die Astrologie und den Einfluß der Planeten auf den Menschen lächeln zu dürfen. Die Kräfte, die von Mond und Sonne, Planeten, Fixsternen und den riesigen Spiralnebeln ständig als feiner Strahlenregen auf die Erde kommen, werden als zu schwach erachtet, als daß sie auf den Menschen wirken könnten.

Jeder weiß, daß Radio- und Fernsehwellen von der einen Seite der Erdkugel zur anderen laufen, selbst durch feste Körper hindurch, und daß dabei jede Feinheit der Schwingung erhalten bleibt, obwohl unsere Vorstellungskraft kaum ausreicht, die Winzigkeit dieser Wellen zu erfassen.

Sollte diese Kraft stärker sein als die Anziehungskraft des Mondes, die doch zweimal täglich die Massen des Ozeans meterhoch emporzieht?

Warum sollten denn die Kräfte des Mondes, der Sonne und der Planeten nicht auch auf den menschlichen Organismus einwirken?

Auch das Spiel des technischen Menschen mit Weltraumraketen und bemannten Satelliten ist charakteristisch für die Unmittelbarkeit, mit der die astralen Kräfte heute in das Bewußtsein des Menschen treten.

Meine astrologischen Arbeiten standen oft in mittelbarem Zusammenhang mit meinem Kunststudium. Wenn ich vom Modellieren, Malen und Zeichnen müde wurde, regte mich die Lektüre astrologischer Bücher wieder an. Langeweile und Untätigkeit kannte ich nicht.

Ich erhielt auch einige Porträtaufträge, die ich jedoch im traditionellen Stil ausführen mußte. Das Geld, das ich damit verdiente, reichte kaum für Studienmaterial und die notwendigsten Arbeitsutensilien. Daher mußte ich anfangs häufig Kleidungsstücke, Möbel oder Schallplatten verkaufen, um meine Schulden zu bezahlen.

Bei dieser finanziellen Lage ist es verständlich, daß in meinem Atelier noch vieles fehlte. Ich hatte noch keine richtige Schlafgelegenheit, das Inventar bestand aus einem alten Stuhl und einem wackeligen Tisch.

Da ich als Bildhauer nicht »Volkskunst« für Kasernen oder Ministerien liefern und auch nicht gerade zum Grabsteinfabrikanten degradiert werden wollte, mußte ich diese Verdienstlücke mit graphischen Arbeiten für eine pharmazeutische Fabrik und mit Entwürfen für Kaffeepackungen ausfüllen.

Soweit mir neben diesen Arbeiten noch Zeit blieb, ging ich morgens in die Bibliothek der hansischen Kunsthochschule oder in die Universitätsbibliothek, um dort in alten Büchern zu studieren.

Meine Geldverlegenheiten waren weiterhin beträchtlich, und das nicht nur deshalb, weil es für einen jungen Künstler wohl beinahe immer außerordentlich schwierig ist, seinen Lebensunterhalt ohne fremde Hilfe zu bestreiten, sondern vor allem auch, weil die ganzen Zeitumstände für eine künstlerische Existenz wenig förderlich waren.

Der Krieg ging seinem Ende entgegen, das Volk litt Not, und die beginnende Inflation warf ihre ersten Schatten über die Wirtschaft des Landes. Auch von meinem Vater hatte ich keine rechte Hilfe mehr zu erwarten. Ich hatte mich selbständig gemacht, und er hatte mit seiner Firma Sorgen genug. Mit meinen Auftraggebern aber sollte ich häufig, wenn es ans Bezahlen ging, traurige Erfahrungen machen.

Einmal bestellten wohlhabende Eltern bei mir eine Porträtbüste ihres Sohnes. Das Honorar wurde für eine Ausführung in Bronze vereinbart. Als die Leute das Tonmodell besichtigten, waren sie derart begeistert, daß sie nun eine Ausführung in Marmor verlangten. Der Bronzeguß würde höchstens einen Monat gedauert haben, das Aushauen in Marmor aber mindestens drei, vorausgesetzt, daß alles planmäßig ablief. Während ich mich an die Arbeit machte, trennten sich die Eltern des Jungen und ließen sich scheiden. Keiner von beiden stand zu seinem Auftrag oder ließ je wieder etwas von sich hören, und ich blieb mit einer Marmorbüste sitzen, von der lediglich das Material im voraus bezahlt war.

Ein anderes Mal durfte ich die lebensgroße Halbfigur einer

schönen Frau in Marmor behalten, die mich monatelange Arbeit gekostet hatte. Mein schönes, gutgewachsenes Modell heiratete den Mann nicht, der von ihr zum Bezahlen ausersehen war. Ich hatte umsonst gearbeitet, und meine Verzweiflung war groß. Schließlich wurde die Plastik von einem habsüchtigen Handwerker für eine Schuld in Zahlung genommen. Aber auch bei seriöseren Auftraggebern gab es Schwierigkeiten. Ein bekannter Hamburger Anwalt bestellte eine Buddhastatue, die aus edlem, sehr teurem Holz zu fertigen war. Abgesehen von einer geringen Anzahlung wurde der Auftrag niemals vom Besteller eingelöst, weil er starb und die Erben die Abnahme der fertigen Plastik verweigerten.

Heute weiß ich, daß auch andere Bildhauer und Maler immer wieder die gleichen Erfahrungen in ihrer Praxis machen und daß Mißgeschicke dieser Art gar nichts Besonderes sind. Aber damals war ich unglücklich und wußte mir kaum zu helfen. Und wem sollte ich klarmachen, wie ich meine eigene künstlerische Existenz begriff? Wem verständlich machen, daß mich bei meiner Arbeit andere Motive beflügelten als kleinlicher materieller Ehrgeiz? Die Leute, die bei mir eine Plastik bestellten, taten oft so, als handelte es sich um nichts weiter als einen Maßanzug.

Daß ich mit meinen astrologischen Kenntnissen Geld verdienen könnte, hatte ich damals noch nicht begriffen. Es lag auch nicht in meiner Absicht, aus der Astrologie einen Beruf zu machen, und außerdem waren meine Fähigkeiten auf diesem Gebiet immer noch recht bescheiden. Meine ersten Übungen im Deuten von Konstellationen bestanden darin, daß ich meine Verwandten, meine nächsten Freunde und Freundinnen als Versuchsobjekte benutzte und ihre Geburtshoroskope (Nativitäten) stellte. Bald sah ich zu meiner Überraschung, wie sehr die jeweiligen Konstellationen mit dem Charakter, den Begabungen und den Lebensumständen dieser Personen übereinstimmten. Das gab mir schließlich Mut, auch andere Horoskope zu berechnen und zu untersuchen.

Deshalb verschaffte ich mir die Geburtsdaten von historischen Persönlichkeiten, deren Lebenslauf weitgehend bekannt war: von Goethe, Kaiser Wilhelm I., Fürst Otto von Bismarck,

Napoleon I., Kaiser Maximilian von Mexiko, Michelangelo und vom Grafen Zeppelin, der wegen seiner Luftschiffkonstruktion damals zu den populärsten Zeitgenossen zählte.

Bei diesen Studien habe ich viel gelernt. Die Beschäftigung mit den Horoskopen berühmter Männer kann einen für die Geschichte wie für die Astrologie begeistern, aber man braucht sich noch nicht persönlich angesprochen zu fühlen, wenn man auf diese Weise einen Lebenslauf rekonstruiert.

Eine aufregende, ja erschreckende Erfahrung ist es erst, wenn man das Horoskop eines Lebenden und einem selbst persönlich gut vertrauten Menschen stellt und ganz bestimmte Voraussagen, die man bei der Deutung der Nativität macht, dann auch tatsächlich eintreffen. Erschreckend dann, wenn es sich um Ereignisse wie zum Beispiel Krankheit oder Tod handelt, die man als negative Aspekte eines Lebens bewerten muß.

Das Horoskop meines jüngeren Bruders zeigte eine gefährliche Verwundung und den Verlust eines Körperteils an. Ich machte ihn darauf aufmerksam. Das war Anfang 1913. Niemand hielt das für möglich, und doch war die Deutung zutreffend. Denn 1915 wurde mein Bruder bei den Stellungskämpfen in Frankreich durch Granatsplitter verwundet und mehrfach operiert. Er verlor sein rechtes Bein.

Dabei war er ein hochbegabter, wenn auch sehr antriebsschwacher Mensch, ein Lebenskünstler und Spaßvogel, der sein persönliches Unglück mit einer gewissen Leichtigkeit zu tragen wußte, aber dafür auch durch kein übertriebenes Pflichtbewußtsein ausgezeichnet war, was meinem Vater manchen Kummer bereitete, da er meinen Bruder als Teilhaber eingesetzt hatte. Seine Nativität zeigte diesen Lebenslauf an.

Natürlich gab es auch im Kriege, als ich Soldat war, unzählige Gelegenheiten, Horoskope zu stellen und sich an deren Deutung zu versuchen. In den vielen Stunden und Tagen, die beim Militär aus Warten und aus Ereignislosigkeit bestehen und die von den Soldaten meist durch Kartenspiel oder Alkohol überbrückt wurden, fand ich Zeit genug, meine astrologischen Kenntnisse weiter zu erproben. Oft geschah das aus reinem Zeitvertreib. Aber gerade dieser Zeitvertreib war es,

der mir später zu meiner astrologischen Praxis verhelfen sollte. Manche Kameraden, die ich an der Front und im Lazarett kennengelernt und denen ich dort spaßeshalber und aus Neugier Horoskope gestellt hatte, schrieben mir nach dem Kriege, brachten sich in Erinnerung und baten um weitere Prognosen. Bisweilen spürten diese Menschen mich auch in meinem Atelier auf und störten mich in meinen künstlerischen Arbeiten. Meine Plastiken waren ihnen gleichgültig, fast immer wollten sie nur von meinen astrologischen Kenntnissen profitieren. Und dann erschien auch bald eine besondere Klientel, die sich nach jedem Kriege und nach jeder Katastrophe bei Astrologen einzustellen pflegt: unglückliche Mütter, die ihre Söhne auf den Schlachtfeldern verloren hatten, Mütter von abgeschossenen oder vermißten Fliegern, Mütter, die wissen wollten, ob der vermißte Sohn noch am Leben war, und Frauen, die sich Auskunft erhofften, ob und wann ihr Mann aus der Gefangenschaft zurückkäme. Und dann kamen Frauen, die einfach Lebenshilfe erwarteten und mir ihren Kummer erzählten.

Ich war damals immer noch ziemlich jung, und wenn ich für mich und meine Studien dann solche Erlebnisse, die mir ganz fremde Menschen anvertrauten, auch aus astrologischen Konfigurationen feststellen konnte, war ich stets von Mitleid ergriffen und überwältigt.

Das persönliche Leid der vielen einzelnen wurde durch die allgemeinen politischen Verhältnisse nur noch weiter verdüstert. Die Deutschen hatten einen schlimmen Krieg verloren, der ganze Prunk des Kaiserreiches war vergangen, und über ein politisch unmündiges Volk brachen die Wirren der Novemberrevolution von 1918 herein, die Inflation machte Fortschritte, solide Existenzen zerbrachen, Nachrichten über Selbstmorde gehörten zum Alltäglichen.

In diesen Jahren größter ökonomischer und politischer Unsicherheit erwachte ein großes Interesse für Hypnose, Magnetismus, Hellsehen und für jede Art von Okkultismus. Übrigens scheinen in den Vereinigten Staaten Teile der Gesellschaft schon während des Bürgerkrieges und danach von einer ähnlichen Welle ergriffen gewesen zu sein. Dergleichen Dinge werden von katastrophenähnlichen Situationen gefördert. In

Deutschland konnten Hypnotiseure, Hellseher und Gedankenleser plötzlich die größten Konzertsäle füllen.

Übrigens war Eric Jan Hanussen, der in Wirklichkeit Hermann Steinschneider hieß, damals noch nicht als Hellseher bekannt. Er beschäftigte sich noch gemeinsam mit seinem Vater damit, Kriegsgräber zu öffnen und die Gebeine gefallener Soldaten in die Heimat zu bringen, um sie dort zu bestatten, was sicher für Hanussen ein lohnendes Geschäft war. Bei dieser Tätigkeit entdeckte Steinschneider jedoch sein Pseudonym: er nahm den Namen Eric Jan Hanussen vom Holzkreuz eines Soldatengrabes. Man nannte ihn später den erfolgreichsten Hellseher der Welt.

Die »Saison« für Hellsehen, die ausgebrochen war, wurde sofort kommerziell genutzt. Schwindel oder nicht: es gab kaum ein großes Varieté und kaum ein Café mit Unterhaltungsprogramm, welches nicht seine telepathische Nummer hatte. Pompöse, marktschreierische Reklame auf gewaltigen Plakaten oder in großen Zeitungsannoncen: »Der bedeutendste Parapsychologe«, »Die Frau mit den tausend Augen« (Madame Karoli, Zirkus Busch), »Das größte Rätsel, Spitzenleistung auf dem Gebiet der okkulten Wissenschaft«, »Die Dame, die Ihnen über alles Auskunft gibt« und so fort.

Alles das fanden Öffentlichkeit und Presse damals faszinierend, ungewöhnlich und phänomenal. Es konnte einem übel dabei werden.

Viele dieser Menschen waren reine Trickkünstler oder ausgemachte Schwindler. So war zum Beispiel die »indische Wahrsagerin« Madame Laila weder eine Inderin noch hatte sie längere Zeit in Indien gelebt. Und Lokithay, ein in Wien lebender Ungar, der als Hellseher und Hypnotiseur auftrat und dessen Vorstellung ich 1919 in einem großen Konzertsaal miterlebte, zeigte zweifellos keine echten telepathischen Experimente. Er verstand sich lediglich auf sogenanntes »Muskellesen«, ein Schwindel, den später unter anderem auch Hanussen betrieb. Manche dieser Namen, wie der von Madame Laila, tauchten nach dem Zweiten Weltkrieg wieder auf, andere sind längst vergessen.

Ich selbst war von diesem ganzen okkulten Rummel sehr

schnell angeekelt, und je mehr diese Dinge öffentlich besprochen und propagiert wurden, desto mehr zog ich mich in mein Atelier zurück.

Darüber wurde es Frühjahr und Sommer 1919. In der Stadt flackerten immer wieder revolutionäre Unruhen auf. Manchmal fanden Kämpfe zwischen Arbeitern und Polizeitruppen in unmittelbarer Nähe des Ateliers statt. Aber ich kümmerte mich darum kaum, empfing keine Besucher, und der einzige Mensch, der bisweilen zu mir kam, war ein Aktmodell, ein ehemaliger Artist. Er kam selten genug, da ich ihn mir, wegen meines chronischen Geldmangels, eigentlich gar nicht leisten konnte. Meinem Versuch, mich derart von der Welt zurückzuziehen, war jedoch kein voller Erfolg beschieden. Bald genug sollte ich auch mit den politischen Kräften der Zeit in Berührung kommen. Aber auch mit den Hellsehern, deren modischen Betrieb ich so überflüssig fand, sollte ich noch meine Erfahrungen machen.

Eines Abends besuchte mich völlig unerwartet mein Vater. Er war von zwei jungen Männern begleitet, und ich war davon um so mehr überrascht, als es der erste Besuch meines Vaters in meinem Atelier war. Seit ich mich entschlossen hatte, mein Glück als freier Künstler zu versuchen, hatte er sich nicht sonderlich um mich gekümmert. Es stellte sich heraus, daß die beiden Männer ehemalige Spielgefährten von mir waren, aber ich hatte sie viele Jahre nicht gesehen. Sie schienen in Not zu sein, jedenfalls verriet ihr Auftreten, daß sie in außerordentlicher Bedrängnis waren. Sie wollten meine astrologischen Kenntnisse in Anspruch nehmen, und ausgerechnet mein Vater, der doch angeblich von meinen Künsten nichts wissen wollte, hatte sie hierher gebracht.

Folgendes hatte sich zugetragen: Die Schwester der beiden jungen Männer war seit acht Tagen vermißt. An einem stark besuchten Badestrand der Oberelbe hatte man einige Kleidungsstücke von ihr gefunden, die das Allerschlimmste befürchten ließen. Mein Vater hoffte, daß ich mit Hilfe astrologischer Berechnungen wenigstens einige Hinweise geben oder die Sache womöglich aufklären könnte. Da ich aber weder ein Horoskop der Vermißten noch eines der beiden Brüder besaß,

mußten diese Horoskope erst berechnet werden. Die Ausarbeitung und Deutung hätte mindestens ein bis zwei Tage beansprucht. Die Brüder glaubten jedoch nicht, in dieser Situation so lange untätig warten zu können. Andererseits bedrängte mich mein Vater, diesen Menschen irgendwie zu helfen. Gerade an jenem Abend war ich mit einem Arzt verabredet, der an einem neuentdeckten Medium einige Experimente vornehmen wollte. Ich schlug daher meinen Besuchern vor, mitzukommen und den Fall der Vermißten als Test anzuwenden. Bald darauf gingen wir durch die immer noch von Unruhen heimgesuchte nächtliche Stadt und fanden uns bei dem Arzt ein, der mit unserem Vorschlag einverstanden war. Ich klärte die beiden Brüder über die Schwierigkeiten auf, die bei einer solchen Sitzung eintreten könnten, und wies sie vor allem auch auf das Risiko hin, daß das Medium möglicherweise gar keine hellseherischen Fähigkeiten habe. Aber den Brüdern schien das egal zu sein, und auch mein Vater, der ja eigentlich nur zu mir gekommen war, weil er in diesem Falle einmal meine astrologischen Prognosen, über die ihm ganz fremde Menschen irgendwelche Wunderdinge berichtet hatten, prüfen wollte, war nun plötzlich entschlossen, an der Sitzung teilzunehmen. Er meinte, daß meine astrologischen Berechnungen die Angaben des Hellsehers ja noch nachträglich bestätigen oder korrigieren könnten.

Dann wurde das Medium, ein unbeschriebenes Blatt, hereingebeten und stellte sich als Lucian Müller vor. Es gelang dem Arzt auch, Lucian nach einigen anfänglichen Schwierigkeiten in Trance zu versetzen. Nun geschah etwas sehr Merkwürdiges. Auf die erste Frage nach dem persönlichen Aussehen der Vermißten, ihrer Gestalt, ihrer Kleidung und ihren Angewohnheiten beschrieb Lucian alle die Eigentümlichkeiten dieser Dame genau, ich möchte sagen konkret. Beide Brüder bestätigten, was Lucian zunächst mit schwacher Stimme von sich gab: daß die Schwester nämlich mit einem Herrn an einem Strande gebadet habe. Zweifellos hatte das Medium durch niemanden vorher Kenntnis von diesem Badeausflug erhalten. Lucian beschrieb auch die Gestalt des Mannes zutreffend. Der Mann war der Verlobte der Vermißten.

Nach weiterem zweistündigen Fragen ergab sich auf Grund von Lucians Aussagen folgendes Bild: Das Brautpaar hatte am Tage gebadet und sich gesonnt. Es war jedoch abends nicht mit dem letzten fahrplanmäßigen Boot in die Stadt zurückgefahren, sondern am Strande geblieben. Später hätte der Mann seine Verlobte aufgefordert, noch einmal mit ihm zu baden. Daraufhin sei das Paar stromaufwärts geschwommen. Mitten im Strom habe der Mann dann das Mädchen mit einem Dolch erstochen. Der Leichnam sei durch mehrere Stiche in die Brust entstellt. Der Mann habe die Tote ans Ufer gezogen, sei dann aber selbst wieder ins Wasser gegangen, um sich weit draußen im Strom zu erschießen.

Technisch gesehen schien dieser Vorfall recht unwahrscheinlich, aber Lucian bestand auf seiner Aussage, und gesetzt, es hätte sich alles so zugetragen, so war nun an Lucian die Frage zu richten, wo jetzt die toten Körper zu finden seien. Lucian schwieg. Erst nach wiederholtem Fragen sagte er, er sähe die Leichen bei einer Landungsbrücke auf dem Grunde des Stroms. Nun gibt es an der Oberelbe zahlreiche Landungsbrücken, und wir mußten deshalb versuchen, aus dem Medium eine nähere Ortsbestimmung herauszubekommen. Lucian murmelte einen Namen, den wir schließlich als Lauenburg entschlüsselten. Auf Grund der Wasserverhältnisse der Elbe schien es uns aber ganz unwahrscheinlich, ja sogar unmöglich, daß die Leichen in Lauenburg angetrieben sein sollten. Meinem Vater riß die Geduld, und er sagte in schönstem Hamburger Dialekt: »Lucian, ick will di mol watt seggen, du lügst, dat kann gor nich angohn.«

Durch diesen Zwischenruf wurde das Medium aus seiner Trance aufgeschreckt. Lucian war verärgert und verlangte, daß mein Vater, der seine medialen Fähigkeiten störe, den Raum verließe. Immerhin waren die Brüder dankbar für die Aufschlüsse, die sie erhalten hatten; sie zweifelten nicht so wie mein Vater und ich an der Wahrheit von Lucians Aussage. Subjektiv ist das verständlich, denn Menschen, die in Not sind, neigen viel eher dazu, auch ganz unwahrscheinliche Dinge für wahr zu halten, als Personen, die nicht unmittelbar betroffen sind. Die Brüder hatten ohnehin wenig Hoffnung,

ihre Schwester lebend wiederzusehen, und wollten in erster Linie Klarheit haben. Deshalb fuhren sie auch gleich am nächsten Morgen nach Lauenburg, und mein Vater, den so viel Beharrlichkeit beeindruckt haben mochte, beorderte sogar einen seiner Schleppdampfer zu dieser Exkursion. Die Polizeistationen wurden benachrichtigt, und es begann eine zweitägige, völlig vergebliche Suche nach den Ertrunkenen.

Inzwischen hatte ich Zeit, das Horoskop der Vermißten zu stellen. Sie war am 26. Juli 1892 um sieben Uhr abends in Hamburg geboren. Die Himmelsfigur zeigte eine sehr unvorteilhafte Stellung des Mondes und eine Konjunktion mit dem Unglücksplaneten Saturn, beide fanden sich im VIII. Himmelsfelde, dem Todesfelde, woraus sich auch die Todesart und der Ort des Todes ergibt – unten verbunden mit Merkur, der in diesem Horoskop der Gebieter über das Feld der Emotionen und der Liebe, das V. Himmelsfeld, ist. Im V. Felde war außerdem Neptun, ein Übeltäter, höchst unvorteilhaft postiert. Der gemeinsame Tod der Vermißten mit ihrem Verlobten wurde aus der Konfiguration Merkur, Mond und Saturn im VIII. Felde erkannt. Saturn ist Geburtsgebieter; wenn er im VIII. Felde steht, zeigt er an, daß die betreffende Person selbst die Ursache ihres Todes ist und man auf einen Suizid schließen darf. Wenn man bei diesem Horoskop die Unterabteilungen des Tierkreises in der Manier der indischen Astrologie betrachtete, so besetzten Mond, Saturn und Mars die »wässerigen« Navāmśas (Neuntel) und Dvadašāmsas (Zwölftel). Und das bedeutete ein feuchtes Grab, also Tod und in diesem Falle Selbstmord durch Ertrinken.

Im Gegensatz zu den Aussagen des Mediums fand ich aber keine Konfiguration, die auf eine gewaltsame Tötung hinwies.

Mit dieser Deutung sollte ich recht behalten, wenn auch der Vorfall damit noch nicht völlig aufgeklärt war. Aber drei Wochen später fand ein Fischer ziemlich weit stromabwärts die Leichen der Vermißten. Die Toten wiesen keinerlei Verwundungen auf, wenn man von einer leichten Hautabschürfung am Kopf des Mannes absieht, die entstanden war, weil der Fischer die Ertrunkenen mit einer Hakenstange an Land gezogen hatte. Ein bald darauf gefundener Abschiedsbrief bestä-

tigte vollends den Selbstmord des Paares. Die Verlobten waren in großen finanziellen Schwierigkeiten gewesen, und der Mann hatte erhebliche Geldbeträge unterschlagen und Wechsel gefälscht. Nachdem auch die Ersparnisse der Schwester aufgebraucht waren, hatten beide den Freitod gewählt.

Lucian Müller aber war als Schwindler und trügerisches Medium entlarvt, was ihn freilich nicht hinderte, seinem trüben Geschäft weiterhin nachzugehen. Es gelang ihm sogar, das Vertrauen eines Arztes und Heilpraktikers zu gewinnen, der ihn als ausgezeichnetes Hellsehmedium bezeichnete und ihn bei der Untersuchung fremder Personen als diagnostisches Hilfsmittel benutzte. Der Arzt merkte erst viel später, daß er einen Schwindler aufgenommen und ernährt hatte. Dennoch will ich nicht bezweifeln, daß es bisweilen Menschen mit echten hellseherischen Fähigkeiten geben mag. So gibt es gewiß gelegentlich Ärzte, die über intuitive Einsichten und Heilfähigkeiten verfügen, welche sie auf keiner Universität gelernt haben und die den meisten, in der heutigen Schulmedizin ausgebildeten und spezialisierten Medizinern völlig fehlen. Aber es ist hier nicht meine Aufgabe, über solche intuitiven und möglicherweise hellseherischen Fähigkeiten zu spekulieren. In Frankreich und Amerika werden diese Dinge heute ernster genommen als in Deutschland oder anderen europäischen Ländern. Durch diesen und ähnliche Vorfälle sprachen sich meine astrologischen Fähigkeiten bald herum; die Leute mochten auch erfahren haben, daß ich begonnen hatte, Sanskrit zu studieren, um auch Werke der indischen Astrologie für meine Arbeiten benutzen zu können. Ich selbst habe meine Kenntnisse nie durch Anzeigen oder Vorträge propagiert, und doch blieb es nicht aus, daß die Zahl meiner Besucher, die nicht wegen meiner Plastiken, sondern wegen meiner astrologischen Gutachten kamen, ständig größer wurde und sich unter der Hand so etwas wie eine astrologische Praxis in meinem Atelier entwickelte.

Unter diesen ersten Besuchern waren auch zwei sehr unglückliche Damen, die bei mir in Begleitung eines sehr bekannten Kriminalkommissars erschienen und mich um Mithilfe bei der Aufklärung zweier Verbrechen baten. Der erste

Fall war einfach. Der Gatte der einen Dame schien einem Giftmord zum Opfer gefallen zu sein; verdächtig war der Schwager, der den Schreibtisch des Toten erbrochen und das Testament daraus entwendet hatte, um damit ins Ausland zu fliehen. Das Horoskop des Toten wies aber weder auf einen Giftmord noch überhaupt auf ein Verbrechen hin, sondern auf einen Unglücksfall. Die Sache klärte sich tatsächlich dementsprechend auf. Es handelte sich um eine Lebensmittelvergiftung. Der verdächtige und flüchtige Schwager hatte mit dem Tod seines Bruders nichts zu tun.

Der andere Fall war komplizierter. Hier handelte es sich um eine Frau, die auf mysteriöse Weise ermordet zu sein schien. Die Boulevardblätter hatten den Fall sofort als sensationellen Lustmord hochgespielt, was der Familie der Getöteten natürlich besonders unangenehm war. Aber auch hier ergab eine astrologische Untersuchung, daß es sich um keinen Mord handeln konnte, sondern daß wiederum nur ein Unglücksfall vorlag. Der Kriminalkommissar widersprach meiner Erklärung des Horoskops auf das allerheftigste. Denn nach seiner Konzeption war der mutmaßliche Täter ein stadtbekannter Arzt, von dem die Mordkommission annahm, daß er versucht hatte, die Leiche der Frau nach begangener Tat auf scheußlichste Weise zu beseitigen. Als Beweis für diese Annahme diente der Kriminalpolizei die Tatsache, daß der Arzt floh, nachdem der erste Verdacht auf ihn gefallen war. Ich kontrollierte meine Berechnung noch einmal, kam aber zu keinem neuen Schluß, der es mir erlaubt hätte, die Hypothesen der Kriminalpolizei in irgendeiner Weise zu unterstützen. Der Fall blieb 23 Jahre unaufgeklärt, dann zeigte es sich plötzlich, daß hier kein Mord, sondern ein Unglücksfall vorgelegen hatte. Heydrich und seine Leute nahmen sich aus einem mir nicht bekannten Grund von Prag aus dieser alten Affäre an und klärten die Sache mit kriminalistischen Mitteln, wie sie nur der Gestapo zur Verfügung standen, auf. Der damalige Verteidiger des angeblichen Mörders gab mir Einblick in die Prozeßakte, obwohl er dazu nicht befugt war. Aber er war außergewöhnlich beeindruckt von der Tatsache, daß die astrologische Deutung bereits vor mehr als zwei Jahrzehnten den richtigen Hinweis für die Erklärung

des ungewöhnlichen Vorfalls gegeben hatte. – Für alle diese Untersuchungen hatte ich niemals ein Honorar verlangt, denn es war für mich, der ich meinen Beruf als Bildhauer verstand, peinlich und in höchstem Grade unangenehm, mich wegen meiner besonderen astrologischen Fähigkeiten bezahlen zu lassen. Aber gerade jene Kenntnisse brachten es mit sich, daß mein künstlerisches Schaffen immer wieder unterbrochen wurde und mein Wunschtraum, ein Einsiedler zu bleiben, der sich nicht um die politischen Mächte der Zeit und die modischen Launen der Gesellschaft zu kümmern brauchte, nicht in Erfüllung ging. Denn schon bald nach dem Kriege erschien bei mir ein ehemaliger Offizier, den ich aus dem Felde kannte, aber schon seit mehreren Jahren aus den Augen verloren hatte. Er war Flieger gewesen und später Freikorpskämpfer, der Typus des ewigen Landsknechts und notorischen Unruhestifters. Ein Nationalist, der sich selbst das Prädikat gab, »der Rebell um Ehre« zu sein. Er hieß Herbert Volck. Wenn ich die Umstände seines Lebens relativ ausführlich schildere, so liegt das nicht nur daran, daß Volck mir jahrelang seine Freundschaft antrug und ich selbst immer wieder eine Zeitlang mit seinen Taten und Abenteuern konfrontiert wurde. Volck gehörte jener Generation deutscher Soldaten an, die die Niederlage von 1918 nicht verwinden konnten und die Republik als eine nationale Schande empfanden. Er und seinesgleichen haben als Rechtsradikale nicht nur die Kommunisten, sondern jede Art von politischer Vernunft bekämpft, und diese Leute waren es, die nach dem für Deutschland unglücklichen und für die übrige Welt politisch unklugen Versailler Frieden den Krieg in der Heimat auf eigene Faust fortsetzten und durch ihren Terror Wegbereiter der Nationalsozialisten wurden. Volck war ein besonders stark ausgeprägtes Exemplar dieser Gattung.

Der Rebell um Ehre - ein schwieriger Klient

Wann ich Herbert Volck zum ersten Male begegnete, weiß ich nicht mehr genau zu sagen. Es muß etwa 1915 gewesen sein, vielleicht in Rußland, in den Rokitnosümpfen, wo Volck später mit seinem Flugzeug abgeschossen wurde, vielleicht aber auch in Danzig bei einem Pferdetransport. Volck war immer lustig, er wirkte sehr gesund und sportlich, ein Spaßvogel, der es mit den militärischen Dienstvorschriften nie sehr genau nahm. Unsere Beförderung in den Offiziersrang stand damals bevor, doch mußte Volck erst sein Notabitur nachholen. Er war ein sehr guter Kamerad, aber ein ganz ungebildeter Mensch. Das Soldatendasein füllte ihn vollkommen aus, und ich kann es schwer erklären, warum ich ihn trotzdem ganz gerne mochte. Denn mit Volck konnte ich mich nicht über Goethes »Faust«, die Bhagavad-Gita oder Prentice Mulfords »Unfug des Sterbens« – meine Lieblingslektüre – oder über Nietzsches »Zarathustra« unterhalten, ebensowenig über die Transzendenz jenseits logischer und rationaler Grenzen, auch verstand Volck weder etwas von impressionistisch-pointillistischer Malerei, die Spektralanalyse war ihm gleichgültig, und Spinoza mochte er nicht, weil Spinoza Jude war, und Herbert Volck haßte die Juden. Über solche Themen konnte ich mich nur mit meinem Freund Fritz Chlodwig Lange unterhalten, der nach dem Kriege Journalist wurde und nach 1933 Deutschland verließ.

Volck hingegen wollte nichts als Soldat sein und »von intellektuellem Unsinn« nichts wissen. Er war nichts anderes als ein echter Abenteurer. Abenteuerlich waren nicht nur seine späteren politischen Engagements, sondern auch seine Kriegserlebnisse als Soldat. Als Freiwilliger zog er mit dem 16. Dragonerregiment in den Krieg. Er ritt über dreißig Patrouillen in Frankreich, zum Teil hinter der französischen Front. Dann

wurde er Flieger, kam an die russische Front und wurde in den Rokitnosümpfen bei Minsk abgeschossen. Schwerverwundet fiel er in russische Gefangenschaft. Von Sibirien versuchte er nach China zu fliehen, doch wurde er nahe der Grenze von einer Kosakenpatrouille aufgegriffen. Schon zum Tode verurteilt, gelang ihm der Ausbruch aus einem russischen Gefängnis, und über Moskau floh er in den Kaukasus, wo er den Aufstand der kaukasischen Bergvölker zu organisieren suchte. Als die Russen ihm wiederum auf der Spur waren, setzte er sich in endlosen Fußmärschen durch Kurdistan und Persien in die Türkei ab. Von dort gelangte er nach Deutschland und erhielt hohe Auszeichnungen für seine Tapferkeit. Volck wurde persönlich von Ludendorff und Hindenburg im Hauptquartier empfangen. Dann schickte man ihn wieder als Nachrichtenoffizier in den Kaukasus.

Diese Mission lag vier Jahre zurück, als Volck plötzlich wieder vor mir in meinem Atelier stand. Damals, irgendwo in Rußland, sagte ich ihm etwas über seine Zukunft und die gefährlichen Jahre, die ihm bevorstanden. Er hatte alles optimistisch aufgenommen, sich aber auch viele meiner früheren Prognosen gemerkt und berichtete jetzt darüber. Freilich kam er vor allem mit Fragen über sein ferneres Leben. Er wollte wissen, ob er den Soldatenrock ausziehen, Zivilist werden und als Büroangestellter untertauchen sollte. Für Herbert Volck war der Krieg am 11. November 1918 keineswegs zu Ende gewesen. Er hatte den Waffenstillstand in Berlin erlebt, ging aber bald darauf in die Lüneburger Heide, um auf Bitten seines Vaters eine Truppe zusammenzustellen, die im Baltikum gegen die Bolschewiken kämpfen sollte. Dieses Freikorps war die »Eiserne Brigade«, und mit ihr brach Volck zu den Kämpfen in seine baltische Heimat auf. Ich will nicht die Freikorps im allgemeinen verurteilen, aber Volcks Truppe war militärisch gesehen wertlos und das ganze Unternehmen so unsinnig wie vieles in seinem Leben. Als die Auflösung seiner Truppe nahe bevorstand, wurde er am linken Oberarm verwundet und fuhr nach Deutschland zurück; später munkelte man, er habe auch die Regimentskasse in seine Obhut genommen. Volck, der nie Geld gehabt hatte und der jetzt, den Arm in

der Schlinge, in meiner Wohnung vor mir stand, schien plötzlich über erhebliche Summen zu verfügen und konnte sich einen kostspieligen Erholungsurlaub in einem Sanatorium an der Ostsee leisten. Im übrigen war er nicht gut beieinander. Für ihn, den geborenen Soldaten, war »eine Welt in Trümmer gegangen«. Er sagte, seine Haut sei ihm abgezogen, seine Nerven bloßgelegt und sein Blut koche. Er stand in einer tadellosen neuen Uniform der baltischen »Eisernen Brigade«, mit allen Kriegsauszeichnungen auf der Brust, vor mir, lud mich zu sich und seiner jungen Frau ein und wünschte Aufschlüsse über seine Zukunft. Das wichtigste darüber hatte ich bereits skizziert und ihm vorgeschlagen, sich einen bürgerlichen Beruf zu suchen oder Schriftsteller zu werden. Er hätte zweifellos ein interessantes Buch über seine bisherigen Erlebnisse schreiben können. Volck wollte jedoch Offizier bleiben und trug sich mit dem Gedanken, eventuell einer ausländischen Armee seine Dienste anzutragen. Dann hatte er plötzlich die Idee, eine Reise in die USA zu unternehmen, um dort Vorträge über den Kaukasus zu halten, im übrigen wollte er in Deutschland ein Detektivbüro eröffnen. Beide Pläne hielt ich für Hirngespinste, aber beide Pläne führte er aus. Vielleicht war es ausschlaggebend, daß seine Frau um so vieles intelligenter war als er selbst, daß sie ihm, wenn er erst ins Schwadronieren kam, Bildungslücken und Unkenntnisse nachwies, er dadurch unsicher wurde und diesen Komplex kompensieren mußte. Als ich Volck in seiner Wohnung besuchte, die in einem damals üblichen, höchst durchschnittlichen Stil eingerichtet war, vernahm ich in seinen Reden zum erstenmal jenes Vokabular, das wenige Jahre später unser ganzes Volk verseuchen sollte. Volck liebte Phrasen wie: »Unsere Ruhe ist Kampf, unsere Liebe Entsagung, unsere Kraft Opfer.« Dergleichen schien bei seinen Zuhörern Eindruck zu machen. Oder er sagte: »Ich brauchte kein neuer Mensch zu werden nach diesem November 1918. Ich blieb der alte, entschlossene Stoßtruppkämpfer.« Er nahm damit den Stil künftiger Hitlerreden vorweg. Gern und ausführlich erzählte er von seinen Kriegserlebnissen, aber über sein baltisches Freikorps, »welches das Schicksal mir aus der Hand nahm«, schwieg er sich aus,

seitdem er sich mit der Regimentskasse abgesetzt hatte, um diese sicherzustellen.

Vor der geplanten Reise in die USA kurierte er sich aus und schrieb tatsächlich ein Buch. Meine Ratschläge, sich nicht mehr um Militär und Politik zu kümmern und Kriminalromane zu schreiben, in denen sich seine Phantasie austoben könne, schlug er in den Wind. Die unruhige, beinahe bürgerkriegsähnliche Situation in Deutschland kam seiner Natur zu sehr entgegen. Einmal sagte er: »Dieser aus Verrat geborene, durch Revolution erkaufte Friede von 1919 konnte nur neuen Krieg bedeuten. Unterirdisch, heimlich, aber Krieg auf alle Fälle.« Volck repräsentierte den enttäuschten Soldaten- und Offizierstypus jener Jahre, und wie er dachten und empfanden damals viele Männer in Deutschland, die sich durchaus für rechtschaffen hielten: entlassene Offiziere, die nun arbeitslos waren, ebenso wie Geschäftsleute, die durch die Inflation ihr Vermögen verloren hatten. Es war falsch, sich nicht um diese Existenzen zu kümmern, denn sie waren es schließlich, die wenig später Hitlers Politik und seinen Imperialismus unterstützten.

Die Niederlage des Kaiserreiches wurde als persönliche Schande empfunden und die Tatsache des Scheiterns durch Größen- und Verfolgungswahn kompensiert.

Menschen wie Volck abenteuerten weiter. Eines Tages kam er wieder und bat erneut um astrologische Prognosen, da sein Leben recht mühsam geworden sei. Er fühlte sich beschattet und verfolgt und war tatsächlich einmal in Köln von einem britischen Agenten gejagt worden, der in ihm den Nachrichtenoffizier und Aufwiegler vom Kaukasus wiedererkannt hatte. Und dann schien Volck seine Finger in recht dunklen und zweideutigen Geschäften zu haben. Er nannte mir die Daten eines Mannes, von dem er sagte, er habe eine Hand in London, die andere aber in der Sowjetbotschaft in Berlin. Angeblich hieß dieser Mann Pinkelée, aber es stellte sich heraus, daß dies nur ein Deckname für Sir Basil Zacharoff war, den levantinischen Kriegsrüstungskönig und wohl größten Waffenhändler aller Zeiten. Zacharoff kaufte für Inflationsgeld ehemalige deutsche Kriegswaffen, sein Bedarf war unersättlich, er war der

Lieferant für alle Bürgerkriege, Revolutionen und Partisanenkämpfe, wo immer diese in der Welt nach 1918 aufloderten. Volck wußte von den geheimen Waffendepots der Heimwehren und der ehemaligen Freikorps und suchte sich in dieses Millionengeschäft einzuschalten.

Der republikanischen Regierung in Berlin waren seine Machenschaften stets verdächtig, und die staatlichen Stellen bereiteten ihm und seinem Detektivbüro alle nur möglichen Schwierigkeiten. Vielleicht war das auch einer der Gründe, weshalb er die Demokratie so haßte und das »Weimarer System« so verachtete.

Da er in Deutschland beruflich nicht Fuß fassen konnte, entschloß er sich im Frühsommer 1922 zu der lange geplanten Amerikareise. Obwohl meine astrologischen Prognosen für diese Reise recht düster waren, wünschte ich Herbert Volck paradoxerweise viel Glück. Dieses Glück hatte er zunächst tatsächlich, denn er schwamm gerade eine Woche auf dem Atlantik, als Walther Rathenau in Berlin ermordet wurde. Volck stand mit dem Täterkreis in Verbindung, er kannte Tillesen, Ernst von Salomon und die übrigen Beteiligten. Aber seine finanziellen Schwierigkeiten hatten ihn davor bewahrt, in diese Sache hineingezogen zu werden.

Entgegen den Voraussagen einer Hellseherin, die Volck einen großen Erfolg in den USA prophezeit hatte, trafen meine negativen astrologischen Prognosen ein. Volcks Amerikareise endete mit einem Fiasko. Offiziell reiste er im Auftrag eines Klienten seines Detektivbüros, um dem Diebstahl eines Gemäldes von Rembrandt auf die Spur zu kommen. Da ihm aber nur wenig Geld zur Verfügung stand, suchte er seinen Aufenthalt auf andere Weise zu finanzieren. In deutschen Klubs hielt er den Amerikanern Vorträge über seine Kriegserlebnisse. Doch ließ er es nicht dabei bewenden. Gelegentlich erzählte er phantastische Geschichten von den Machenschaften »überstaatlicher Mächte«. Schließlich behauptete er in einem seiner Vorträge, auf Grund seiner Tätigkeit als Detektiv habe er ermittelt, daß es vom Weißen Haus eine direkte, geheime Telefonverbindung zum Büro des Bankiers Morgan gäbe. Das hatte skandalöse Berichte in der Presse zur Folge. Die deutsche

Botschaft schaltete sich ein, und Volck mußte sich in einem peinlichen Gespräch auf dem deutschen Generalkonsulat sagen lassen, die Berliner Regierung wünsche nicht, daß er als Privatmann in Amerika Vorträge über so heikle Dinge wie die Kriegsschuldfrage und den Versailler Frieden halte. Auch in Washington gab es inzwischen eine Akte über Herbert Volck, in der vermerkt war: »Mr. Herbert Volck is one of the most dangerous propagandists of the German Kaiser.« Die Berliner Regierung wollte diesen ungebetenen Botschafter deutschen Sendungsbewußtseins in die Heimat zurückholen, weshalb sie, gestützt auf kriminalpolizeiliche Recherchen, ein Auslieferungsbegehren stellte. Da auch die offiziellen Stellen in Amerika wenig Gefallen an diesem rätselhaften Deutschen fanden, von dem man nicht wußte, ob er lediglich ein verbohrter Nationalist war, oder ob sich nicht hinter seinem Antisemitismus und seinem Haß auf die kapitalistische Gesellschaftsordnung die Tätigkeit eines bolschewistischen Agenten verbarg, legte man ihm nahe, Amerika binnen sechs Wochen zu verlassen. Aber auch in dieser allgemeinen Misere kam Volck einigermaßen glimpflich davon. Es gehört zur Ironie dieser Geschichte, daß einflußreiche jüdische Bürger seinen Aufenthalt in Amerika teilweise mitfinanziert hatten und daß er nun auch noch eine größere Summe Geldes, man sprach von 17 000,– Mark, kassieren konnte. Es handelte sich angeblich um eine Stiftung für deutsche Offiziere und Offizierswitwen; aber es ist nicht bekannt, ob Volck dieses für wohltätige Zwecke gestiftete Geld jemals bei den Stellen abgeliefert hat, für die es eigentlich bestimmt war. Ziemlich genau ein Jahr später, im Sommer 1923, traf ich Volck mit seiner Frau in einem recht kläglichen Zustand im Schnellzug von Leipzig nach Hamburg wieder. Ich kam damals gerade von dem zweiten, nach dem Kriege einberufenen Astrologenkongreß, der für die weitere Entwicklung der wissenschaftlichen Astrologie in Deutschland so bedeutend werden sollte. Das wichtigste Ergebnis des Leipziger Kongresses war der Beschluß, die astrologische Zentralstelle zu erweitern und meinen späteren langjährigen Freund Dr. Wilhelm Mrsich zu deren Leiter zu berufen. Mrsich war Dozent für Zoologie an der Universität Zagreb. Ich war völlig

erfüllt von der Aussicht, daß die deutsche Astrologie nun große Fortschritte machen würde, als Volck mir plötzlich wieder begegnete. Er war ein Mann, der ein weiteres Mal in seinem Leben gescheitert war. Über seinen Phantastereien und Mißerfolgen war auch seine Ehe zerbrochen. Aber es war immer noch der alte Herbert Volck, der von seinen Ideen nicht lassen konnte. Volck war nun reif dafür, seine Dienste der völkischen Bewegung der Nationalsozialisten anzubieten.

Wenige Tage nach dem unvermuteten Wiedersehen im Zuge besuchte er mich zu einer ausführlichen Konsultation. Meine protokollarischen Aufzeichnungen über dieses und die folgenden Gespräche im Juli und August 1923 befinden sich noch in meinem Besitz. Volcks Amerikareise war in einem Punkte gar nicht so erfolglos gewesen. Es handelte sich um das Rembrandtbild eines seiner Klienten, das spurlos verschwunden war. Die Kriminalpolizei verschiedener Länder fand keine Anhaltspunkte über den Verbleib des Bildes. Dergleichen Recherchen funktionierten damals auch noch nicht gut, da die Interpol erst 1923 gegründet wurde. Volck hatte aber aus der Hamburger Unterwelt einen Tip bekommen, dem zufolge der Dieb das Gemälde im Tresor einer New Yorker Großbank deponiert haben sollte. Die Fährte erwies sich als richtig, und Volck machte sogar den Täter ausfindig. Für den dilettierenden Privatdetektiv Herbert Volck mußte das zweifellos ein großer Erfolg sein, den er für seine weitere Praxis außerordentlich gut hätte nutzen können. Statt dessen verspielte er das gerade erworbene Renommee durch seine politischen Vorträge und kam, um deren Fiasko zu verschleiern, geradezu größenwahnsinnig aus Amerika zurück. Statt seine Schulden zu bezahlen, kaufte er sich sofort ein Reitpferd und geriet mit seinem Sozius in Schwierigkeiten. Die berufliche Malaise wurde von ihm durch zwei Dinge überspielt: einerseits schickte er sich an, ein zweites Mal zu heiraten, und dann begeisterte er sich auch für ein erneutes politisches Engagement. In Deutschland sah es allerdings böse genug aus. Die Inflation eilte ihrem Höhepunkt entgegen, und die Geldentwertung nahm von Woche zu Woche und schließlich täglich immer skandalösere Formen an. Französische Truppen hatten das Ruhrgebiet besetzt, um die

Erfüllung der im Versailler Friedensvertrag festgelegten, aber unrealistisch hohen Reparationsforderungen zu erzwingen. Diese rigorose Politik Frankreichs gab allen nationalistischen Kräften im Lande Auftrieb, einen Augenblick schien es sogar, als würden Arbeiter, Bürger, Bauern und Unternehmer sich im »Ruhrkampf«, der zu einer nationalen Frage erster Ordnung geworden war, wieder zusammenfinden. Aber die außenpolitische Lage des Reiches wurde dadurch nur verwickelter, und die Berliner Regierung war in einer äußerst schwierigen Lage, die ihr nur halbe Maßnahmen gestattete, für die sie weder im eigenen Volk noch im Ausland Zustimmung finden konnte.

Das Bürgertum jener Jahre, die man später unverständlicherweise die »Goldenen Zwanziger« nannte, zeigte sich politisch größtenteils desinteressiert und amüsierte sich nach Kräften. Korruption, Wirtschaftsskandale und Verbrechen aller Art nahmen stark überhand, das Nachtleben in den Städten zeigte alle Formen des Perversen. Es war ein Tanz auf dem Vulkan in einem wirtschaftlich ruinierten Land, in dem sich braune und rote Demonstranten die ersten Schlachten lieferten. Volck hatte damals seinen ersten Kontakt mit der NSDAP bekommen. Er reiste nach München und berichtete aufgeregt von einem Besuch im Braunen Haus, von dem er mit Informationen und Anweisungen für die völkische Freiheitsbewegung zurückkam. Er hatte mit Göring und Ernst Röhm gesprochen und eine von Hitlers Reden gehört.

Aus heutiger Perspektive stellt sich die Frage, warum ich diesen lästigen Schwadroneur und Unruhestifter damals nicht hinausgeworfen habe. Der Grund ist einfach darin zu sehen, daß Volck für mich, astrologisch gesehen, ein interessanter Fall war, der mich desto mehr faszinierte, je länger ich mit ihm und seiner Umwelt zu tun hatte. Sogar als Bildhauer hat Volck mich gereizt. Er hatte einen guten Kopf und saß mir damals Modell.

Einmal hat er mir und seiner zweiten Frau – er war damals noch nicht mit ihr verheiratet – in einer langen Nacht, während ich schweigend an seiner Büste arbeitete, die Ideale und Ziele der völkischen Bewegung auseinandergesetzt. Und aus

München hatte er die Daten von Hitler, Göring und Röhm mitgebracht. Volck fragte mich, ob eine Revolte, die bereits geplant war, gelingen könnte.

Hitlers Horoskop habe ich im August 1923 auf Wunsch von Herbert Volck zum erstenmal berechnet. Ich fand darin ganz besonders unglückliche Gestirnskombinationen und für den Herbst 1923 eine böse Konstellation von Saturn und Mars neben anderen ungünstigen Anzeichen zum Aszendenten Hitlers. Um den 8. und 9. November herum war für etwa 24 Stunden die Konstellation der beiden Übeltäter Mars und Saturn sogar besonders gefährlich. Es gab Anzeichen für eine Gewalttat mit schlimmem Ausgang. Ich riet Volck deshalb von jeder weiteren Verbindung mit seinen neuen politischen Freunden ab. Selbstverständlich beachtete er diesen Rat ebensowenig wie alle anderen.

Hitlers Geburtshoroskop verhielt sich zu der Geburtskonstellation Herbert Volcks auf eine geradezu katastrophale Art disharmonisch.

Ich wies Volck auf den Sachverhalt hin: »Wenn Saturn im zehnten Felde in schlechtester Position steht (im Löwen), ohne von wohltätigen Planeten aspektiert zu sein, wird der Betreffende ein Anführer von Kulis. Er wird vernunftwidrige, grausame Befehle erteilen und gefürchtet werden.« Mit anderen Horoskopausführungen überreichte ich Volck diesen Text und fragte ihn, ob er wirklich ein Kuli Hitlers werden wolle, ein »Sudra«, ein Angehöriger jener tiefsten Kaste in Indien, wie es in den alten Sanskrittexten heißt. Volck schwieg und schien beeindruckt. Wir sprachen niemals mehr über diese Sache, und ich glaubte, ihn überzeugt zu haben. Das war ein Irrtum. Volck verbrachte zwar die nächsten Jahre nicht in den Reihen der NSDAP, schrieb aber 1933, gleich nach der Machtübernahme, Ergebenheitsadressen und Bettelbriefe an Röhm, Göring und Adolf Hitler.

Meine Deutung zu Hitlers Horoskop vom August 1923 wurde später bei einer Haussuchung durch die Gestapo gefunden und beschlagnahmt. Ich wurde daraufhin verhaftet. Die unteren Gestapofunktionäre waren über diesen Fund besonders erbost. Jahre später, etwa 1941, fragte mich Heydrich einmal,

ob ich bereit wäre, dieses Horoskop weiter und genauer auszuführen. Himmler sagte gar nichts und grinste. Er hatte meine Ausführungen mit Vergnügen gelesen.

Im Oktober 1923 reiste Volck nach Mitteldeutschland und nach Stuttgart und kam mit Nachrichten zurück, die manchen erschreckten. Volck behauptete, durch seine »Agententätigkeit« eine Tscheka-Organisation entdeckt zu haben und auch im Besitz einer Abschußliste zu sein, die man in Berlin einem roten Kurier abgenommen hatte und in der auch sein Name verzeichnet war. Diese Liste enthielt die Namen von einigen tausend Personen, deren nationale oder nationalistische Gesinnung bekannt war. Aus der Liste ging hervor, was für den Fall eines kommunistischen Umsturzes mit diesen Leuten zu geschehen hatte. Es gab drei Kategorien: sofortige Erschießung, Hinrichtung nach einem Schauprozeß und Verhaftung als Geisel.

Alles deutete auf eine revolutionäre Verschwörung hin, und tatsächlich waren in diesem Falle Volcks phantastisch klingende Ausführungen keineswegs grundlos. Von Mitte Oktober bis zum 9. November 1923 flackerten überall in Deutschland Aufstände auf. Zuerst in Sachsen und Thüringen, wo die Reichswehr gegen die sozialistischen Regierungen eingesetzt wurde, zuletzt in München, wo Hitler und Ludendorff durch ihren Marsch auf die Feldherrnhalle zumindest den Umsturz in Bayern erzwingen wollten. Auch Hamburg blieb nicht verschont; vom 22. bis 24. Oktober 1923 tobte in der Stadt der Kommunistenaufstand, der im wesentlichen von der Polizei blutig niedergeschlagen wurde. Damals war es Volck unbehaglich zumute. In den Tagen der Hamburger Revolte kam er plötzlich in meine Wohnung geschlichen und wollte wissen, ob sich die Weimarer Regierung nicht doch noch eine Weile halten könne. Plötzlich war ihm die verhaßte republikanische Regierung doch noch angenehmer als der Sieg von Leuten, die ihn bereits auf die Abschußliste gesetzt hatten. Die astrologische Beratung fiel kurz aus, und ich sagte: »Für Herrn Volck wäre kaum etwas zu gewinnen.« Mit diesem Bescheid verließ er mich und tauchte wieder im Getümmel der Straßenkämpfe unter.

Am späten Abend desselben Tages erschien er wieder bei mir in Begleitung eines Mannes, der ländliche Kleidung trug, untersetzt und dicklich wirkte und einen lauernden, verkniffenen Blick hatte. Der Mann sprach kaum ein Wort und sah sich in meinem Arbeitszimmer um, während Volck mir die Lage erklärte. Die Kämpfe hatten in der Stadt ihren Höhepunkt erreicht, und es war ihm nicht möglich, seine Wohnung in der Sierichstraße zu erreichen. Deshalb bat er für sich und seinen schweigsamen Begleiter um nächtliches Asyl. Nachdem ich gesagt hatte, daß beide bleiben könnten, stellte Volck mir seinen Begleiter vor: es war Martin Bormann, den Volck auf einem Gut in Mecklenburg kennengelernt hatte. Volck war in jener Nacht sehr nervös, er telefonierte mehrfach mit den Kommandostellen der Polizei, konnte aber nur erfahren, daß die Kämpfe noch unentschieden waren. Ich beschäftigte mich noch mit einer astrologischen Berechnung und konnte ihn beruhigen. Nach meiner Prognose würde die Polizei es am nächsten Tage schaffen, ohne daß noch die Heimwehren der Hamburger Bürgerschaft eingesetzt werden mußten. So geschah es. Am nächsten Mittag verließen Herbert Volck und Martin Bormann meine Wohnung. Die Straßenkämpfe hatten praktisch aufgehört. Martin Bormann hatte kaum drei Worte mit mir gesprochen. Scheu und schüchtern saß er in der Sofaecke. Sein Gesichtsausdruck war abweisend, alles in allem die Erscheinung eines Mannes, der sich undurchdringlich gab und sich nicht in seine Karten schauen lassen wollte. Ich habe Martin Bormann niemals wiedergesehen.

Nach diesem turbulenten Sommer und Herbst beruhigten sich die Verhältnisse relativ rasch, vor allem deshalb, weil Ende 1923 die Währung stabilisiert wurde und unmittelbar darauf, infolge kräftiger ausländischer Kapitalzuschüsse, ein wirtschaftlicher Aufschwung folgen sollte, eine Scheinblüte zwar, wie sich später zeigte, aber doch eine gute Atempause.

Volck widmete sich nun wieder dem weiteren Aufbau seines Detektivbüros. Er tat das mit den Allüren des Herrenmenschen, ritt jeden Morgen an der Alster und hielt sich viel bei Freunden und ehemaligen Offizierskameraden auf Gütern in Mecklenburg und Schleswig-Holstein auf, während sein Sozius

die Arbeit erledigen mußte. Bisweilen konnte Volck als die Karikatur des preußisch-baltischen Junkers gelten, sogar das Monokel fehlte nicht.

Wenn Volck selbst detektivische Recherchen unternahm, so machte er es sich immer sehr leicht. Hatte er zum Beispiel einen Einbruchdiebstahl aufzuklären, so kam er zu mir und bat um eine astrologische Untersuchung mit meinem Sternenchronometer. Er pflegte dann zu sagen: »Schau doch mal nach auf deiner famosen Wunderuhr.« Dabei belog er mich oft, etwa indem er den Tatort des Verbrechens in eine andere Stadt verlegte, damit ich seine Auftraggeber nicht feststellen konnte. Diese waren meist Versicherungsgesellschaften oder sehr reiche Leute, und oft standen für ihn beträchtliche Summen auf dem Spiele, was er gern vor mir verheimlichte. Volck jagte gestohlenen Teppichen, Juwelen, Pelzen, Kunstgegenständen und dergleichen nach. Sein Jagdgrund war die Unterwelt des Verbrechertums. Aber einmal konnte er auch im großen Spiel der diplomatischen Unterwelt mitspielen. Es handelte sich um eine Spionageaffäre, die sogenannte Sache mit dem Shanghaikoffer. Volck war bei seiner Tätigkeit, die mit der Aufklärung von Verbrechen während des Hamburger Kommunistenaufstandes zusammenhing, auf eine »heiße Spur« gekommen. Da sollte es in Berlin bei einer Madame Li, die mit einem russischen Spion verheiratet war, einen Koffer mit gestohlenen Geheimdokumenten geben. Volck fand den Koffer, brachte ihn in seinen Besitz und händigte ihn den Berliner Regierungsstellen aus. Ich glaube, dieses eine Mal hatte Volck wirklich gute Arbeit geleistet.

Es würde zu weit führen, dem Leser alle größeren und kleineren Fälle aufzuzählen, die Volck damals mit meiner astrologischen Hilfe bearbeitete. Er war übrigens nie bereit, mich für meine Bemühungen zu honorieren – Freundschaft hat umsonst zu arbeiten. Meine astrologischen Berechnungen für Volck aus jener Zeit existieren noch und umfassen mehrere Bände. Aber eine Geschichte will ich hier noch anführen, weil ich bei ihr eine bestimmte astrologische Technik anwandte, die mir später in einem anderen Falle zu einem großen Erfolge verhalf, ja, mir vielleicht sogar das Leben gerettet hat. Es

handelte sich um einen ganz großen Juwelendiebstahl aus der Hamburger Villa eines international bekannten Schmuckhändlers. Ich benutzte meinen Sternenchronometer und ersah aus der darin angegebenen Gestirnskombination, daß in dem Augenblick, als Volck mich fragte, der gesamte Schmuck sich noch im Hause des Juweliers befand und daß weder Familienmitglieder noch Fremde in die Sache verwickelt waren.

Nach der Konstellation, die ich angezeigt fand, hatte das Dienstmädchen den Diebstahl ausgeführt und die Beute im Keller des Hauses unmittelbar neben oder unter einem Wasserbehälter versteckt, möglicherweise sogar vergraben. Mit diesem Hinweis ging Volck zur Polizei, das Dienstmädchen wurde verhört, und der gesamte Schmuck fand sich tatsächlich im Keller des Hauses. Dabei konnte die Polizei auch noch einen zweiten Diebstahl, es handelte sich um einen Geldraub von 300 000 Mark aus einer Kasse der Rennbahn in Hamburg-Farmsen, aufklären. Das Dienstmädchen war die Geliebte eines lange gesuchten Gangsterkönigs.

Daß meine Prognose nicht nur richtig war, sondern in diesem Falle auch den einzigen Hinweis für die Aufklärung des Verbrechens lieferte, mag phantastisch klingen und dem Leser ganz und gar unglaubwürdig vorkommen, bestenfalls wird er die Sache für einen Zufall halten, der meine Voraussage auf eine für mich glückliche Weise bestätigte. Die Richtigkeit meiner Prognose basierte aber weder auf Zufall noch auf irgendwelchen anderen, vielleicht sogar mysteriösen Umständen. Astrologisch orientierte Leser werden wissen, daß es möglich ist, durch die Deutung einer Sternenkonstellation derart konkrete Angaben zu bekommen. Es handelt sich dabei um eine Methode, die für jedermann durchaus erlernbar ist, sofern er sich mit einigem Fleiß darum bemüht. Experimente dieser Art habe ich häufig ausgeführt, sie sind fast immer gelungen. Der spektakulärste Fall hängt mit der Verhaftung Mussolinis im Sommer 1943 und mit der Suche nach dem Ort seiner Gefangenschaft zusammen. Ich werde in einem späteren Kapitel über die Suche nach Mussolini berichten und dabei versuchen, die Technik dieser Untersuchungsmethode, die ich auch schon bei dem Juwelendiebstahl anwandte, näher zu beschreiben.

Damit endete der erste Abschnitt meiner Erlebnisse mit Volck. In den nächsten Jahren besuchte er mich weniger. Er schien auf bürgerlichen Pfaden zu wandeln, freilich war er auch hier stets in der Gesellschaft seltsamer Projektemacher. So tat er sich mit dem Erfinder einer Kartoffelschälmaschine zusammen, reiste als Vertreter, tauchte plötzlich als Redakteur einer kuriosen Zeitschrift auf, die dem Gedanken der Fliegerei zu neuem Aufschwung verhelfen sollte. Als dieses Projekt fehlschlug, versuchte er sich im Verkauf von landwirtschaftlichen Maschinen, entdeckte plötzlich seinen Kunstverstand und beteiligte sich in Berlin an einem Antiquitätengeschäft. Dann betätigte er sich wieder als völkischer Redner, ohne sich jedoch bei einer der Rechtsparteien endgültig festzulegen. Eine Kandidatur für den Reichstag lehnte er ab, ebenso allerdings auch das Angebot des deutschen Nachrichtendienstes, nach Rußland zu gehen. Der Mann, der den Shanghaikoffer gefunden hatte, sollte zu Erkundungen in die UdSSR eingeschleust werden. Aber dieses eine Mal hörte Volck auf meinen Rat und widerstand der Versuchung, sich in ein neues Abenteuer einzulassen.

Ganz jedoch riß die Verbindung mit Volck nie ab. Er hatte sich zu sehr an meine Beratungen gewöhnt und kam immer wieder mit kleinen Dingen zu mir; oft wollte er auch nur wissen, wie er sich bei seinen zahlreichen Damenbekanntschaften zu verhalten hatte. Im übrigen war er bis über beide Ohren verschuldet.

Wenn Menschen von leichtsinniger Lebensart jahrelang nur von einer finanziellen Verlegenheit in die nächste hineingeraten, weil sie weder Vermögen haben noch durch ihre Arbeit ihren Aufwand bestreiten können, so pflegen sie häufig ihr Glück im Spiel zu versuchen. Herbert Volck zog mich auch in diesem Punkte ins Vertrauen. So passierte es einmal, daß ich plötzlich, kurz hintereinander, von Volck mehrere Briefe aus Zoppot und Berlin erhielt. Darin schilderte er mir ein angeblich völlig unfehlbares Roulettsystem, das er auf Grund seiner »okkulten« Begabung herausgefunden habe, und bat mich, nun dieses System nach astrologischen Gesichtspunkten zu begutachten. Das System war natürlich blanker Unsinn; abgesehen davon gehörte Volck zu der Mehrzahl jener Menschen, denen ein Astrologe vom Glücksspiel prinzipiell abraten muß. Ich teilte Volck mit, daß sich in seinem Horoskop keine Konstellationen feststellen ließen, die zu der Annahme berechtigten, er würde jemals in seinem Leben auf diese Weise einen größeren Geldbetrag gewinnen. Merkur, der Geldplanet, stand bei Volck im achten Feld neben anderen unvorteilhaften Konstellationen. Das achte Feld ist aber das Geldfeld des Kontrahenten, was soviel hieß, daß höchstens Volcks Spielpartner Gewinnchancen hatten. Volck spielte hauptsächlich in Zoppot und Ostende, und obwohl er doch nichts Gutes in bezug auf seine Person von mir hörte, lud er mich eines Tages ein, mit nach Ostende zu fahren, um sein verbessertes Roulettsystem an Ort und Stelle zu begutachten. Volck war in Begleitung des ehemaligen Majors von Lessel; dieser bezahlte mir auch die Reise. In Ostende lernte ich von Lessels Bruder kennen, der im Krieg Adjutant bei General von Lettow-Vorbeck gewesen war. Dieser ehemalige Offizier hatte eine ausgesprochen glückliche Horoskopkonstellation für das Roulettspiel und schon mehrfach hohe Beträge in Monte Carlo und Baden-Baden gewonnen. Er gewann auch in Ostende einen größeren Betrag, der immerhin ausreichte, unsere Aufenthaltskosten zu decken. Aber ein Überschuß trat nicht ein, weil Volck wie auch der Bruder von Lessels sehr unvorsichtig spielten, zu fiebern begannen und größere Einsätze verloren. Zum glückhaften Spieler muß man geboren sein, und dazu gehört es, daß man den Glückspianeten Jupiter im fünften Felde antrifft. Leute mit dieser Nativität gewinnen tatsächlich mehrere Male in ihrem Leben hohe Geldbeträge – aber man trifft sie selten.

In meiner Beratungspraxis habe ich es dreimal erleben können, daß Klienten sehr große Beträge erspielten, zweimal, daß bescheidene Gewinne erzielt wurden. In allen Fällen hatten diese Klienten nach astrologischer Voraussage gespielt.

Die Episode in Ostende hätte beinahe noch einen skandalösen Abschluß gefunden. Auch hier handelte es sich um eine Geschichte, die ganz und gar zu Volck paßte. Er hatte sich mit einer Französin angefreundet und ihr schon im ersten Liebes-

geflüster mitgeteilt, im Besitz eines unfehlbaren Wettsystems zu sein. Die Dame war jedoch eine Angestellte der Spielbank, und in der folgenden Nacht ließ man uns am Spieltisch nicht aus den Augen und kontrollierte jeden unserer Schritte. So endete auch dieses Abenteuer mit einem Mißklang, und ich hatte wenig Neigung, mich noch weiterhin mit Herbert Volck zu befassen. Es sollte anders kommen. Die übelsten Geschichten mit Volck sollten mir noch bevorstehen.

Bauern, Bomben, Bonzen und der Große Bär

Im November 1928 erschien ein Mann von riesenhafter Gestalt mit auffallend großen, offensichtlich an schwere Arbeit gewöhnten Händen bei mir. Ohne mir seinen Namen zu nennen, stellte er mir einige Fragen, um sich, wie er mir später sagte, zu überzeugen, daß ich etwas von meinem Fach verstünde. Einige Zeit darauf besuchte mich derselbe Mann in Begleitung Volcks, den er als seinen Kampfkameraden und Adjutanten bezeichnete. Dieser Mann wurde mir als Claus Heim vorgestellt. Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich, daß Claus Heim, Besitzer eines alten Dithmarscher Bauernhofes und vor dem Ersten Weltkrieg auch größerer Ländereien in Paraguay, der Schleswig-Holsteinischen Landvolkbewegung angehörte, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, gegen die drückenden Steuern, die den zum Teil schwer verschuldeten Bauern auferlegt waren, anzukämpfen. Die Notlage der Bauern in Schleswig-Holstein war damals geradezu katastrophal. Im Jahre 1914 noch schuldenfreie Höfe waren 1924 zum Teil bis zu 75% ihres Wertes verschuldet. Herbert Volck war beauftragt, auf Vortragsreisen in den Städten und Dörfern Schleswig-Holsteins über die Unhaltbarkeit dieses Zustandes zu sprechen, um die Bauern zum Widerstand zu ermutigen.

Schleswig-Holstein war vor dem Ersten Weltkrieg eine Hochburg des Liberalismus gewesen, und nach der Revolution von 1918 gehörte es zu den Gebieten mit ausgesprochener Linksmehrheit. Mit der schlimmen nachinflationären Verschuldung der schleswig-holsteinischen Landwirtschaft und mit der Agrarkrise (1929/30), die mit dem Sturz der Schweinepreise einsetzte und sich im Zuge der Weltwirtschaftskrise katastrophal zuspitzte, trat dann eine ausgesprochene Rechtsschwenkung ein, die so weit führte, daß Schleswig-Holstein 1932 die erste Provinz war, in der die NSDAP eine absolute

Mehrheit erringen konnte. Die Erbitterung der Bauern, die sich seit der Mitte des Jahres 1927 in Massenkundgebungen und Bombenanschlägen gegen Finanz- und Landratsämter entlud, wurde von keiner Partei wirksamer aufgefangen als von der Hitlers. Die nationalistisch angeheizte Atmosphäre Schleswig-Holsteins war für Herbert Volck ein denkbar günstiges Wirkungsfeld.

Die Landvolkbewegung plante Gewaltaktionen gegen die oft brutalen und rücksichtslosen Pfändungen und die Verschleuderung wertvollen Land- und Viehbesitzes. Sie wollte die Gerichtsvollzieher durch starke, vielleicht sogar bewaffnete Bauerngruppen vertreiben und Landratsämter »heimsuchen«.

Dabei dachten Volck und Heim wahrscheinlich an Sprengstoff, sie sprachen mir gegenüber jedoch nicht darüber. Am sogenannten Frage-Horoskop des Sternen-Chronometers sah ich aber, was sie vorhatten, und riet ihnen daraufhin von Gewaltaktionen ab, da die Konstellationen beider denkbar ungünstig für solche Vorhaben waren. Ich behauptete, daß beide mit einem Strafprozeß rechnen müßten, Heim sogar mit längerer Gefängnishaft. Claus Heim und Herbert Volck meinten jedoch, auf Gewalt nicht verzichten zu können, da gewaltlose Aktionen ihrer Meinung nach wirkungslos bleiben würden. Daraufhin bat ich die beiden, meine Wohnung zu verlassen, da ich diese Mittel des politischen Kampfes nicht akzeptieren könne. Für Volck stellte ich kurze Zeit später noch ein sehr ausführliches Großhoroskop, in dem ich ausführte, daß er sich bis Juli 1929 vollkommen festgefahren haben werde und kurz darauf wahrscheinlich hinter Schloß und Riegel säße. Zu dieser Zeit wiederholten sich nämlich die Konstellationen, die schon bei seiner Gefangennahme als Soldat in Rußland vorlagen; sie würden vom Juli bis Oktober dieselbe Wirkung haben. In den folgenden Monaten der Jahre 1928 und 1929 lösten Protestkundgebungen und Attentate auf Finanz- und Landratsämter einander ab. Im Herbst 1929 hatte die Polizei ganz Schleswig-Holstein mit einem Netz geheimer Kontrollstellen überzogen, um endlich die geheimnisvollen Bombenleger festzunehmen, die seit etwa eineinhalb Jahren

Staatsführung und Öffentlichkeit beunruhigten. Die Polizei erhielt einen Hinweis, der Anlaß zu der Vermutung gab, daß eine Ford-Limousine den Schlüssel zur Aufklärung und Entdeckung liefern konnte. Es war natürlich leicht, den Besitzer dieser Limousine zu finden: den Schriftsteller und früheren Oberleutnant Herbert Volck. Was die Polizei nicht herausfand, war, daß Volck diese Limousine seit kurzem nicht mehr fuhr, da Claus Heim, der das Fahrzeug finanziert hatte, schon seit längerem mit Volcks Arbeit, vor allem mit seinen Vorträgen bei der Landbevölkerung, unzufrieden war. Volck pflegte bei diesen Vorträgen in einer maßlos scharfen Form zu sprechen, die Heim wohl nicht vorsichtig genug erschien. Heim, dessen Verhältnis zu Volck schon längere Zeit nicht mehr das beste war, zog die Unterstützung zurück, die er Volck als dem »Leiter der Schleswig-Holsteinischen Heimwehren« gewährt hatte.

Volck war unauffindbar, da er inzwischen mit seiner zweiten Frau, die er im Mai 1929 geheiratet hatte, auf Hochzeitsreise war. Mir schien es allerdings, als ob die Hochzeitsreise nur als Tarnung seiner durchaus begründeten Flucht diente.

Heim wurde verhaftet, bald darauf andere Anhänger der Landvolkbewegung, erst sehr viel später auch Herbert Volck, der erst durch eine ehemalige Bekannte unter Vorwänden geschäftlicher Art nach Deutschland gelockt werden mußte, wo er dann sofort inhaftiert wurde.

Im Zusammenhang mit Volcks Verhaftung und dem Prozeß, der ihm und den anderen Bombenlegern gemacht wurde, wandte sich das Interesse der Presse auch mir zu, was mir überaus unangenehm war. Schon vor Volcks Verhaftung war ich für kurze Zeit festgenommen worden, da man bei Volcks Mutter Teile seiner Korrespondenz mit mir und Horoskopausführungen gefunden hatte. Außer Schriftmaterial fand sich auch meine Hamburger Adresse, so daß ich umgehend (am 29. September 1929) verhaftet wurde. In meinem Heim wurden mein Tagesjournal des Jahres 1929 beschlagnahmt, da sich Horoskopberechnungen für Volck darin befanden, außerdem Telefonnummern und Adressen verschiedener Angehöriger der Landvolkbewegung. Mein Protest, in dem ich für mich das gleiche Recht der Geheimhaltung vertraulicher Mitteilungen

beanspruchte, das man jedem Arzt, Seelsorger oder Anwalt zubilligt, wurde von den Kriminalbeamten nicht nur ignoriert – es war mir nicht einmal erlaubt, mit meinem Rechtsanwalt zu telefonieren. Bei der Vernehmung im Altonaer Polizeipräsidium vertrat ich, über Volck befragt, noch die törichte Ansicht, daß die Wahrheit dem Beschuldigten niemals gefährlich werden könne. Durch irgendwelche Indiskretionen kam das polizeiliche Protokoll, das in sechsfacher Ausführung vorhanden war, in die Hände der Presse, so daß kurz nach meiner Vernehmung verunstaltete Berichte darüber in einem der Berliner Boulevardblätter erschienen. In der »Vossischen Zeitung« fand sich der Satz: »Es ist gar kein Zweifel, daß Volck unter dem Einfluß von Wulff gehandelt hat.« Auch zur Zeit des Prozesses gegen Volck und Heim konnte man einige Angriffe gegen mich und die Astrologie in den Zeitungen lesen. So schrieb das »Echo«: »Es wurde nachgewiesen, daß bei dem Attentat auf das Finanzamt in Winsen am 27. November 1928 die Idee zu diesem Anschlag von Herbert Volck ausging, der auf Grund seiner Beschäftigung mit der Sternkunde und anderen mystischen Dingen auf den Gedanken, Attentate zu verüben, gekommen war.«

Schlagzeilen wie »Die Bombenleger beim Sterndeuter«, »Das Horoskop der Attentate« oder »Die Bombenleger beim Wahrsager« füllten die Zeitungen. In der »Kieler Volkszeitung« und in der »Hannoverschen Zeitung« war zu lesen: »Es scheint festzustehen, daß die einzelnen Bombenattentate auf Grund von Horoskopen und astrologischen Darstellungen zustande gekommen sind.« Material zu den einzelnen Berichten lieferten die Polizeiakten, deren Inhalt nach Laune ausgelegt, umgedeutet und durch frei erfundene Geschichten ergänzt wurde. Die ganze Affäre wurde für mich und meine Familie immer unangenehmer. Ich ließ zwar durch meinen Anwalt gegen dergleichen Behauptungen und Verleumdungen protestieren, aber das drang weniger an die Öffentlichkeit als tendenziöse Berichte. Oft wünschte ich, Volck nie kennengelernt zu haben. Während einer Pause meiner Vernehmung im Altonaer Polizeipräsidium erzählte mir ein Angehöriger der politischen Polizei die aufschlußreiche Geschichte eines Einbruchs, den

er auf Anordnung von »oben« verübt hatte. Und zwar, wie mir im Laufe der Erzählung aufging, im Arbeitszimmer eines meiner Klienten, des Beamten eines Ministeriums, über dessen »Treiben« sich die Vorgesetzten des Polizeibeamten Gewißheit verschaffen wollten. Er entwendete dort Schriftstücke und versiegelte Geheimverträge, die sich nach einiger Zeit ganz zufällig wieder am alten Platz einfanden. Das Absurde an dieser Geschichte ist die Tatsache, daß ich meinem Klienten damals Herbert Volck als Privatdetektiv empfohlen hatte, um die Sache mit Hilfe meiner astrologischen Berechnungen aufzuklären.

Der Prozeß gegen die Bombenleger endete für Volck und Heim am 31. Oktober 1930 mit einer Verurteilung zu siebenjähriger Zuchthausstrafe. Jedoch sollte Volck nicht lange im Zuchthaus bleiben. Auf seiner Flucht aus Sibirien hatte er sich ein schlimmes, skorbutähnliches Leiden zugezogen, das sich während seiner Haft sofort verschlimmerte. Trotz seines elenden Zustandes und des ständig steigenden Fiebers wurde er aber zuerst zwei Monate lang weder ärztlich untersucht noch behandelt. Dann versuchte man, den politisch unbequemen Fall Volck in der Nervenheilanstalt loszuwerden. Die Unterbringung in der staatlichen Heil- und Pflegeanstalt Göttingen war schon beschlossen. Damit wäre Volcks Vergehen als die Tat eines Irrsinnigen ohne politischen Hintergrund abgetan gewesen. Nur das energische und rasche Eingreifen von Volcks Rechtsanwalt Graf von der Goltz konnte die Einlieferung verhindern. Daraufhin wurde Volck Weihnachten 1930 wegen vollkommener Haftunfähigkeit entlassen. Er zog ins Ostseebad Kolberg, wo er mit seiner Frau zwei hübsche Zimmer gemietet hatte, und verlegte sich wieder auf die Schriftstellerei. Dieses ereignislose Dasein langweilte ihn aber bald. Im Oktober 1931 schrieb er mir: »Was sagst Du zu der Reichstagsschweinerei? Na, jetzt muß eben mal Blut sprechen! Freunde wollen mich, sobald die Bombensache erst vorüber ist, an maßgebender Stelle politisch beschäftigen.« Volck war also immer noch nicht klüger geworden. Schon wieder bewegte er sich, ruhmsüchtig und abenteuerlustig, auf den gefährlichen Gleisen der Politik, obwohl ihn damals, 1932, doch jederzeit

ein neuer Haftbefehl erreichen konnte. Um ihn davor zu schützen, hatte ihm einer meiner Freunde, Georg von S.-M., auf meine Veranlassung seinen Besitz in Thüringen als Unterschlupf angeboten. Die Einladung enthielt jedoch die Bedingung, daß Volck inkognito dort eintreffen müsse, da das Personal auf keinen Fall seinen Namen erfahren dürfte. Volck mißverstand die Einladung und glaubte, er könne während seines Aufenthaltes auf dem Gut des Prinzen sein Buch »Landvolk und Bomben« propagieren, um den Absatz zu forcieren. Das Buch wurde übrigens später im November 1931 auf Anordnung des Polizeipräsidenten von Berlin beschlagnahmt und verboten, was den Absatz in den nichtpreußischen Teilen der Weimarer Republik stark anhob. Volck hatte nicht die Absicht, sich nur zu erholen; offensichtlich schien ihm das zu langweilig – er lehnte das Angebot des Prinzen für die nächste Zeit ab. Doch einige Tage später, am 7. Januar 1932, erhielt er die Aufforderung der Altonaer Staatsanwaltschaft, sich bis zum 16. Januar 1932 im Zuchthaus Gollnow/Pommern zum Strafantritt zu melden, widrigenfalls Verhaftung und Zwangsvorführung erfolge. Jetzt bestürmte Volck mich mit Hilferufen und Bitten um horoskopische Berechnungen, wie lange eine erneute Haft eventuell dauern könnte. Schon zur Zeit des Prozesses hatte ich ein umfangreiches astrologisches Gutachten gemacht, das keine lange Haft zeigte, aber meine Voraussagen vergaß Volck immer sehr schnell. Ich machte eine neue Berechnung, die erkennen ließ, daß Volcks Entlassung spätestens um den 22. Juli 1932 erfolgen würde. Auch diesmal stimmten meine astrologischen Voraussagen. Am 1. August 1932 wurde Volck durch Extrapost angekündigt, daß er wegen Haftunfähigkeit bedingt auf freien Fuß gesetzt sei.

Kaum freigelassen, stürzte er sich mit aller ihm eigenen Heftigkeit, die bei ihm nicht durch Überlegung gemildert und in bestimmte Bahnen geleitet war, in die Politik. Er witterte »Morgenluft«. Die »Braune Masse« setzte sich nach vorne. »Die nationale Erhebung marschierte«, wie Volck es auszudrücken pflegte. Dabei konnte er nicht fehlen. Zur »Eroberung Berlins« hatte er sich in Potsdam eine sehr schöne Wohnung gemietet, wohin er mich im Mai 1933 einlud. Er schlug mir

vor, jetzt, wo Hanussen tot war, doch zu ihm nach Berlin zu ziehen. Davon versprach er sich für mich eine gutgehende astrologische Praxis. Wie mir schien, war er aber vor allem an dem Berater interessiert, der ihm dann laufend zur Verfügung stehen würde.

Dieses Angebot war für mich nicht akzeptabel; ich kannte Volck zu gut, um ihm seine Uneigennützigkeit abzunehmen. In dem Brief, der die Einladung enthielt, bat er mich noch um Ratschläge für seine weiteren Unternehmen. Er stand vor der Wahl, entweder in einem Kriminalfilm die Rolle eines Agenten und Meisterdetektivs zu spielen oder einen Kaukasusfilm zu drehen, Vorträge im Rundfunk zu halten oder für Deutschland eine Propagandareise nach Nordamerika zu machen. Das Hauptanliegen seines Briefes war jedoch die Frage: »Wie steht es mit einer Staatsstellung?« Volck hatte, wie er in seinem Brief behauptete, Göring die Idee der Gestapo entwickelt. Jetzt beklagte er sich, daß er daraufhin nicht sofort ein führendes Amt bekam und daß Heydrich zum Leiter der Gestapo ernannt worden war. Weiter schrieb er noch: »Man munkelt, daß die erste Konjunkturwelle der Nazis bald vorüber ist und daß man die vielen ungeeigneten Konjunkturisten bald ersetzen will. Ich habe das Gefühl, daß dann Männer meines Schlages geholt werden müssen.« Volck war in bezug auf seine politische Karriere immer sehr optimistisch gewesen. Seine Machtgier, sein Ehrgeiz, seine fast unglaubliche Eitelkeit und Anmaßung, gepaart mit geringer Intelligenz, ließen ihn die Verhältnisse immer in dem für ihn günstigsten Lichte sehen. Man hatte übrigens richtig gemunkelt. Die »Konjunkturisten« wurden nicht nur ersetzt, sondern gleich sehr gründlich beseitigt. Am 30. Juni 1934 wurden nicht nur Röhm und ein großer Teil der SA-Führerschaft ermordet, sondern auch eine ganze Anzahl politisch unliebsamer Personen, wie Gregor Strasser, die Generäle v. Schleicher und v. Bredow, der ehemalige Staatskommissar v. Kahr – Rivale und schließlich Gegner Hitlers beim Putsch von 1923 –, Klausener, der Führer der Katholiken in Berlin, und zwei der engsten Mitarbeiter von Papens, v. Bose und der Schriftsteller Edgar Jung.

Volck wurde inzwischen von der »nationalen Erhebung«

getragen. Er war für die Gestapo, SA und SS in geheimen Missionen tätig.

Wie ich erst 1966 von meinem Rechtsanwalt Dr. Crüger erfuhr, vertrat er unter anderem auch die Interessen der Gestapo in der Mordsache Hanussen.

Hanussen war 1933 von dem SA-Mann Ohst ermordet worden. Gestapo und SA deckten diesen Mord. Dr. Crüger, der den Nachlaß Hanussens verwaltete, hatte gemeinsam mit Hanussens Sekretär nach dem plötzlichen Verschwinden des Hellsehers die Initiative ergriffen und nicht lockergelassen, bis Hanussens Leiche nach Wochen aufgefunden worden war. Um den Namen des Mörders ausfindig zu machen oder wenigstens ein wenig Licht in den mysteriösen Todesfall zu bringen, hatten Crüger und Gino, so hieß der Sekretär, schon verschiedene zuständige Stellen aufgesucht, wurden jedoch überall abgewiesen und schließlich an die Berlin-Gestapo in der Prinz-Albrecht-Straße verwiesen.

Der für den Fall Hanussen zuständige Gestapobeamte war der »Jurist« Herbert Volck. Volck empfahl ihnen drohend, die Nachforschungen in dieser Mordsache zu unterlassen, sonst könnten sie in Schwierigkeiten kommen. So benahm sich derselbe Herbert Volck, der zur Zeit des Bombenlegerprozesses nach Gerechtigkeit geschrien hatte. Auch im privaten Bereich fing er an, die Maske abzulegen. Er pflegte nur noch im Befehlston zu reden und zeigte sich den Sorgen seiner Bekannten gegenüber kalt. Volck war zwar noch nie der Mann gewesen, den die Folgen seiner Handlungen geplagt hätten, ein eigenartiges Merkmal des »negativen« Löwe-Widder Typs. Auch durch Gewissen, das Grundmerkmal der sittlich-disziplinierten Persönlichkeit, hatte er sich noch nie ausgezeichnet, aber niemals trat das Fehlen jeglichen Verantwortungsbewußtseins und jeglicher Rücksichtnahme so ausgeprägt in Erscheinung wie in dieser Zeit. Er verdiente damals gut, hatte aber wegen der Prozeßschulden wenig Geld für sich. Deshalb fragte ich gelegentlich eines Aufenthalts in Thüringen den Prinzen G., ob nicht eine Offiziersstelle vakant wäre. Der Prinz sprach mit dem Reichswehrminister von Blomberg, der Volck daraufhin empfangen wollte, um ihm eine Stellung als Major einer

Garnison in Schlesien anzubieten, wo er innerhalb von drei Monaten zum Obersten befördert worden wäre. Volck ignorierte das Angebot und erschien nicht. Mir schrieb er, er brauchte diese Beziehungen nicht, da er sich an anderen Stellen durch *Leistungen* viel erfolgreicher durchgesetzt habe.

Inzwischen hatte die schlimme wirtschaftliche Lage auch mich in Not gebracht. Das Im- und Exportgeschäft meiner Verwandten war durch die Devisenbestimmungen schwer betroffen, und dazu kam ein Verbot jeder astrologischen Tätigkeit. Das galt zwar zuerst nur für Groß-Berlin, aber viele meiner Freunde und Klienten glaubten, ich bearbeitete keine Horoskope mehr, so daß ich fast arbeitslos war. Einstweilen hätten Astrologen, die sich durch das Diplom der Astrologischen Zentralstelle Düsseldorf ausweisen konnten, in den Regierungsbezirken Köln, Düsseldorf und auch Hamburg unbehelligt weiterarbeiten können. Geschickte Flüsterpropaganda der Nazis sorgte jedoch dafür, daß die Leute aus Angst vor Gestapovernehmungen lieber auf astrologische Beratungen verzichteten. So war ich gezwungen, meine Wertsachen, wertvolle Gemälde und alte Möbel aus Familienbesitz zu verkaufen. Herbert Volck, zu sehr mit sich und seiner Karriere beschäftigt, konnte keinen Gedanken an meine wirtschaftliche Lage verschwenden, viel weniger noch mir zur Seite stehen, obwohl er inzwischen, wie ich von Eingeweihten hörte, über ein fürstliches Einkommen verfügte.

Volcks Unternehmen und Geschäfte wurden immer undurchsichtiger. Für die Spionageabwehr mußte er die eben abgeschlossenen Verträge des französisch-russischen Militärbündnisses an sich bringen, um sie zu kopieren. Da er diese Aufgabe mit Bravour und der ihm eigenen Tollkühnheit meisterte, schenkte ihm auch Heydrich Vertrauen. Neben der Arbeit für die Gestapo beteiligte er sich jedoch noch an verschiedenen mysteriösen Geschäften. Unter anderem besaß er angeblich Anteile an einem Erdölunternehmen in der Lüneburger Heide. Volcks größtes Anliegen war es, zu Hitler vorzudringen, zu dem ihm »bisher der Weg von Parteileuten verbaut war, die stets fürchteten, daß andere, die mehr leisteten, auf Hitler Eindruck machten«. Immer wieder hatte ich ihm

gesagt, daß eine Verbindung mit Hitler äußerst unheilbringend für ihn wäre, da in Hitlers Horoskop der unglückbringende Schicksalsplanet Saturn in Löwe postiert, in Volcks Horoskop aber dieser Teil des Zodiakus Löwe am Aszendenten stand. Dazu gesellten sich noch einige andere bösartige Gestirnskonfigurationen in den beiden Horoskopen. Von einer Verbindung Volck–Hitler war also unbedingt abzuraten. Hitler hatte auch erklärt, er könne diesen baltischen Herrenmenschen (Volck) nicht ausstehen. Doch auch dieses Urteil hinderte Volck nicht daran, ihm immer wieder nachzulaufen.

Ebenso vergeblich wie die Bemühungen um Hitler waren auch seine Anstrengungen, Röhms Gunst zu erringen. Obwohl Volck bereits seit 1923 wußte, daß ich Hitler und dessen Komparsen ablehnte, bat er mich immer wieder um astrologische Auskunft, ob nicht doch Hoffnung bestünde, zu seinen Idolen vorzudringen.

Die schrecklichen Voraussagen, die ich für das Hitlerregime gemacht hatte, wurden nur zu schnell Wirklichkeit. Auch meine Sterne standen damals sehr unvorteilhaft. Der Saturnring Hitlers hatte auch mich umspannt. Saturn durchwanderte mein »Berufsfeld«, das X. Feld, unter denkbar disharmonischen Aspekten zum Radix-Mars und anderen Gestirnen meiner Geburtskonstellation. Uranus, der Planet der Revolutionen, transitierte über Jupiter, den Glücksplaneten und Wohltäter der Menschen. Neptun nahm eine unvorteilhafte Stellung zu meinem Aszendenten ein. Nach meinen Berechnungen mußte der Sommer 1934 besonders bös verlaufen. Ich hatte mich nicht getäuscht. Die grausamen, von der Staatsführung organisierten Morde am 30. Juni 1934, die jeder Vorstellung eines Rechtsstaates ins Gesicht schlugen, wurden auch noch vom Reichskabinett am 2. Juli durch Gesetz als Staatsnotwehr für Rechtens erklärt. Die Grundlagen rechtsstaatlicher Ordnung und persönlicher Freiheit wurden zerstört. Der Begriff des Rechts wurde zu einer Vokabel für die Gewalt. Ich war erschüttert, obwohl ich schon durch meine astrologischen Berechnungen gewußt hatte, daß es so ähnlich kommen mußte. Auch die Spannungen zwischen Hitler und Röhm waren mir schon durch Volck bekannt gewesen. Heydrichs große Stunde

war jetzt gekommen; er wurde zum Chef der gesamten Sicherheitspolizei ernannt. Das konnten weder Gisevius noch Herbert Volck, der sich selbst gerne in Heydrichs Position gesehen hätte, verhindern. Da Volck 1934 mit Heydrich eng zusammenarbeitete, erhoffte er für sich wenigstens den Posten des Polizeipräsidenten von Berlin, aber er hoffte vergeblich.

Meine finanzielle Not war inzwischen auf dem Höhepunkt angelangt, und ich war gezwungen, das letzte mir gebliebene Gemälde, ein wertvolles niederländisches Herrenbildnis, zu verkaufen, das sich seit 1779 im Besitz unserer Familie befand. Dazu fuhr ich nach Berlin, wo ich unter anderem auch Volck besuchen wollte, der seit einigen Monaten eine repräsentative Wohnung in der Ebereschenallee bewohnte. Ich hatte Volck längere Zeit nicht gesehen und erschrak sehr über sein krankes Aussehen und seinen stieren Blick. Er schien überarbeitet, war nervös und gereizt und litt offensichtlich unter Schlafmangel. Während Frau Erna Volck, von ihrem Mann jetzt übrigens mit dem »aufgenordeten« Namen Edda gerufen, »Fürstin« spielte und ihre Hausangestellten überlaut und auffällig im Haus herumkommandierte, unterhielt ich mich mit Volck im protzig überladenen Arbeitszimmer. Unterhaltung ist wahrscheinlich der falsche Ausdruck für die Rede, die Volck von seinem thronartigen Schreibtischstuhl aus hielt. In einem endlosen Monolog dozierte er über seine immensen Leistungen und die schwierigen Aufgaben, die ihn noch erwarteten, sprach verworren und unverständlich über irgendwelche Persönlichkeiten in Moskau und Paris, über russische Emigranten, die in irgendeiner dunklen Angelegenheit eine große Rolle spielten. Nach dem Essen bat mich Volck, ihn bei einem »amtlichen« Besuch zu begleiten, um mir ein Urteil über die dort anwesenden Leute zu bilden, da er darauf viel Wert lege. Die Neugier, seine »Geschäftsfreunde« kennenzulernen, veranlaßte mich, auf dieses Angebot einzugehen.

Nach einer kurzen Fahrt mit Volcks Lincoln betraten wir eine der scheußlichen Mietskasernen des Kurfürstendammviertels und wurden im ersten Stock von einem etwas aufgeregten jungen Mann in Hemdsärmeln empfangen. Er kannte Volck und führte uns in ein verräuchertes, nach Schnaps stin-

kendes unordentliches Zimmer, in dem sich schon mehrere Leute befanden, die auf zerwühlten Betten saßen und zum Teil schon ziemlich betrunken waren. Die anwesenden Frauen wirkten ungepflegt und übernächtigt und waren schmutzig gekleidet. Ein Teil der Anwesenden sprach nur gebrochen Deutsch. Ich hatte das Gefühl, in eine Verbrecherkneipe oder in die Unterwelt der Politik geraten zu sein. Volck stellte mich vor und murmelte Namen, die ich größtenteils nicht verstehen konnte. Dann betrat eine elegant gekleidete junge Dame den Raum. Sie sprach kein Wort und versuchte überhaupt nicht, sich in die Unterhaltung einzumischen. Die ganze Versammlung kam mir nicht recht geheuer vor. Durch ein verabredetes Zeichen gab ich Volck zu erkennen, daß mein Eindruck von dieser Gesellschaft nicht der allerbeste war. Ich verließ den Raum, und Volck begleitete mich hinunter. Ich bat ihn, vorsichtig zu sein, da diese Leute einer politischen Untergrundbewegung anzugehören schienen oder Spione waren.

In Volcks Geburtshoroskop ging der transitierende Saturn, der Planet des Unheils, durch das VII. Feld. Das bedeutete, daß Volck gefährlichen Umgang mit korrupten und wenig vertrauenswürdigen Menschen haben würde. Auf diese Stelle des Geburtshoroskops wies ich Volck hin und riet ihm von allen leichtsinnigen Verbindungen ab. Aber Volck, der mit der Zeit genügend astrologische Kenntnisse hatte, mußte selbst wissen, was diese Saturnpassage in den Jahren 1933 und 1934 für ihn bedeutete. Ich verabschiedete mich und rief ein Taxi. Dieses Spätnachmittagserlebnis hatte mir einen äußerst ungünstigen Eindruck von Volck vermittelt. Volck gehörte immer zu den Leuten, die sich leicht täuschen lassen, weil ihr Blick durch Ehrgeiz getrübt ist. Aber jetzt schien es mir, daß er sich charakterlich noch mehr zu seinem Nachteil verändert hatte. Ich sprach daraufhin seine Frau an, die erklärte, so etwas ließe sich bei einer Tätigkeit, wie sie ihr Mann zur Rettung Deutschlands ausübe, einfach nicht umgehen. Erschüttert über dieses dumme Gerede zog ich mich zurück. Ich beabsichtigte, die Nacht bei Volcks zu verbringen, da ich gerne über den Grund seines kometenartigen Aufstiegs und seines protzigen Reichtums Bescheid gewußt hätte. Ich hoffte, bei dieser Gelegenheit

noch einiges zu erfahren. Aber ich traf Volck erst am nächsten Mittag wieder, da er erst gegen Morgen heimgekommen und nicht vor Mittag aufgestanden war. Wir saßen beim Nachmittagskaffee auf der Terrasse, als Volck wieder begann, über die politische Lage zu dozieren. Er sprach von den eruptiven Gefahren, die sich nach dem 30. Juni 1934 ergeben hatten, und beschimpfte Hindenburg, der zu der Zeit schon schwerkrank auf seinem Gut lag, das von SS-Formationen abgesperrt war, um ihn zu »schützen«. Hindenburg war seiner Ansicht nach zu senil, um noch politische Kämpfe zu wagen. Die Nazis aber würden endlich die Initiative ergreifen, und alles Unreine und rassisch Wertlose würde verschwinden. Volck entwickelte mir seine neueste Weltanschauung, die er auf einem Schulungskurs in sich hineingesogen zu haben schien.

Er kam mit Phrasen wie »Wir forschen in der Seele der Nation!«, »Wir kennen keine kalte Sozialisierung!«, »Rechtsbrüche aus politischer Zweckmäßigkeit gibt es bei uns nicht!« und ähnlichem. Sein affektiertes NS-Auftreten ekelte mich an. Ich wollte sein emotionales, unverdautes Gefasel unterbrechen, da ich mich von früheren Jahren her überreichlich damit versorgt fand, als er plötzlich sagte: »Du mußt jetzt für uns arbeiten!« Ich horchte auf und fragte: »Was heißt für uns? Für Hitler und seine Mordgesellen?« Ich erinnerte ihn an meine astrologischen Deutungen über Hitler und seine Trabanten. Da brauste er auf: »Wir haben Möglichkeiten und Mittel, jemanden zu zwingen, für uns zu arbeiten. Falls du dich weigern solltest, werde ich dich amtlich dazu zwingen können. Dich kann nur die absolute Unterwerfung unter die nationalsozialistische Doktrin retten! Hast du mich jetzt verstanden?« Ich schwieg und blieb gefaßt. »Wer keinen Gesinnungswandel zugunsten des Nationalsozialismus und seiner Ideologie mitmacht, stirbt! Hitler verlangt, daß wir uns seinem Gesetz unterwerfen!« Ich fixierte Volck ernst, ohne meinen Blick abzuwenden. Doch unmißverständlich drohte er mir, seinem Freund: »Wenn du nicht mitmachst, wird dich der Bannfluch der nationalsozialistischen Allgemeinheit treffen.« Volcks Gesicht hatte sich zu einer Fratze entstellt. Seine Frau hatte mich während seines Ausbruchs beobachtet. Mit begierigem Ge-

sichtsausdruck wartete sie auf meine Antwort. »Wir können dir sehr schnell den Kopf abschlagen lassen«, drohte Volck. Nun – Fememord war für Volck und Konsorten eine »Übung militärischer Art«.

Warum nicht an einem Freunde? In diesem Augenblick dachte ich nur, Volck würde verrückt werden in seinem Größenwahn und Allmächtigkeitsrausch. Oft in meinem Leben hatte ich mich nicht beherrschen können, weil mein cholerisches Temperament mit mir durchgegangen war. In diesem Augenblick jedoch, da Volck sich nicht scheute, einen erbärmlichen Schlag gegen eine jahrelange Freundschaft zu führen, beherrschte ich mich vollkommen, obwohl ich schrecklich aufgeregt war.

Am 30. Juni 1934 war Fürchterliches geschehen. Damals schon trennte mich eine ungeheure Kluft von Volck und dem Nationalsozialismus. Warum hatte ich nicht schon früher die Konsequenzen gezogen? Jetzt erklärte ich Volck, daß ich diesen Ausbruch nur mit meiner sofortigen Abreise beantworten könne. Doch Edda Volck bat mich, ihrem Mann wegen seiner dummen, deplacierten Äußerungen nicht böse zu sein, da er überarbeitet, gereizt und nervös sei, und entschuldigte sich für ihren Mann. Es blieb dann bei einer Einladung zum Essen für den nächsten Abend zusammen mit meinem Freunde, dem Verleger Dr. Henry Goverts, der mich nach Berlin gefahren hatte. Meine Verstimmung aber blieb.

Nachdem Volck abends wieder zu seinen dunklen Geschäften gefahren war, hatte ich eine Unterredung mit seiner Frau, einer hysterischen Person, die sich selbst als Medium bezeichnete und für hellseherisch begabt hielt. Sie stammte aus kleinbürgerlichem Milieu und unterstützte in ihrem krankhaften Ehrgeiz Volcks Vorhaben, anstatt ihn davon abzuhalten. Edda Volck war schwanger und wünschte sich ein »hochrassiges Kind, einen Edelknaben«. Jetzt wollte sie von mir erfahren, ob alles gutginge.

Ich konnte ihr nichts Tröstliches sagen, da die Konstellationen sehr schlecht waren. Sie hat das Kind nicht geboren.

Gegen Abend holte ich dann Dr. Goverts in seinem Hotel ab und brachte ihn zu meinen Gastgebern in die Ebereschenallee. Nach der üblichen Begutachtung der geschmacklosen, protzigen Wohnung, die natürlich nicht ohne die gebührende Bewunderung des Schleiflack-Schlafzimmers im »Louis-seize-Stil«, der »Ahnenbilder« im Salon und des altdeutschen Eßzimmers vorübergehen konnte, wurden wir zu Tisch gebeten. Volck führte die Unterhaltung mit den üblichen emotionalen Plattheiten. Da Goverts und ich noch unter dem Eindruck der grausamen Erschießungen des 30. Juni standen, empfanden wir sein Gerede vom »deutschen Menschen«, von »nationaler Seele« und »Edelrasse« doppelt peinlich. Volck redete unkonzentriert und auffallend nervös. Gegen Ende des Essens hörten wir von draußen das Quietschen eines stark bremsenden Autos. Volck lauschte, blickte aus dem Fenster und wurde bleich. Er sprach kein Wort. Dann wurde heftig an die Haustür gepocht und mehrmals stürmisch geklingelt. Volck erhob sich langsam und sichtlich verstört, um zu öffnen, da sich das Hausmädchen in die Küche zurückgezogen hatte. Wir hörten im Eßzimmer, wie er an der Türe nach Herrn Volck gefragt wurde. Volck verleugnete sich und antwortete: »Nicht zu Hause.« Um nachzusehen, was auf dem Flur vor sich ging, erhob ich mich. Volck schrie aber schon heftig: »Willi, komm schnell!« Und ein zweites Mal: »Mach schnell!« Ich sah, wie er in seinem Jackett nach der Pistole griff, die er immer bei sich trug. Deutlich hörte ich, wie er sie entsicherte. Im gleichen Moment waren jedoch auch die Pistolen der beiden Männer – es waren Gestapobeamte – entsichert und auf Volck gerichtet. Da ich fürchtete, Volck würde schießen, schlug ich ihm die Pistole aus der Hand. Er zitterte am ganzen Körper.

Die Gestapobeamten richteten ihre Pistolen jetzt auf mich. Der größere der beiden, ein Mann mit gelbbleichem Gesicht und zusammengekniffenen, mich bösartig fixierenden Augen, fragte, indem er auf Volck wies: »Wer ist dieser Mann?« Ich antwortete nicht. Inzwischen war auch Dr. Goverts herausgekommen. Kühl und vollständig beherrscht, hatte er die Situation sofort begriffen und schwieg auch, damit Volck zum Reden gezwungen war. Der kleinere Gestapobeamte, ein untersetzter Mann mit gefährlich dreinblickenden kalten Rattenaugen, trat von hinten an Volck heran und verlangte brüllend

nach den Ausweisen. Jetzt wußten die Gestapoleute natürlich, wer der Herr vor ihnen war. Es ging alles sehr schnell. Ohne daß viel geredet wurde, führten sie Volck in Handschellen ab, während zwei weitere Geheimpolizisten sich seiner Frau »annahmen«. Auch Goverts und ich wurden nicht verschont. Im Gestapodienstwagen fuhren wir durch das nächtliche Berlin zum »Alex«, dem Hauptgebäude der Gestapo, wo wir in verschiedenen Räumen des dritten Stockwerkes untergebracht wurden. Dort mußten wir zuerst einmal warten. Schließlich wurde ich Heydrich zum Verhör vorgeführt. Er inquirierte schnell, sachlich, ohne Umschweife und kombinierte rasch. Er fragte mich nach den Leuten in der Fasanenstraße, nach der Bedeutung der Zusammenkunft, meinem Eindruck davon und erforschte gründlich meine Kenntnisse über Volck und seine finanziellen Verhältnisse. Sogar meine Vermutungen über die Geldquellen Volcks schienen ihn zu interessieren. Plötzlich unterbrach er sein Verhör und ließ mich auf den Korridor führen. Dort wartete eine Gruppe Gestapomänner, die in ihrer Mitte jene junge Dame hielten, die mir zwei Tage zuvor in der Fasanenstraße vorgestellt worden war. Auf Heydrichs Frage, ob ich diese Dame kenne, schrie sie: »Ich kenne diesen Herrn nicht!« Sie war sehr erregt und konnte nur mit Mühe davon abgehalten werden, sich aus dem Fenster zu stürzen. In dem auf diese Episode folgenden Verhör konnte ich nur die Vermutung äußern, daß die Dame vielleicht eine Liebschaft Volcks war. Mehr konnte ich nicht sagen. Auch verschiedene russische Namen, die Heydrich mir noch nannte, waren mir unbekannt. Aus dem Verhör wurde mir nur klar, daß Volck sich wieder einmal in eine böse Sache eingelassen hatte. Erst Jahre später wurde ich über die ganze Angelegenheit aufgeklärt. Die elegante junge Dame war eine Gräfin von der Schulenburg, die in eine Spionageaffäre mit Rußland verwikkelt war. Auch Volck war wegen dieser Angelegenheit verhaftet worden. Wieweit er damit in Zusammenhang stand, habe ich nie erfahren. Ich weiß nicht, ob er ein Opfer seiner eigenen Dummheit oder einer Teufelei Heydrichs war.

Von Heydrich war bekannt, daß er über zahlreiche Persönlichkeiten des Dritten Reiches belastendes Material sammelte.

Volck war unklug genug gewesen, sein Ziel, Polizeichef von Berlin oder Chef der Sicherheitspolizei zu werden, nicht zu verschweigen. Da Heydrich, der schon eine ähnliche Position eingenommen hatte, das gleiche anstrebte, war Volck im Wege. Jetzt aber besaß er über Volck genügend Material, um sich diesen »Rebellen« gefügig zu machen. Außerdem war Volck ein »nordischer« Typ. Und Heydrich, der neben zahlreichen anderen Komplexen auch einen nordischen Komplex hatte, wollte nur reine Ausprägungen des germanischen Typs um sich sehen. Bei der Auswahl seiner engsten Mitarbeiter legte er außerdem Wert auf willige Ergebenheit und absoluten Gehorsam. Seine Leute mußten bedenkenlos »funktionieren«.

Nachdem Volck jetzt als Nebenbuhler ausgeschaltet und auf ein totes Gleis abgeschoben worden war, brachte er für Heydrich die besten Voraussetzungen mit. Volcks Ziel, an Hitler persönlich heranzukommen, war jetzt endgültig versperrt. Der eitle und ehrgeizige, unvorsichtige und unkluge Volck war dem nüchternen und kaltblütigen Rechner Heydrich nicht gewachsen. Ebenbürtig waren die beiden nur in ihrem grenzenlosen Ehrgeiz und ihrer Machtgier. Bei beiden spielten die Ehefrauen eine nicht unbedeutende Rolle in dem Kampf um Macht und »Ehre«. Die Ehefrauen stammten beide aus kleinbürgerlichen Verhältnissen. Lina Heydrich kam aus Burg auf Fehmarn und war die Tochter eines Schullehrers, Edda Volck, geb. Wilsky, war die Tochter eines Zollbeamten in Cottbus.

Heydrichs Frau, vom Ehrgeiz gepackt und sehr materiell gesonnen, spornte ihren ohnehin ruhelosen und ehrgeizigen Mann an und trieb ihn zu immer neuen Taten. Ganz ähnlich liegt der Fall bei Herbert Volck, dessen unglückselige Selbstanbetung durch seine Frau noch verstärkt wurde, die ihn immer wieder antrieb, »im Dritten Reich endlich mal etwas zu werden«. Die Selbstbeweihräucherung des Ehepaares Volck artete in geistige Selbstbefriedigung aus. Zur Charakterisierung von Frau Volcks Einstellung will ich nur einen Hinweis geben. Edda Volck, die sich schriftstellerisch betätigte, schilderte in ihrem Buch »Kamerad« die Begegnung mit einem Russen, der ihr wegen ihrer blonden Haare und blauen Augen Komplimente machte. Sie antwortete darauf: »Das macht die Rasse,

das Blut, leuchtende Seelen haben leuchtende Körper.« Herbert Volck war seiner Veranlagung nach unproblematisch. Im Umgang mit Menschen war er allenfalls Taktiker, nie aber Stratege. Außerdem besaß er eine schlechte Menschenkenntnis. Astrologisch war er ein Löwe-Widder Typ, also ein »großzügiger« Mensch, der sich wenig um die Folgen seiner Handlungen kümmert und sich leicht zu Unternehmen verhängnisvoller Art hinreißen läßt. Seine »Löwe-Großzügigkeit« verließ ihn stets, wenn die eigene werte Persönlichkeit angegriffen schien. Volck war ein oberflächlicher Mensch, der dauernd von einer Schar Bewunderer umgeben sein wollte. Er war ungestüm und heftig, besaß eine starke Vitalemotionalität, aber – im Gegensatz zu seinem Rivalen Heydrich – nur geringe Intelligenz. Seine Begeisterungsfähigkeit machte ihn oft blind für die Feindschaft, die ihm entgegengebracht wurde. Volck schien immer hochmütig und überheblich und hatte sehr wenig Freunde.

Dr. Goverts, der auch von Heydrich verhört worden war, wußte natürlich noch weniger als ich, so daß Heydrich uns mit einem Privatwagen zurückbringen ließ. Als wir den langen Korridor des »Alex« entlanggingen, sahen wir in der Ferne Volck, der gefesselt von zwei Beamten in den Keller geführt wurde, wo sich die Zellen befanden. Wir sahen ihn damals zum letzten Male.

Volck kam jedoch bald wieder frei, fuhr zur Erholung in die Schweiz, war 1935 und 1936 »für Deutschland« im Egerland tätig, reiste als Redner für das deutsche »Volksbildungswerk« in Österreich herum und besuchte Wien, Graz, Salzburg und Linz. Im Mai 1939 wurde mir mitgeteilt, Volck marschiere »auf den Straßen des Sieges«. Als der Krieg gegen Polen begann, meldete er sich in Kolberg bei den Fliegern. Später soll er auch in Budapest tätig gewesen sein.

Volck war nicht nur ehrgeizig und eitel, sondern in gewisser Hinsicht regelrecht dumm. Seine fast immer phantastischen und hochfliegenden Pläne waren niemals auch nur halbwegs durchdacht. Gegenüber den Grenzen seiner eigenen Fähigkeiten war er ebenso blind wie hinsichtlich der Folgen seines Tuns. Vielleicht hat er nie gemerkt, daß sein kaltblütiger und

mächtiger Gegenspieler Heydrich ihn bereits 1934 endgültig zur Strecke gebracht hatte und Volck seither nur noch ein wenig geachtetes Werkzeug in der Hand dieses Dämons in SS-Uniform war. Volck hat Heydrich, der 1942 in Prag einem Attentat tschechischer Widerstandskämpfer zum Opfer fiel, nur wenige Jahre überlebt. Sein Ende liegt im dunkeln. Sicher scheint zu sein, daß er bei den Mächten, denen er sich verschrieben hatte, schließlich in Ungnade fiel: Herbert Volck wurde im August 1944 im KZ Buchenwald hingerichtet.

Wenn ich mich bei dieser Episode relativ lange aufgehalten habe, so geschah das gewiß nicht, um dem ehemaligen Dragonerleutnant Herbert Volck ein Denkmal zu setzen. Die Existenz dieses Wirrkopfes schien mir jedoch stets exemplarisch zu sein für einen bestimmten Soldaten- und Offizierstypus, der nach 1918 in Deutschland nicht eben selten anzutreffen war. Volck und seinesgleichen waren Leute, die mit der deutschen Niederlage und dem Zusammenbruch des Kaiserreiches ihren sozialen Standort verloren hatten und deshalb zu Freibeutern der Gesellschaft wurden. Sie zogen aus der militärischen Niederlage keine wirklichen politischen Schlüsse, fühlten sich durch die Novemberrevolution verraten, sabotierten dementsprechend die noch ungefestigte Republik und waren auf Grund der Traditionen, in denen sie erzogen wurden, natürliche Gegner jeder demokratischen und parlamentarischen Regierung. Vielen Bürgern in unserem Lande mußte ihr gewalttätiges, außergesetzliches Vorgehen dennoch legitim erscheinen: schien es doch bei all diesen teils phantastischen und teils grotesken Aktionen nur darum zu gehen, die traditionellen vaterländischen Werte gegenüber dem Kommunismus zu verteidigen. Leute wie Volck waren überzeugte Rechtsradikale, weil sie im Grunde entwurzelte Existenzen waren, die in der damaligen Situation nichts oder nur wenig zu verlieren hatten. Ihr Denken und Tun war von vornherein revanchistisch. Sie wollten die in ihren Augen verletzte Gerechtigkeit nicht nur wiederherstellen, sondern in erster Linie Rache üben. Eben diese Mentalität, die der Sympathie großer Teile des Volkes sicher sein durfte, war es, die den Nationalsozialisten schließlich zu einem so sicheren Durchbruch verhalf.

Kapitän Lohmann und der Phöbus-Film-Skandal

Es gab auch Leute, die dem sich anbahnenden Verhängnis auf scheinbar legitimere, jedenfalls intelligentere Weise Vorschub leisteten. Männer wie Volck waren Einzelgänger, handelten im eigenen Auftrag und waren überdies stets darauf bedacht, ihre verwegenen Unternehmungen so zu gestalten, daß für sie persönlich und finanziell auch etwas dabei herausprang. Männer wie der Kapitän Lohmann, von dem ich jetzt zu berichten habe, brauchten nicht primär auf eigene wirtschaftliche Vorteile bedacht zu sein. Sie hatten Staatsstellungen und dementsprechend ganz andere Möglichkeiten, für die reaktionäre deutsche Rechte etwas zu tun.

Kapitän zur See Lohmann gehörte zur Spionageabwehr in der Weimarer Republik. Er hatte hauptsächlich mit der Ostspionage zu tun und leitete wohl nur eine Unterabteilung des dem Reichskriegsminister unterstellten Marineamtes. Es muß im Winter 1925/26 gewesen sein, als Lohmann zum ersten Male mit mir Kontakt aufnahm. Er blieb mein Klient bis zu seinem Tode im Jahre 1930.

Der Kontakt kam auf eine Weise und zu einem Zeitpunkt zustande, die beide für Lohmann sehr bezeichnend waren. Zunächst schickte er eine Mitarbeiterin mit Handschriftenproben, einige Wochen später lernte ich ihn selbst kennen. Lohmann war in den ersten Jahren nach dem Kriege mit Aufgaben beschäftigt gewesen, die sich aus der Erfüllung der Waffenstillstandsbedingungen ergaben. Diese Arbeiten schienen beendet. Für den Offizier einer geschlagenen und bis auf 100 000 Mann abgerüsteten Armee schienen die Zukunftsaussichten nicht eben rosig. Die Chancen in seinem neuen Aufgabenbereich, der Abwehr, schien Lohmann noch nicht voll zu überblicken. Er gehörte aber zu jener Minderheit von Berufsoffizieren, die nicht nur brave Soldaten waren, sondern

auch über Phantasie verfügten und sich gern mit unkonventionellen Ideen beschäftigten. Was Lohmann vorhatte, war in der Tat ungewöhnlich. Er hatte begriffen, daß eine erfolgreiche Spionageabwehr heute die Massen auch vor ideologischer Infiltration schützen muß. Deshalb war er an der Herstellung neuartiger Propagandafilme interessiert. Der Gedanke war ihm gekommen, als er mit der großen sowjetrussischen Filmkunst der zwanziger Jahre konfrontiert wurde. Eisensteins »Panzerkreuzer Potemkin« war ja nicht nur ein Meilenstein in der Geschichte des künstlerisch wertvollen Films, sondern auch ein großer propagandistischer Erfolg für die kommunistischen Ideen. Der aufregende Kontrast zwischen damals neuartigen Großaufnahmen und Massenszenen war von höchster suggestiver Kraft: auch das bürgerliche Publikum der westlichen Welt war von dem Film und seinem revolutionären Pathos begeistert. Bei der deutschen Uraufführung in einem der großen Berliner Premierenkinos hatte das Publikum zuletzt geschrien: »Es lebe Moskau, es lebe die Weltrevolution!« Bei diesem Erlebnis war Lohmann der Gedanke gekommen, den deutschen Film in einer bis dahin nicht dagewesenen Weise für patriotische Ziele zu aktivieren. Künstlerisch wertvolle Filme sollten geschaffen werden, deren Inhalt zugleich propagandistisch im In- und Ausland das Bild eines »guten Deutschland« bezeugen sollte. Heute nehmen sich Kapitän Lohmanns Pläne wie eine Vorwegnahme der Kulturpolitik eines Josef Goebbels aus, dem wenige Jahre nach Lohmanns Tode gelang, was dieser wohl nicht einmal geträumt hat: die Gleichschaltung der deutschen Filmwirtschaft zum Zwecke nationalistischer Propaganda. Nun, so hochfliegend und rigoros waren Lohmanns Ziele nicht. Er war kein nationalsozialistischer Kulturpolitiker und wollte nur auf seinem Gebiet einen neuartigen Weg einschlagen, um den Interessen seines Landes zu dienen. Ein solcher Weg mag heute verfehlt und gefährlich erscheinen. Der Fall Lohmann zeigt jedoch, welche Ideen knapp ein Jahrzehnt vor der nationalsozialistischen Machtübernahme in Deutschland in der Luft lagen und daß auch das Offizierskorps, das angeblich politisch neutral war, in seinen Überlegungen und Aktionen, sei es aus eigener Unzu-

friedenheit, sei es zwangsweise durch die unstabile Lage des Reiches, immer stärker politisiert wurde.

Lohmann wollte also Filme drehen lassen. Ein solches Vorhaben konnten freilich weder die Reichswehr noch die Reichsregierung in eigener Regie realisieren.

Vielmehr mußte man dafür die Filmwirtschaft gewinnen. Das konnte jedoch nur gelingen, wenn man der Filmindustrie die Finanzierung solcher Projekte garantierte. Und das wiederum konnte geschehen, indem die Regierung durch Reichsbürgschaften die erforderlichen Bankkredite absicherte.

Nun verfügen alle Abwehrchefs in allen Ländern der Welt über einen geheimen Fonds, den sie zwar nicht ganz beliebig ausgeben dürfen, über dessen Verwendung im einzelnen der Regierung jedoch kaum Rechenschaft abzulegen ist. Der Fonds, den Kapitän Lohmann zu verwalten hatte, scheint beträchtlich gewesen zu sein, aber er reichte selbstverständlich nicht aus, um jene Summen davon abzuzweigen, die man für die Finanzierung eines großen Spielfilms benötigt. Und es sollte ja nicht nur *ein* Film gedreht, sondern eine ganze Serie produziert werden. Lohmann mußte deshalb den Kriegsminister und den Finanzminister für seine Pläne gewinnen, und auch der Reichskanzler mußte eingeweiht sein. Als ich Lohmann kennenlernte, stand ihm eine entscheidende Besprechung mit dem damaligen Reichsfinanzminister Dr. Peter Reinhold und dessen Vertreter Dr. Popitz bevor. Reinhold war Verleger des Leipziger Tageblattes und sächsischer Finanzminister gewesen, 1926 wurde er Reichsfinanzminister im Kabinett des Reichskanzlers Luther.

Lohmann hatte wegen des von Reinhold vorgeschlagenen Termins Bedenken; da er den Zeitpunkt der Besprechung aber letztlich selbst bestimmen konnte, bat er mich um die astrologische Berechnung der für sein Vorhaben günstigen oder schlechten Tage. Eine solche Berechnung ist durchaus möglich, da man nach einer Lehre der indischen Astrologie die sogenannten »Pakschachidra-Tage« ohne weiteres berechnen kann. (Mit Pakschachidra wird ein Vakuum bezeichnet, ein Zeitraum der Ereignislosigkeit, der dem Gelingen der eigenen Arbeit oder bestimmter Vorhaben nicht förderlich ist.) Für Lohmanns

Vorhaben war es sehr vorteilhaft, daß wir die für ihn günstigen Tage im voraus ermitteln konnten. Bei diesem ersten Gespräch erfuhr ich, daß es für Lohmann um eine beträchtliche Kredithilfe ging, wußte aber nicht, daß das Geld in eine Filmgesellschaft investiert werden sollte. Erst im Verlauf unserer nächsten Begegnungen erfuhr ich den ganzen Sachverhalt. Zunächst hatte Lohmann tatsächlich aus seinem Abwehrfonds Gelder flüssig gemacht und damit gewisse Geschäftemacher in der Filmbranche unterstützt, was vielleicht nicht ganz korrekt war. Über die Verwendung von Spionagegeldern sagte er mir selbst einmal: »Es wird ganz bestimmt damit immer etwas getan, das im Grunde nicht getan werden darf.« Erschwerend kam für ihn hinzu, daß weder seine Vorgesetzten im Marineamt noch die Herren im Reichskriegsministerium sich zunächst mit seinen Filmplänen anfreunden konnten. Darüber war Lohmann oft verzweifelt; dennoch gab er die Idee, von der er so überzeugt war, nicht auf. Jedenfalls schien ihm die Ostspionage nicht wichtiger zu sein als die Aufklärung im Lande selbst. Vor allem die heranwachsende Jugend, bei der weder der Weimarer Staat noch die Reichswehr populär waren, sollte durch heroische Filme für die patriotische Sache gewonnen werden. Heute, da man weiß, wohin die Dinge damals trieben, muß ein solches Vorhaben dubios und gefährlich erscheinen, denn der Film mit seiner suggestiven Kraft ist ja durchaus imstande, Fanatismus zu erwecken. Lohmann, der viel zuwenig von diesen Dingen wußte, hatte nur sein ideales Ziel vor Augen und hatte wahrscheinlich gar keinen Blick für die möglichen Gefahren seines Unternehmens. Daß er es bei seinen vielen Geschäften mit einer Menge unseriöser und undurchsichtiger Leute zu tun hatte, hat ihn vermutlich zunächst nicht sonderlich bedrückt. Die Abwehr bedient sich ja fast immer derartiger Existenzen, um mit ihren Absichten zum Zuge zu kommen. Man darf sogar voraussetzen, daß Lohmann auf Grund seiner bisherigen beruflichen Karriere glauben mußte, genügend Erfahrung im Umgang mit solchen Leuten zu haben. Diese Annahme sollte sich als verhängnisvoller Irrtum herausstellen. Denn hier ging es ja nicht darum, Agenten für bestimmte Leistungen zu honorieren, sondern es ging

um die Finanzierung ganzer Firmen, die ja eigentlich nach betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten vorgenommen werden mußte.

Große Teile der deutschen Filmwirtschaft hatten, wie so oft, auch damals erhebliche finanzielle Schwierigkeiten. Das war Lohmanns Chance, und diese Schwierigkeiten konnte er sich schließlich zunutze machen. Aber die Gefahr war auch, daß die von Lohmann besorgten Kredite in ein Faß ohne Boden flossen. Als Berufsoffizier hatte Lohmann keinerlei kaufmännische Vorbildung; er stammte aus einer alten Bremer Familie, die dort seit mehr als einem Jahrhundert ansässig war und deren Mitglieder als Seefahrer und Geschäftsleute einen soliden Ruf in der Bürgerschaft hatten. Schon früh hatte er Kenntnisse der russischen Sprache erworben, und er hatte ganz gute Beziehungen zur sowjetischen Diplomatie, brachte also eine ganze Reihe wichtiger Voraussetzungen für seine Tätigkeit mit. Auch verstand er es, seine Mitarbeiter mit größter Sorgfalt auszuwählen. Möglicherweise funktionierte seine Spionageabteilung so gut, daß er deshalb genügend Zeit und Kraft für seine Filmpläne haben konnte. Da er selbst keinerlei Filmerfahrung besaß, lag es nahe, über sein Amt Kontakte zu russischen Filmleuten herzustellen, diese auszuforschen und überwachen zu lassen. Noch besser mußten diese Kontakte zu den Pionieren des sowjetischen Films gedeihen, wenn er seinem Büro eine regelrechte Filmgeschäftsstelle angliederte. So suchte Lohmann selbst seinen Abwehrauftrag in den Dienst seiner patriotischen Filmpläne zu stellen.

Diese Filmpläne konnte er aber nur voll verwirklichen und unter Kontrolle halten, wenn er und sein Amt direkten Einfluß auf eine Filmgesellschaft nehmen konnten. Es sollte der entscheidende Einfluß sein, den der Geldgeber bei solchen Unternehmen zu haben pflegt. Als geeignetes Objekt schien sich die Phöbus Film AG anzubieten, eine dem Vernehmen nach leistungsfähige, aber recht kapitalschwache Firma, deren Bürogebäude dem Marineamt in der Bendlerstraße in Berlin benachbart war. Lohmann hatte erfahren, daß die auf dem Nachbargrundstück angesiedelte Phöbus Film AG in Verhandlungen mit amerikanischen Geldgebern stand. Die Möglichkeit, daß sich eine ausländisch kontrollierte Gesellschaft in direkter Nachbarschaft seines Amtes etablieren könnte, behagte Lohmann wenig. Ja, er sah darin sogar eine gewisse Gefahr, die er abwenden wollte und die ihm außerdem zur Rechtfertigung aller weiteren Schritte einen kaum anfechtbaren Vorwand lieferte. Aber es war nicht nur ein Vorwand. Lohmann war überzeugt, die Phöbus-Gesellschaft mit Hilfe von inländischen Geldern, die er vermittelte, unter seine Kontrolle bringen zu müssen. Da der Kapitalbedarf der Firma beträchtlich war, reichten freilich die Mittel aus Lohmanns Abwehrfonds bei weitem nicht aus. Deshalb mußte er sich um Kredite bemühen, für die das Reich zu bürgen hatte.

Die Sache ließ sich zunächst recht gut an. Die Bank, mit der Lohmann Verhandlungen aufnahm, erklärte sich alsbald zur darlehnsweisen Hergabe von drei Millionen Reichsmark unter der Bedingung bereit, daß der Reichsfiskus die Bürgschaft übernähme. Unter Hinweis auf die Notwendigkeit, das Phöbus-Unternehmen vor amerikanischer Überfremdung zu bewahren, gelang es Lohmann schließlich, den Chef des Marineamtes und den Reichswehrminister Dr. Geßler und schließlich auch den Reichsfinanzminister Dr. Reinhold dazu zu bewegen, ihr schriftliches Einverständnis für die Bürgschaft zu geben. Aber dieses Darlehen war nur der Anfang einer gigantischen Verschuldung der Phöbus Film AG. Schon ein Jahr nach der ersten großen Kreditspritze hatte die Gesellschaft neue Geldwünsche, um die nun erhebliche Neuproduktion zu finanzieren. Lohmann vertraute nicht nur seiner Idee, sondern baute auch darauf, daß die Phöbus-Filme wachsenden Erfolg haben würden. Wiederum verstand er es, zwei neue Bankkredite zu vermitteln. Er konnte der Phöbus AG nochmals 3,5 Millionen und außerdem weitere 920 000 Mark besorgen, für die wiederum das Reich zu bürgen hatte. Das war 1927. Im Zusammenhang mit diesen neuen Krediten fand meine erste Zusammenkunft mit Kapitän Lohmann statt. Insgesamt hatte der Fiskus sich nun für mehr als sechs Millionen Mark als Bürge bei der Phöbus AG engagiert. Aber noch im selben Jahre zeigte es sich, daß Lohmann sich in seinen Möglichkeiten und hinsichtlich der Leute, mit denen er sich eingelassen hatte, verschätzt

hatte. Die Phöbus Film war eine kranke Gesellschaft, die ständig am Rande des Ruins dahintrieb. Das Management scheint unfähig gewesen zu sein, mit Hilfe der von Lohmann besorgten Kredite die Firma wieder auf die Beine zu bringen und die Produktionsaufträge voll zu erfüllen. Das hinderte freilich den Geschäftsführer der Phöbus, Corell, nicht daran, in seinem Büro und auch privat eine Art von prunkvollem Aufwand zu treiben, über den sich Lohmann stets ärgerte und den er mir gegenüber auch schon früh beklagte. So ist zu fragen, warum ein im Grunde seines Wesens so umsichtiger Mann wie Lohmann nicht sofort mißtrauisch wurde.

Zweifellos war Lohmann von dem ersten Angebot Corells fasziniert gewesen und geradezu geblendet worden. Denn die Phöbus-Leute hatten es verstanden, gleich bei Lohmanns erster Kontaktnahme ihm ohne große Umschweife ein stattliches Programm für die politische und kulturelle Propaganda zu entwickeln. Corell und seine Mitarbeiter entwickelten Lohmann Pläne, die er bislang nur für seine eigenen geheimsten Gedanken gehalten hatte. Lohmann war begeistert und konsterniert zugleich. Woher wußten diese Leute, was er vorhatte? Dennoch war kein Verrat im Spiel. Was Lohmann wollte, lag damals in der Luft. Auch Volcks Kaukasus-Film lag ja ganz auf der Linie solcher Projekte. Ich sagte Lohmann später einmal, daß es ihn nicht hätte wundern dürfen, derartige Gedanken auch bei anderen Menschen zu finden. Länder- und Mundan-Horoskope zeigten damals überdies an, daß derartige Entwicklungen im Gange waren – so gesehen waren Lohmanns Pläne an sich nicht ungewöhnlich. Ungewöhnlich war daran nur, daß ein Offizier aus der Spionageabwehr sich in einer solchen Angelegenheit aktiv engagierte.

Die Phöbus-Leute sollten zunächst eine ganze Serie von Kurzfilmen für das Beiprogramm liefern. Kleine Anekdoten mit oft heiteren Situationen und einer erziehenden Wirkung sollten von bekannten und beliebten Stars gespielt werden, um auf diese Weise auch dem Mann auf der Straße die große Politik und die vaterländische Not nahezubringen. Heute, in der Epoche des Fernsehens, klingen solche Pläne ein wenig naiv. Aber das Fernsehen gab es damals noch nicht, und auch

der Rundfunk war in Deutschland noch nicht sehr verbreitet. Neben den Kurzfilmen sollte aber ein großer dokumentarischer Spielfilm entstehen, der dem »Panzerkreuzer Potemkin« ebenbürtig oder sogar überlegen sein sollte. Je phantastischer das Projekt wurde, desto beredter wußte Corell zu erklären, daß das geliehene Geld außerordentlich schnell wieder hereinkommen würde.

Das Geld kam jedoch nicht nur nicht wieder herein, es reichte auch nicht aus, die Produktion zu vollenden. Jedenfalls wurde so gewirtschaftet, daß der Spielfilm steckenblieb und die wichtigsten, hochdramatischen Szenen nicht mehr gedreht werden konnten. Anfang 1927 mußte Corell schließlich Lohmann darauf hinweisen, daß weitere Gelder benötigt würden, weil sonst das ganze Unternehmen zusammenbrechen würde.

Lohmann fiel aus allen Wolken. Er fühlte sich von den Phöbus-Leuten hereingelegt. Corell erklärte jedoch kalt und ruhig: »Sie müssen das fehlende Geld beschaffen, sonst kracht alles zusammen. Ich konnte Ihnen die Lage nicht früher erklären, sonst hätten Sie Einschränkungen verlangt, und dann wäre ein schlechter Film entstanden, der die von Ihnen gewünschten Wirkungen nicht gehabt hätte.« In dieser Situation wandte Lohmann sich an mich. Aber es war zu spät. Auch die neuen Gelder konnten den Skandal nicht mehr verhindern, sondern ihn nur noch hinauszögern. Zu spät hatte Lohmann sich über die korrupten Verhältnisse bei der Phöbus AG informiert, und frühere Warnungen des Generaloberſten von Seeckt hatte er in den Wind geschlagen. Lohmann war naiv genug gewesen zu glauben, daß seine Kredithilfe ihm einen Einfluß auf die Phöbus-Gesellschaft sichern würde, der praktisch einer Verstaatlichung des Unternehmens gleichgekommen wäre. Die von den Phöbus-Leuten geschlossenen Verträge ließen diesen jedoch die volle geschäftliche Handlungsfreiheit. Lohmann konnte nichts machen und mußte den Konsequenzen ins Auge sehen. Schon im Sommer 1927 wurde er seines Amtes enthoben und einstweilen beurlaubt, und bereits am 7. Dezember wurde er mit Wirkung zum 31. März 1928 verabschiedet. In der Begründung hieß es, Lohmann habe seine dienstlichen Befugnisse überschritten. Parlament und Parteien waren

hellhörig geworden, die Presse begann den Finanzskandal zu publizieren. Und schließlich beschäftigte sich auch noch der Reichstag mit der Affäre des Kapitäns zur See Walter Lohmann.

Der inzwischen berufene Reichswehrminister Groener bemühte sich zu erklären, daß Lohmanns Handlungsweise nicht unehrenhaft gewesen sei, und führte in seiner Rede vor dem Parlament aus, »daß bei der Beurteilung der Handlungsweise des Kapitäns zur See Walter Lohmann, der zweifellos in der Wahl seiner Mittel und seiner Wege sehr fehlgegriffen hat, die Motive nicht außer acht gelassen werden dürfen... Die Fesseln des Versailler Vertrages ließen in Kapitän Lohmann die Idee ausreifen, an dem durch den Friedensvertrag nicht verbotenen Kampf der Weltanschauungen... innerhalb und außerhalb Deutschlands Interesse zu nehmen. Die damals in verheißungsvollem Aufbau begriffene Phöbus Film AG schien ihm besonders geeignet, und zwar insbesondere deshalb, weil er den Phöbus-Direktor Corell für einen vertrauenswürdigen Filmfachmann hielt.« Und laut Bericht in der Vossischen Zeitung führte Groener weiterhin aus: »Wenn die wirtschaftliche Entwicklung der Phöbus-Gesellschaft die in sie gesetzten Erwartungen auch nicht erfüllt hat, so muß berücksichtigt werden, daß Corell in den Vorstand der Ufa übernommen worden ist, woraus hervorgeht, daß man auch in maßgeblichen Kreisen dieser großen Firma zu Corells filmtechnischen Fähigkeiten Zutrauen besitzt...«

Nun, Corell hatte sein Schäfchen ins trockene gebracht, Lohmann war der Blamierte und mußte seinen Abschied nehmen. Das geschah doch noch ehrenvoll, denn ausdrücklich wurde festgehalten, daß Lohmann zu keiner Zeit aus der Phöbus-Geschichte persönliche finanzielle Vorteile gezogen hatte.

Wenn man die Geschichte so erzählt, so liest sie sich wie eine Affäre, die beinahe in jedem Kriegsministerium passieren kann und auch tatsächlich passiert. Ein begabter, ehrgeiziger Offizier hatte sich in seine Ideen verrannt und in seinen Möglichkeiten verschätzt. Deshalb waren gewisse Konsequenzen unvermeidlich. Die Sache wurde für einen Moment ungeheuer aufgebauscht: Die Rechtsradikalen machten die korrupte

Demokratie dafür verantwortlich, und die Linke hielt das Reichswehrministerium für korrupt. In Wirklichkeit war nicht einmal Korruption im Spiele gewesen. Und das schien in der damaligen Zeit so seltsam, daß ein Journalist sich sogar dazu verstieg, Lohmann dessen Uneigennützigkeit zum Vorwurf zu machen. Es schien unfaßlich und geradewegs dumm zu sein, daß ein Mann, durch dessen Hände Millionen vermittelt wurden, auch nicht einen einzigen Pfennig für sich selbst abgezweigt hatte.

Dennoch war die Affäre alles andere als harmlos. Jedenfalls mußten die Admiralität und die Reichsregierung ein Interesse an einer möglichst kulanten Erledigung der Geschichte haben. Der Reichswehrminister war jedenfalls gut beraten, sich von dem Angeschuldigten Walter Lohmann auch noch die Argumente für seine Parlamentsrede präparieren zu lassen. In Wirklichkeit war die Phöbus AG nur ein einzelnes und keinesfalls besonders wichtiges Bauelement im System der deutschen Abwehr. Auch sollte sich das falsch investierte Kapital einige Jahre später doch noch auszahlen: der Gedanke, große historische Filme aus der Geschichte Preußens zu drehen, wurde Anfang der dreißiger Jahre verwirklicht. Es entstand die Serie der Fridericus-Rex-Filme mit Otto Gebühr. Zu den Schlachtszenen wurden jeweils Tausende von Komparsen aufgeboten. Es handelte sich dabei zuweilen um Soldaten der Reichswehr, die bei dieser Gelegenheit, wenn auch in historischen Uniformen, feldmarschmäßig exerzierten. Das aber waren alles Ideen aus Lohmanns Schublade.

Filmkomparsen, die militärisch geschult werden, oder Soldaten, die sich als Filmkomparsen verkleiden... – an einem solchen Phänomen zeigt es sich, daß die Filmprojekte des Marineamtes auch noch mit ganz anderen Dingen zu tun hatten, von denen sich nicht einmal die Reichstagsabgeordneten, geschweige denn die steuerzahlenden Bürger etwas träumen ließen. Die Reichswehrführung war schon zeitig in den zwanziger Jahren bestrebt gewesen, die harten Bestimmungen des Versailler Vertrages mit allen nur möglichen erlaubten und unerlaubten Mitteln zu umgehen. Offiziell durfte die Kopfstärke der Streitkräfte nicht mehr als 100 000 Mann betragen,

und dieser Armee waren Schlachtschiffe, U-Boote, schwere Waffen, Panzer und Bombenflugzeuge verboten. Alliierte Kommissionen kontrollierten die Einhaltung des Vertrages, dessen Einschränkungen die deutsche Reichswehrführung jedoch immer wieder zu umgehen wußte. Das Berufsheer wurde vorzüglich ausgebildet, und insgeheim wurde laufend, schon lange vor der Machtergreifung Hitlers, an Plänen für neue Waffensysteme gearbeitet. Diese neuen Waffen wurden wohl teilweise auch hergestellt und erprobt. Außerdem schickte die Reichswehr auf Grund eines Abkommens jahrelang Offiziere nach Rußland, die als Inspekteure nicht nur Ausbildungsfunktionen innerhalb der Roten Armee hatten, sondern sich auch auf diese Weise mit der Weiterentwicklung der Waffentechnik nach dem Ersten Weltkrieg vertraut machen konnten.

Die kleine Armee wurde von einer riesigen, ja geradezu gigantischen Verwaltung dirigiert. Auch das Marineamt war ein administrativer Wasserkopf. Viele seiner Angehörigen waren Zivilisten. Aber in der Mehrzahl handelte es sich dabei nicht um Bürokraten, sondern um hochqualifizierte Techniker und ehemalige Berufssoldaten, die an geheimen Entwicklungen arbeiteten, an einer Wiederaufrüstung des Reiches, von der man zwar nicht wußte, wann sie kommen würde, die aber theoretisch bereits bis in jede Einzelheit vorbereitet wurde.

In dieser Welt lebte der Kapitän zur See Lohmann. Das Marineamt verwaltete die Werften, die Waffenarsenale, die Seekartenabteilung und die Seetransporte. Kriegsschiffstypen, Wasserflugzeuge, Minen und Torpedos wurden entworfen, in eigenen Versuchsabteilungen wurde entsprechend experimentiert. Geheime Informationen über das militärische Potential des Auslands, über neueste Erfindungen und technische Verbesserungen wurden gesammelt und mit größter Intensität ausgewertet. Lohmann hatte zunächst innerhalb des Seetransportamtes Reparationslieferungen an die Sowjets abzuwickeln. Er hatte mehrfach mit sowjetischen Kommissionen in Kronstadt verhandelt. Aus dieser Zeit, Anfang der zwanziger Jahre, datierten seine Kontakte zu russischen Agenten, Offizieren und Künstlern, die ihm dann in der Abwehr so

große Dienste erweisen sollten, aber auch im Verlauf des Phöbus-Skandals so verhängnisvoll wurden.

Irgendwie scheint Lohmann überhaupt von den Russen fasziniert gewesen zu sein. Sicherlich war es nicht nur die Bewunderung für Pudowkins und Eisensteins Filme, die ihn immer wieder den Kontakt mit russischen Menschen suchen ließ. Vielleicht haben seine Gegenspieler im Ausland diese seine Schwäche erkannt. Es kam hinzu, daß Lohmann nicht nur ein gutaussehender Seeoffizier war, sondern auch eine besondere Schwäche für gutaussehende Frauen hatte. Nun, schöne Frauen spielen meist im Spionagegeschäft eine Rolle – und nicht immer eine gute. Frauen waren es deshalb schließlich auch, die Lohmann ins Verderben rissen. Und wenn man ihm auch immer wieder bescheinigte, sich keine persönlichen Vorteile verschafft zu haben, so hat er sich in diesem Punkte doch äußerst leichtfertig verhalten.

So hatte Lohmann ganz zweifellos die Gräfin Ekinoff protegiert. Sie war angeblich die Ehefrau eines ehemaligen russischen Generals Ekinoff. Lohmann hatte sie bei einer seiner Inspektionsreisen nach Leningrad kennengelernt. Mitte der zwanziger Jahre war die Gräfin Ekinoff in Deutschland aufgetaucht, und Lohmann verschaffte ihr eine Tätigkeit bei der Phöbus Film AG. An dieser hübschen Dame schien ihm so viel gelegen zu sein, daß er auch ihrem damaligen Freund und ständigen Begleiter, einem Herrn Haupt, einen Posten bei der Phöbus AG besorgte, und schließlich war es auch durchaus zutreffend, daß sich Frau Ekinoff, die sich als Gräfin Else Ekinoff beim Film vorstellte, auf Lohmanns Veranlassung eine Zeitlang in den für Bürozwecke nicht benutzten Hinterzimmern einer Dienstwohnung in dem Hause am Lützowufer einlogierte. Lohmann hätte die Gräfin und ihren ominösen Freund wohl lieber nicht protegieren sollen. Jedenfalls war es ungut, daß Lohmann sich in seiner exponierten Stellung als Abwehroffizier mit derart zweifelhaften Freundschaften umgab, denn er hatte auch sonst Sorgen genug. Schließlich lief die Gegenspionage auf Hochtouren; wenn auch manche Agentenberichte über die Aufrüstung der »Schwarzen Reichswehr«, mit deren Hilfe die Beschränkungen des Versailler Vertrages umgangen

werden sollten, übertrieben waren, so gelangten doch mehr Informationen über die wirklichen Vorgänge ins Ausland, als einem Abwehrchef lieb sein konnte. Irgendwie funktionierte die Geheimhaltung nicht. Was nützte es, daß die meisten zivil gekleideten Experten seines Amtes in Wirklichkeit Offiziere waren, unter ihnen der junge Canaris, der damals Korvettenkapitän war und unter Lohmanns Leitung sein Handwerk lernte? Immer wieder kam es vor, daß Lohmanns Abwehr den Verrat geheimer Waffenarsenale registrieren mußte und daß den Alliierten Personallisten von hohen Offizieren und Experten in die Hände gespielt wurden, die offiziell nicht zur Reichswehr gehörten, aber insgeheim für die Armee tätig waren. Als der Phöbus-Skandal seinem Höhepunkt zutrieb, wurden auch auf diesem Sektor die Sorgen besonders groß. In dieser Situation allgemeiner Mißerfolge hat Lohmann die erste Verbindung zu mir aufgenommen. Im Grunde war er ein überzeugter Offizier des ancien régime, er war alles andere als ein faschistischer Radaubruder und insofern genau das Gegenteil von Herbert Volck. Aber er glaubte, mit seinen Plänen und seiner vielseitigen Initiative der Wiederherstellung der alten gesellschaftlichen und politischen Ordnung dienen zu können. Darin lag vielleicht seine entscheidende Schwäche, und deshalb war er oft sehr leicht zu übertölpeln durch adelige Damen, »Gräfinnen«, wie Frau Ekinoff, und Filmdiven, die ihn glauben machten, sie seien von den gleichen idealistischen Überzeugungen besessen wie er selbst. Der Patriot Lohmann glaubte an Deutschlands Wiedereintritt in die Weltpolitik nach dem alten Konzept: Deutschland sollte als Militärstaat wieder eine Rolle spielen. So fiel es ihm nicht schwer, das zu tun, was von Amts wegen sowieso seine Pflicht war: als Stabsoffizier die illegale Aufrüstung zu fördern und zugleich vor der Neugier ausländischer Agenten abzuschirmen.

Man kann sagen, daß Kapitän Lohmann ein zuverlässiger Offizier im Sinne seines Amtes und seiner Aufgaben war. Ob er ein zuverlässiger Republikaner des Weimarer Staates war, dürfte zweifelhaft und umstritten sein.

Mit der Verbindung zu Lohmann kamen zahlreiche, meist in größter Eile zu erledigende Aufträge auf mich zu. Sie wur-

den angemessen honoriert, und zum ersten Mal hatte ich als Astrologe Honorareinnahmen, von denen ich mein Leben fristen konnte. Dafür beanspruchte mich Lohmann aber auch so sehr, daß meine künstlerische Tätigkeit zeitweise völlig zum Erliegen kam. Die Unterlagen über die wenigen Jahre, in denen Lohmann mein Klient war, füllen nach den erhaltenen Unterlagen eine stattliche Reihe dicker Aktenordner. Lohmanns erste Aufträge werde ich niemals vergessen. Was er mir bei der Übergabe einer Arbeit ergänzend mitzuteilen pflegte, war nicht nur klar und präzis (im Gegensatz zu den meisten Weisungen Herbert Volcks), sondern stets auch so spannend dargestellt, daß ich immer sofort mit Begeisterung an meine Berechnungen ging. Lohmann wollte zum Beispiel über ein Russenpaar aufgeklärt sein, das von seinen Leuten überwacht wurde. Lohmann hätte die beiden Russen zweifellos sofort verhaften und ausweisen können, aber er wußte, daß sein Amt durch diese beiden Agenten viele Dinge erfahren konnte, sofern es gelang, sie »umzudrehen«, wie es in der Sprache der Abwehr heißt. Und dann tauchte diese angebliche Filmschauspielerin auf, die sich Gräfin Ekinoff nannte, von der niemand etwas anderes wußte, als daß einige Starfotos von ihr in Rußland erschienen waren, und die von einem so merkwürdigen Freund, dem schmächtigen Herrn Haupt, begleitet war. Sehr bald stellte sich heraus, daß Haupt sowjetischer Agent war. Diesen Mann brachte Lohmann in die Geschäftsführung der Phöbus AG, weil er glaubte, ihn so besser überwachen zu können. Haupt war am 24. Februar 1885 geboren, sein Horoskop verriet, daß er eine seltsame, jedoch äußerst intelligente Persönlichkeit war. In meinem astrologischen Gutachten konnte Kapitän Lohmann darüber folgendes nachlesen: »Es handelt sich um einen sehr gerissenen Charakter, der zu allen Schlechtigkeiten fähig ist und vor Betrug und Täuschung nicht zurückschrecken wird... Im Umgang mit diesem Herrn ist sehr große Vorsicht zu empfehlen, da Sie bei ihm auf alles gefaßt sein müssen... Zu Ihrem Horoskop katastrophale Konstellation. Vorsicht in jeder Beziehung! – Dies ist das ungünstigste Horoskop, das sich zwischen den 22 ausgearbeiteten Horoskopen befindet.« Der Fall Haupt wurde von mir am 17. Septem-

ber 1927 für Lohmann bearbeitet. Mit diesem Mann teilte die Gräfin Ekinoff während der ersten Zeit ihres Berliner Aufenthaltes die Wohnung. Haupt kannte Frau Ekinoff seit vielen Jahren, und man darf annehmen, daß sie völlig unter seinem Einfluß stand. Seine spezielle Aufgabe in Deutschland war, sowjetische Agenten in die Reichswehr oder in politische Ämter hineinzuschmuggeln.

Illusionen, Phantasien und eine Filmgräfin

Auf Grund von Unterlagen, die das Amt von Kapitän Lohmann lieferte, war Frau Else Ekinoff am 7. November 1886, sieben Uhr vormittags, zu Wolkowo bei Gnesen in Polen geboren (φ 52° 32′ N, $\lambda = 1^h\ 10^m$ östl.). Diese Dame, die sich als Filmschauspielerin ausgab, hatte recht mäßige künstlerische Talente. Sie war recht ansehnlich, ja vielleicht sogar eine Schönheit, jedenfalls vom Ehrgeiz besessen, beim Film groß herauszukommen. Für Lohmann spielte sie jedoch zweifellos nur die Rolle einer Informantin. Jedoch war sie ihm so sympathisch, daß sie es anscheinend mühelos erreicht hatte, durch Lohmanns Vermittlung einen ausgezeichneten Vertrag bei der Phöbus Film zu bekommen. Corell hat seinem Geldgeber bei dieser Gelegenheit sicherlich keine Schwierigkeiten bereitet. Bald ließ Lohmann der Gräfin eine luxuriöse Wohnung durch einen namhaften Architekten einrichten. Das war freilich nicht nur reine Liebe, denn in dieser Wohnung sollten schließlich auch heimliche Zusammenkünfte mit Doppelagenten, die für beide Seiten arbeiteten, stattfinden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dank der Geschicklichkeit Haupts sofort Abhöranlagen in diese Wohnung eingebaut wurden; jedenfalls hat man die Filmgräfin eines Tages aus der Wohnung, die offiziell Eigentum der Phöbus AG war, hinausgeworfen, als der Phöbus-Skandal seinen Höhepunkt erreicht hatte und Lohmann seinen Abschied nehmen mußte.

An dieser Protektion mag es gelegen haben, daß Lohmann gegenüber dem Phöbus-Direktor Corell nicht so energisch auftreten konnte, wie er es wohl von Anfang an hätte tun müssen. Corell, geboren am 9. Juni 1887, war nach meiner Horoskopskizze ein anpassungsfähiger, aber sehr gerissener Charakter; Sonne in Konjunktion zu Jupiter macht hartherzig und deutet kühle, rücksichtslose Berechnung an, materielle Inter-

essen überwiegen, die Person ist sehr egozentrisch. – Das alles waren unvorteilhafte Konstellationen zu Lohmanns Horoskop: man mußte Lohmann in jeder Hinsicht vor Corell warnen. Denn während sich Lohmann bei all seinen Plänen stark engagierte, nahm Corell stets eine mittlere, gemäßigte Position ein, legte sich nicht fest und brachte sein Schäfchen ins trockene.

Als die Phöbus Film zusammenkrachte, hatte das noch weitere Folgen, von denen die Öffentlichkeit allerdings kaum etwas erfuhr. Presse und Politiker schwiegen sich aus. Die Phöbus Film war nämlich nur eines von mehreren Unternehmen, die mehr oder weniger unter der Regie des Marineamtes liefen. Dabei handelte es sich allerdings nicht um Firmen, die von Privatleuten gegründet waren. Es waren Scheinfirmen, Decknamen für Institutionen der Reichsmarine. So war in Neustadt an der Ostsee eine Jachtschule gegründet worden, in der offiziell junge Leute Segeln und Navigation lernen konnten; insgeheim diente die Schule aber dazu, Marinesoldaten für eine Schnellbootflottille auszubilden. Deutschland durfte auf Grund des Versailler Vertrages keine Schnellboote besitzen. Die Schnellboote wurden deshalb in italienischem Auftrag gebaut und in der Ostsee »erprobt«. Schließlich betrieb das Marineamt noch die Atlantikreederei, eine kleine Flotte von Tankschiffen, die offiziell unter Privatflagge fuhren, in Wirklichkeit aber jederzeit der Reichsmarine zur Verfügung standen. Auch das war ein Unternehmen, bei dem Lohmann seine Hände besonders stark im Spiel hatte. Als der Phöbus-Film-Skandal auf seinem Höhepunkt angelangt war und das Reichswehrministerium Angst vor weiteren öffentlichen Entdeckungen hatte, wurde diese Flotte in aller Stille aufgelöst und, da Eile geboten war, weit unter ihrem Preis verkauft, ja sogar regelrecht verschleudert. Vielleicht wäre es möglich gewesen, die durch den Phöbus-Skandal verlorenen Millionen durch einen angemessenen Verkaufspreis für die Schiffe teilweise wieder hereinzubekommen. Anscheinend hat man das weder bedacht noch gewollt.

Lohmanns rascher Abschied hatte intern manche Verwirrung gestiftet. Besonders die Vorgänge um die Atlantikreederei waren davon betroffen. Zu spät merkte man, daß die Schiffe von vorgeschobenen Käufern erworben wurden; ein neutraler Hamburger Reeder, der den Sachverhalt prüfen sollte, gab die Abwicklung und Klärung sehr bald auf, und ebenso resignierte Konteradmiral Oldekopp, als er die Angelegenheit zum Abschluß bringen sollte. Zu vieles an dem ganzen Komplex war geheim und jeder Kontrolle entzogen. Dunkle Hintermänner wußten das Vakuum, das durch Lohmanns Sturz für kurze Zeit entstand, geschickt zu nutzen.

Es gab noch andere Firmen. So war zum Beispiel die Bacon Company ein getarntes Proviantamt der Marine für die Soldaten der »Schwarzen Reichswehr«. Und schließlich entstand sogar noch nach dem Phöbus-Skandal die Develev, die Deutsche Velasquez Evaporato Studiengesellschaft GmbH, nach dem Namen des spanischen Erfinders des Evaporators von Schweröl für Benzinmotoren. Diese Gesellschaft betrieb auf internationaler Ebene militärtechnische Entwicklungen. Für alle diese getarnten Unternehmungen waren selbstverständlich auch einflußreiche Privatleute, Bankdirektoren, Senatoren, Justitiare und Industrielle tätig.

Als Lohmanns Schwierigkeiten begannen, schickte er mir die Geburtsdaten wohl nahezu aller wichtigen, für ihn tätigen Leute, und ich habe über alle diese Persönlichkeiten Horoskopskizzen anfertigen müssen, die sich noch heute in meinem Besitz befinden. Die Firmen und Unternehmungen, die von Lohmann dirigiert wurden, mögen nachträglich allesamt phantastisch erscheinen, sie waren jedoch keineswegs nur Illusionen. Vor einigen Jahren hat sich die Hamburger Tageszeitung »Die Welt« in einem Artikel nochmals des ganzen Falls angenommen. Die Zeitung schrieb im Zusammenhang mit Lohmanns Firmengründungen: »Eine glaubhafte Erklärung dafür hat er niemals zu geben vermocht.« Lohmann hätte sie geben können, aber er hätte dann auch das ganze Netz der in- und ausländischen Firmen preisgeben müssen.

Lohmanns abenteuerliches Ende

Obwohl die ausländische Presse kaum Notiz vom Phöbus-Skandal und dem Sturz des Chefs der deutschen Abwehr nahm, war es in anderen europäischen Ländern nicht unbemerkt geblieben, daß ein Mann mit so weitreichenden Verbindungen wie Lohmann nun gewissermaßen zur Verfügung stand. Lohmann hatte tatsächlich im Ausland viele Freunde, oft war er zum Beispiel von Lord Beaverbrook zu Gesprächen eingeladen worden. Ende Oktober 1928 tauchte plötzlich ein englischer Großindustrieller in Berlin auf; er übertrug Lohmann die Vertretung eines Patentes, welches die Kohlenstaubfeuerung betraf. Dieser Mann, es war John Hamilton, hatte nach dem Waffenstillstand mit Lohmann zusammengearbeitet, als es um die Heimführung von Kriegsgefangenen ging. Nun bot er Lohmann eine Existenzsicherung an, die diesem gleichzeitig erlaubte, bereits bestehende ausländische Verbindungen auch im Interesse des Marineamtes weiter auszubauen. Aber das war nur der Anfang einer Reihe neuer Unternehmungen, in die Lohmann verwickelt wurde, denn bald darauf vermittelte er auch Industrie- und Rüstungsaufträge für eine Schweizer Firma und kontrollierte Patente auf dem Gebiet des Maschinenbaus in Italien, Spanien und in den Balkanländern. Bei dieser Tätigkeit konnte er in der Tat weiterhin ein Auge auf technische Entwicklungen haben, die das Marineamt, dem er zwar nicht mehr angehörte, dem er sich aber weiterhin innerlich verbunden fühlte, außerordentlich interessierten.

Wer als internationaler Handelsvertreter und Lobbyist sein Dasein fristet, trägt gelegentlich kein geringeres Risiko als ein Abwehrchef. Es gehörte zu Lohmanns Eigenart, daß er ständig in komplizierte Geschäfte verwickelt war. Sein Leben figurierte im Bereich zwischen Technik und Politik und brachte ihn ständig mit abenteuerlichen Projekten in Berührung.

1929 verhandelte Lohmann mit einer Gruppe italienischer Finanziers. Es ging dabei um ein Luftfahrtprojekt, um die Planung, den Bau und die Erprobung von besonders großen Flugzeugen, an deren Konstruktion deutsche Techniker beteiligt werden sollten. Da den Deutschen Arbeiten auf diesem Gebiet verboten waren, wurde das ganze Projekt als Luftschiffprogramm getarnt. Außerdem sollten zwei neue Schnelldampfer entwickelt werden. Die Bauaufträge für deutsche Werften mußten jedoch von der italienischen Regierung erteilt werden.

Als Lohmann von seinen ersten Verhandlungen aus Mailand zurückkehrte, schrieb er mir Ende Oktober 1929 aus Lugano, wo er sich seiner Sicherheit und Gesundheit zuliebe vorübergehend bei Verwandten aufhielt, daß er nach meinen astrologischen Vorschlägen am 4., 5. und 6. Oktober 1929 mit Mussolini und seinem Luftfahrtminister Balbo äußerst erfolgreiche Gespräche über das Luftschiffprogramm geführt hätte. Die italienische Regierung habe sein neues Projekt für gut befunden, vom politischen und technischen Standpunkt aus sogar für sehr gut. Mussolini wünschte jedoch, daß das erforderliche Kapital von italienischen Privatleuten aufgebracht werde und daß alles geheim bleiben müsse, bis die Finanzierung gesichert sei. Lohmann glaubte, daß seine Post überwacht würde, und benutzte für unsere Verständigung einen Kurier. Er schrieb: »... Balbo (in Zukunft Berthold genannt in unserem Schriftverkehr) ist beinahe noch mehr interessiert und hat mich zu gewissen Finanzgrößen nach Mailand, Turin, Genua geschickt, mit denen ich jetzt verhandle; das ist jetzt schwierig. – Ich soll am Mittwochabend wieder in Rom bei Mussolini Vortrag über die Lage halten ...«

Ich erschrak, als mir Lohmann bald darauf eine ungeheuerliche, für ihn ungemein gefährliche Sache anvertraute: »... Nun ist meine Hauptgeheimverbindung und Triebfeder, bitte aber ganz geheim, deshalb schreib' ich von hier, eine sehr einflußreiche Freundin des einen (Mussolinis), ein unruhiges, garstiges, aber sehr kluges Frauenzimmer. Ich habe sie ›interessiert‹ am ›Erfolg‹ und auch ihren Geburtstag herausbekommen. Wir wollen sie Clara Maria Dreiunddreißig nen-

nen. Sie ist am 17. Mai 1900, um 4.30 Uhr nachmittags (ungefähr!) durch Frühgeburt in einem Schlafwagen kurz vor Straßburg, Elsaß, von Italien kommend, zur Welt gekommen. Bitte schreiben Sie möglichst schnell von ihr eine kurze Charakteristik, ob sie brauchbar ist..., sie hat versprochen zu ›drücken‹ bei Mussolini usw. –, will aber einen hohen Betrag später vom Gewinn haben...« Und danach meinte er zu meinem neu für ihn gestellten Horoskop für das Jahr 1930: »... Sehr rosig sieht mein Horoskop ja nicht aus! Die Darmerkrankung war ebenfalls auf den Tag eingetroffen, ist aber jetzt besser... ich wohne in Rom, Hotel Majestic.« Die Luftschiff-Gesellschaft wurde bald perfekt. Lohmann wurde Generalbevollmächtigter der Schütte-Lanz-Werke Mannheim für Italien, eine Stellung, die es möglich machte, daß er für das deutsche Marineamt, natürlich hinter den Kulissen, auch politisch sehr tätig sein konnte. Sein »Compagnon« sozusagen war Professor Schütte selbst (geb. 26. Februar 1873 zu Oldenburg, gest. 29. März 1940).

Aber dann traf die Nachricht ein, daß Lohmanns bester Gewährsmann in Italien, Signor Civelli, an den Folgen eines Blutsturzes gestorben war, was Lohmann schwer erschütterte. Damit begann das Verhängnis. Lohmann schrieb mir aus Tirol: »Ich bin ganz niedergeschlagen über den Verlust dieses Mannes, der das Luftschiffprojekt in der Hand hatte. Es scheint alles schiefzugehen... Auch hier finde ich keine Ruhe und bin von einer inneren Unrast vorwärtsgetrieben.« So hastete Lohmann von Projekt zu Projekt.

Schließlich wollte er mit Italienern, Deutschen und Spaniern eine Holland-Batavia-Luftfahrtlinie einrichten. Auf dieser Linie sollten die in Entwicklung befindlichen Großflugzeuge erprobt werden. Die Idee schien großartig, und die vielen nebeneinanderherlaufenden abenteuerlichen Pläne Lohmanns schienen sich dadurch plötzlich zu einer Einheit zusammenzuschließen. Es zeigte sich, daß der Phöbus-Skandal Lohmann wenig geschadet hatte; er besaß weiterhin den Ruf eines ebenso phantasiebegabten wie klaren Kopfes. Mussolinis Wunsch war es vor allem, mit den ersten der neuen Großflugzeuge einen Geschwaderflug zu organisieren mit dem Ziel, den

Atlantik ohne Zwischenlandung zu überqueren. Da Italiens Finanzkraft jedoch beschränkt war, sollte dieser von deutschen Technikern projektierte Atlantikgeschwaderflug von holländischer Seite finanziert werden. So kam es zu der harmlosen, alles vernebelnden Bezeichnung Holland-Batavia-Luftfahrtlinie.

Nach dem Tode Civellis zeigte es sich jedoch, daß der italienische Luftfahrtminister Italo Balbo eine außerordentlich zweideutige Rolle zu spielen begann und das Projekt indirekt sabotierte. Dafür waren wohl in erster Linie rein persönliche Motive ausschlaggebend. Lohmann war von Mussolini beauftragt worden, den Großflugzeugbau und den damit zusammenhängenden Atlantikgeschwaderflug bis zur Ausführung zu bearbeiten. Balbos Ehrgeiz vertrug diese Bevorzugung eines ehemaligen deutschen Offiziers nicht. Das Verhältnis zwischen Balbo und Lohmann schien außerdem durch die schöne Frau belastet, der wir in unserer Korrespondenz den Decknamen Clara Maria Dreiunddreißig gaben. Lohmann war mit Clara Maria befreundet, sie kannte Mussolini und Balbo gut und schien im übrigen zuverlässig und treu zu sein. Sie war nichts von alledem, sondern, wenn auch auf ganz andere Weise als die Gräfin Ekinoff, eine für Lohmann besonders gefährliche Frau. Mit ihrem Auftreten beginnt das letzte, das tragische Kapitel in Lohmanns turbulentem, aufs Ganze gesehen unglücklichem Leben. Die ersten Nachrichten über Clara Maria erreichten mich selbst in einer äußerst unangenehmen Situation: Volcks Bombenlegerprozeß wurde gerade verhandelt, und täglich erschienen in der Presse böswillige Angriffe auf meine Person. Lohmann fragte nach mir: »Ich höre, daß die Briefe an Sie ordnungsgemäß eingehen... Dies ist mir eine sehr große Beruhigung. Bitte stellen Sie sicher, daß bei Ihnen die Namen nicht in die falschen Hände fallen.« Die erforderliche Diskretion war aber durch unseren Kurier, Frau von Lerche-Igelstein, seit längerer Zeit gesichert.

Clara Maria Dreiunddreißig besaß in Rom einen prunkvoll eingerichteten Salon und bewegte sich mit der Geschicklichkeit eines Vamps in den Kulissen der italienischen Politik. Für Lohmann hatte ich Clara Marias Horoskop im Vergleich

mit demjenigen des Ministers Balbo, der in unserer Korrespondenz den Decknamen Berthold trug, und mit seinem eigenen Horoskop zu untersuchen. Diese drei Horoskope ergaben für Lohmann eigentlich nur verhängnisvolle, ja katastrophale Einflüsse. Ende April 1930 suchte mich Lohmann noch einmal persönlich zu einem Beratungsgespräch in meiner Hamburger Praxis auf. Tags darauf wollte er wieder zu seinen römischen Verhandlungspartnern reisen. Beim Abschied sagte er: »Sie warnen mich diesmal ja, als wäre dies meine letzte Reise!« Ich beschwor ihn, seine Abreise zu verschieben, hatte aber mit meinen Warnungen kein Glück. Frau von Lerche-Igelstein und ein Freund begleiteten Lohmann zum Bahnhof. Unterwegs erzählte er den beiden von seinem Besuch bei mir: »Dieses Mal sagte Wulff mir etwas Komisches, und er sagte es recht sonderbar: Sie werden Berlin niemals wiedersehen, wenn Sie jetzt nach Rom reisen. Was meint der verrückte Wulff bloß damit? Er will meine Reise zu den Leuten verhindern, die er für gefährlich hält.«

Lohmann reiste. Wie verabredet traf er sich mit Clara Maria Dreiunddreißig in deren prunkvollen Räumen und blieb in der Nacht vom 29. zum 30. April bei ihr. Er sollte den Morgen nicht mehr erleben. Plötzlich lag er in Agonie – er war in eine Falle geraten, die Balbo ihm gestellt hatte. Der sterbende Lohmann soll von Clara Maria und ihrem Chauffeur noch ins Hotel geschafft worden sein, dort konnte der Arzt nur noch seinen Tod feststellen, angeblich Herzschlag. Alles, was nun kam, bleibt mysteriös. Die für Mussolini mitgebrachten Pläne und Anweisungen für den Atlantikgeschwaderflug waren aus Lohmanns Gepäck entwendet worden. In Lohmanns Aktentasche fanden sich noch tausend RM, man wußte aber mit Bestimmtheit, daß Lohmann an diesem Tag eine weitaus größere Summe, nämlich 30 000,– RM, bei sich gehabt hatte. Von den restlichen 29 000,– RM fehlte jegliche Spur, und Clara Maria Dreiunddreißig wurde von der italienischen und von der deutschen Polizei gesucht.

Lohmanns Frau reiste sofort nach Rom. Als sie den Leichnam ihres Mannes sehen wollte, überreichte man ihr ein Holzkästchen mit der Asche. Irgendwer hatte die sofortige Einäscherung angeordnet, vielleicht, um jede Giftspur auszulöschen. Die mutmaßliche Täterin und Komplizin Balbos, die Freundin Mussolinis und wahrscheinlich die Geliebte aller drei Männer, war ins Ausland geflohen. Kapitän Lohmanns Pläne waren verschwunden, aber schon bald nach seinem Tode konnte Balbo den Atlantikgeschwaderflug durchführen und auf seinem Erfolgskonto verbuchen. Dennoch sollte er seines Sieges so recht nicht froh werden, da Mussolini nach Bekanntwerden von Lohmanns Tod eine strenge Untersuchung angeordnet hatte. Allmählich kamen die Zusammenhänge heraus, der Duce erfuhr, daß Maria Dreiunddreißig nicht nur seine Freundin, sondern auch die Lohmanns und Balbos gewesen war. Balbo wurde seines Amtes als Luftfahrtminister enthoben und als Gouverneur nach Tripolis versetzt.

Kapitän Lohmanns Schicksal, das in seinem Horoskop so klar vorgezeichnet war, belegt den Satz eines chinesischen Weisen, »daß sich ein vom Schicksal einmal bestimmtes Verhängnis durch keine menschlichen Berechnungen aufhalten läßt«.

Wulff unter Wölfen

Als Kapitän Lohmann starb, war die politische Szene in Deutschland fatal und nahezu bürgerkriegsähnlich. Bald darauf sollte den Nazis die Macht ganz zufallen. Das hatte für meine astrologische Praxis entscheidende Folgen. Wenn auch ein völkischer Reaktionär wie Herbert Volck zu meinen Klienten zählte, ein Typus, der exemplarisch war für die Kräfte, die Deutschland ins Unglück geführt haben, so waren doch die Leute, die sonst in meine Praxis kamen, ganz anderer Natur. Der Berufsalltag eines Astrologen ist nüchterner, als man gemeinhin denkt – man hat es nicht durchweg mit Kriminellen, Hochstaplern und politischen Hasardeuren zu tun, sondern mit Bürgern aus fast allen sozialen Schichten und aus den verschiedensten Berufen. Der Aufgabenbereich ist vielfältig: man erwartet die Aufklärung mysteriöser Affären, wie von einem Meisterdetektiv, man wünscht Vorhersagen für wirtschaftliche oder private Vorhaben, und in vielen Fällen suchen die Klienten unter dem Vorwand eines astrologischen Auftrages in erster Linie eine ganz persönliche Aussprache über Schwierigkeiten und Krisen, die jeder von uns hat. Diese Mischung aus Detektivischem, Prognostischem und Therapeutischem macht den Reiz des Berufes eines Astrologen aus. Die Kombination verschiedener Aufgaben bedingt aber auch eine entsprechende Verantwortung gegenüber jedem einzelnen Klienten, der einem sein persönliches Schicksal anvertraut und der dabei ebenso Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit und auf unsere Diskretion hat, wie wenn er zum Arzt oder zu seinem Beichtvater ginge.

Die Skepsis, die man dem Geschäft des Astrologen vielfach entgegenbringt, ist aber, so paradox das klingen mag, bisweilen auch eine Folge der Publizität, mit der heute die astrologische Neugier des breiten Publikums befriedigt werden soll.

Die astrologischen Rubriken der Boulevardpresse und der großen Illustrierten sind zu einem großen Teil dafür verantwortlich, daß viele Leute jede astrologische Arbeit für Scharlatanerie halten, die sie strikt ablehnen oder bestenfalls großmütig belächeln. Zweifellos neigt die Menschheit zum Aberglauben, und ein Teil der Presse nutzt diesen Sachverhalt äußerst gewinnbringend aus. Erfreuen sich doch die Tages- und Wochenhoroskope in Zeitungen und Zeitschriften größter Beliebtheit. Leserumfragen haben ergeben, daß es kaum eine Sparte in diesen Presseorganen gibt, die von der überwiegenden Mehrheit der Leser so stetig verfolgt wird wie eben die astrologische Rubrik. Bei einer dieser Umfragen hat man sogar ermittelt, daß bestimmte Zeitungen und Journale ihre Auflage ganz wesentlich dem Umstand verdanken, daß die Leser der Ansicht sind, die Horoskope dieses Blattes seien stets besonders zuverlässig. Dabei dürfte es auch astrologischen Laien klar sein, daß die wenigen Zeilen eines Zeitungshoroskops dem einzelnen Leser nur sehr zweifelhafte Auskünfte zu geben vermögen. Es ist zwar keineswegs so, daß in den Zeitungsredaktionen nur Ignoranten sitzen. Im Gegenteil: gerade die großen Blätter leisten sich den Luxus erstklassiger, vollausgebildeter Astrologen. Aber diese Leute werden durch den Zwang des Systems korrumpiert und auf diese Weise zu Verrätern ihrer eigenen Sache. Bisweilen mag es freilich auch Redakteure geben, die von Astrologie gar nichts verstehen, aber die Terminologie so gut beherrschen, daß sie routinemäßig in der Lage sind, die tägliche Spalte zu füllen. Dabei kann dann selbstverständlich nur reiner Unsinn herauskommen. Obwohl den meisten Lesern klar sein muß und ebenso klar sein wird, daß sie zuverlässige Auskünfte auf diese Weise gar nicht erwarten können, verfolgen sie dennoch in schöner Regelmäßigkeit ihr tägliches Horoskop in der Boulevardpresse. Man wird zugeben müssen, daß dies zumindest ein Beweis für das astrologische Interesse vieler Menschen ist, das in diesem Falle mit freilich völlig ungeeigneten Mitteln und aus durchsichtigen kommerziellen Interessen befriedigt werden soll.

Aber selbst dort, wo eine Illustrierte sich auf die Mitarbeit eines versierten Astrologen berufen kann, bleiben die Zei-

tungshoroskope – selbst wenn sie ausführlicher wären, als sie sind – mit dem Risiko großer Ungenauigkeit behaftet. Die Astrologie kann zweifellos mit Hilfe der zwölf Tierkreistypen den Gesamtbereich der menschlichen Erfahrung abdecken, aber das Zeitungshoroskop muß zwangsläufig den entscheidenden individuellen Aspekt unterdrücken. Angenommen, ein Journal hat eine Auflage von 1,2 Millionen Exemplaren. Im statistischen Mittel würden auf je 100 000 Leser die Angaben für ein und dasselbe Horoskop entfallen. Das ist natürlich Unsinn, weil ja in jedem Falle der individuelle Faktor fehlt. Der Aszendent, den ein Mensch bei der Geburt hat, kann gar nicht berücksichtigt werden. Deshalb können sich die Zeitungshoroskope nur auf die Mittagsstellung der Sonne beziehen, man geht also nur von einer der notwendigen Komponenten aus. Sollte es nun zutreffen, daß beim tatsächlichen Horoskop des einzelnen Lesers die Sonne im Aufgang oder in der Kulmination steht, so sind Prognosen von einiger Wahrscheinlichkeit möglich, die bisweilen zu überraschen vermögen. Steht die Sonne aber im Westen oder am unteren Meridian, so werden in fast allen Fällen die Angaben vom Tatsächlichen stark abweichen. Daraus ergibt sich, daß ein solches Zeitungshoroskop gelegentlich und sehr allgemein gesehen zutreffen kann, ebenso häufig aber auch genau das Gegenteil von dem angibt, was dem einzelnen in Wirklichkeit widerfährt.

In einem Land wie Deutschland steht die Zeitungshoroskopie seit 1948 in hoher Blüte. Die Zeitungsverleger mögen vielfach persönlich dagegen gewesen sein, aber sie haben sich fast alle dem Wunsch der Leser gebeugt und schließlich nur allzu bereitwillig der Horoskopie ihre Ecke eingeräumt. Ich persönlich bin dagegen. Es handelt sich um eine grobe Typisierung, die nichts weiter als Schablonen liefert und jede vorurteilslose Auseinandersetzung mit den Leistungsmöglichkeiten der Astrologie erschwert, wenn nicht sogar verhindert.

Am Anfang der dreißiger Jahre war die Zeitungsastrologie in Deutschland nicht so verbreitet wie heute. Dafür hatte aber die Astrologie schlechthin einen besonders hohen Stand erreicht. Ein unparteiischer britischer Experte, der durch seine

Arbeit für den Secret Service nach 1945 in den Besitz vieler astrologischer Arbeiten kam, die in Gestapo-Archiven gefunden worden waren, hat einmal geäußert, daß die deutsche Astrologie in den dreißiger Jahren absolut führend war und es deshalb kaum zu verstehen sei, warum die Nazis von den qualifizierten Astrologen in ihrem Lande nichts wissen wollten. Die Frage ist leicht zu beantworten: Diktaturen können sich nur behaupten, wenn jede Information kontrollierbar bleibt und im Sinne der jeweiligen offiziellen Propaganda nutzbar zu machen ist. Die Ergebnisse astrologischer Berechnungen richten sich aber nicht nach der politischen Taktik und der ideologischen Praxis. Die Astrologie beruft sich auf ein kosmisches System, dem sich die gesellschaftlichen, biologischen und ökonomischen Bereiche unterzuordnen haben. Deshalb mußte der Nationalsozialismus von der Todfeindschaft zwischen sich und der Astrologie besessen sein, und aus diesem Grunde mußten Argumente erfunden werden, um die Astrologie zu diskriminieren und die Todfeindschaft zu rechtfertigen. So brachte zum Beispiel das »Zentralorgan des NS-Studentenbundes« am 4. Januar 1936 einen Aufsatz von Dr. Kurt Kisshauer, einem Referenten aus dem Propagandaministerium des Dr. Goebbels, in dem folgendes erklärt wurde:

»Die Astrologie ist orientalischer Herkunft und mit keinen Mitteln zu germanisieren. Sie widerspricht grundlegend allen unseren Anschauungen und gehört zu den volksschädlichen Einrichtungen, mit denen wir so schnell wie möglich aufzuräumen haben. Wir können keine Lehre brauchen, die die Volksseele vergiftet und unseren Volksgenossen den eigenen Willen raubt. Wir können keine Mitläufer brauchen, die am Gängelbande des Sterndeuters gehen, sondern nur Menschen mit offenem Blick und zielbewußtem Handeln, die auf des Führers Wort hören.«

Das war die offizielle Haltung.

Daß andererseits prominente Nationalsozialisten wie Rudolf Heß, Heinrich Himmler, Walter Schellenberg, um nur einige zu nennen, sich der Astrologie bedienten, änderte an der offiziellen Einstellung nichts. Man kann jedoch sagen, daß die Beschäftigung der hohen NS-Funktionäre mit der

Astrologie geradezu perversen Charakter hatte. Nichts beweist trotz allem forschen Pathos der nationalsozialistischen Führung schlagender die Unsicherheit dieser Leute als die Tatsache, daß sie es immer wieder versucht haben, durch astrologische Prognosen sich jene innere Zuversicht zu verschaffen, die sie in Wirklichkeit gar nicht besaßen. Die Astrologie ist aber nicht dazu da, um die Komplexe unfähiger Politiker zu kompensieren. Wer sie ernsthaft betreibt, dem wird sie eine Hilfe für das Leben sein, indem sie dem einzelnen seine Natur und sein Schicksal bewußt macht und ihn auf Gefahren hinweist, mit denen er fertig zu werden hat. Für Menschen aber, die in ihrem auf Lebensangst basierenden Trieb nach Macht diese Auseinandersetzung mit sich selbst gar nicht ernsthaft unternehmen, ist sie nichts anderes als ein Opiat. So ist es nicht verwunderlich, daß führende Nazis dort, wo sie sich der Astrologie bedienten, stets nur das zu hören wünschten, was im Sinne ihrer eigenen Absichten war. In Wahrheit führte keine Brücke von einem Lager in das andere. Ein ernsthafter Astrologe mußte schon von der Natur der Sache her ein Gegner des Nationalsozialismus sein.

Auch diejenigen, die es vielleicht nicht waren, wurden durch die nationalsozialistischen Maßnahmen in die Opposition getrieben. In vielen deutschen Ländern wurde bald nach 1933 ein Berufsverbot für die Astrologen erlassen. Auch wo das nicht der Fall war, wie in meiner Heimatstadt Hamburg, reichte die Propaganda aus, um die Klienten abzuschrecken. Ich habe schon erwähnt, daß mit dieser Entwicklung große wirtschaftliche Schwierigkeiten für mich verbunden waren. Die wenigen »großen« Klienten, die ich hatte, waren ins andere Lager übergeschwenkt oder hielten sich aus Angst vor politischen Konsequenzen zurück. Die kleinen Kunden blieben einfach aus Angst weg. Es blieb eine Anzahl jüdischer Klienten, die noch ärger verfolgt waren als wir Astrologen und einer ungewissen Zukunft entgegensahen. So geriet die Astrologie erneut in den Geruch einer Geheimwissenschaft. Sie wurde zu einem Gewerbe degradiert, das im Untergrund blühte und von dem man öffentlich nicht zu sprechen wagte. Für mich kam erschwerend hinzu, daß gerade zu Beginn der dreißiger

Jahre einige meiner besten langjährigen Klienten starben. Immerhin muß gesagt werden, daß Prinz Georg zu Sachsen-Meiningen, der Schwiegervater Ottos von Habsburg, mich weiterhin als Berater beschäftigte. Er hatte sich schnell mit den neuen Machthabern arrangiert und konnte es sich auf Grund seiner gesellschaftlichen Stellung leisten, mit mir in Verbindung zu bleiben.

Diese Rückschläge waren aber lediglich die ersten Anzeichen für alle jene Schwierigkeiten, denen ich wenige Jahre später ausgesetzt sein sollte. Gleich dunklen Wolken am Horizont deutete sich damals bereits an, welche Verhängnisse noch auf uns warteten. Durch die immer größer gewordene astrologische Praxis hatte ich meinen künstlerischen Beruf nahezu ganz aufgegeben, und jetzt war meine neue berufliche Existenz entscheidend bedroht. Ein Astrologe ist kein Medizinmann, sein Wissen und seine Erfahrung entbinden ihn nicht vom Zwang des eigenen Schicksals. Daß ich dennoch überlebt habe, liegt vielleicht daran, daß mir die Probleme und Gefahren, die die Zeit für mich bereit hielt, bewußter waren als vielen anderen. Was auf mich wartete, läßt sich mit wenigen Worten vorwegnehmen: Verhaftung, das Polizeigefängnis in Fuhlsbüttel, die »Filiale« des Konzentrationslagers Ravensbrück in Hartzwalde, schließlich Heinrich Himmler und seine hohen Funktionäre, für die ich dann, am Ende, unter ständiger Drohung für mein Leben arbeiten mußte.

Als Horoskoplieferant in den Händen der Gestapo

Von den beiden großen Gefahren, die der Astrologie drohen, ist die Zeitungshoroskopie noch das kleinere Übel. Das größere Übel sind die Politiker, die sich astrologisches Material aneignen, um es für ihre Zwecke zu mißbrauchen und notfalls zu verfälschen. Der Schaden, der auf diese Weise der Astrologie zugefügt wird, ist unübersehbar und irreparabel. Es gehört zu den vielen Merkwürdigkeiten des NS-Regimes, daß die Nationalsozialisten die Astrologen nicht nur verfolgt und viele in den Konzentrationslagern ermordet haben, sondern daß sie gleichzeitig nichts dabei fanden, immer wieder Astrologen für ihre Zwecke einzuspannen.

Ein tragisches Beispiel dafür ist der Schweizer Astrobiologe Karl Ernst Krafft. Krafft war nicht nur hochbegabt, sondern auch besonders ehrgeizig. Seine astrobiologischen Publikationen waren von dem angesehenen Verlag Orell-Füssli in Zürich verlegt worden, er war häufig in Deutschland und suchte Kontakt mit Josef Goebbels, von dem man wußte, daß er die Nostradamusforschung protegierte. Krafft suchte Verbindungen zu diesen Kreisen, nach der Devise, daß der Zweck die Mittel heilige, und zeitweise genoß er großes Ansehen bei der Gestapo. Sehr frühzeitig hatte er sich mit Hitlers Horoskop beschäftigt und auf die Möglichkeit von Attentaten hingewiesen, die auf Grund seiner Prognosen von der Gestapo angeblich verhindert werden konnten.

Die Zeitschrift »La Suisse« (Genf) veröffentlichte zuerst Kraffts abenteuerliche Geschichte in ihrer Ausgabe vom 15. April 1945. Da hieß es unter anderem:

»Hitler, der von Kraffts außergewöhnlichen und unbestreitbaren Fähigkeiten überzeugt war, hatte sich entschlossen, ihn zu beschäftigen. War er sich doch dessen tatsächlichen Wertes voll bewußt. Krafft stellte sich unter der Bedingung zur Verfügung, daß ihm nebenbei genug Zeit für seine privaten Studien bliebe. Diese Auflage wurde akzeptiert. Auf diese Weise wurde Krafft bekannt mit allen Persönlichkeiten des engsten Kreises um den Führer, besonders mit Rudolf Heß.«

Mein Freund Ellic Howe hat in seinem Buch »*Urania's Children*« (The strange world of the astrologers) (1967, bei William Kimber, London) diese Geschichte als die »Krafft-Legende« entlarvt. Howe schreibt: »Wie wir wissen, stammt Kraffts Hitler-Prognose nicht schon aus den Jahren vor dem Krieg, sondern erst aus dem Herbst 1939. Mehr noch, er arbeitete niemals für Hitler, noch traf er jemals mit Heß zusammen, obwohl er flüchtige Beziehungen zu zwei bedeutenden Naziführern hatte, nämlich zu Dr. Hans Frank und Dr. Robert Ley.«

Ellic Howe hat für seine Thesen gute Gründe; trotzdem bleibt das Ausmaß von Kraffts Tätigkeit für die Nazis undurchsichtig. Fest steht indessen, daß der Schweizer Astrologe ein Opfer jener Pogrome wurde, die nach dem Englandflug von Rudolf Heß eingeleitet wurden. Krafft konnte, wie fast alle damals in Deutschland bekannten Astrologen, den Häschern der Gestapo nicht entgehen. Man brachte ihn in das KZ Oranienburg. Wahrscheinlich ist er um den 8. Januar 1945 auf dem Transport nach Buchenwald ums Leben gekommen.

Meine eigenen Bemühungen, später für Krafft etwas zu tun, scheiterten daran, daß selbst Himmler ohne die Einwilligung seines Führers sich nicht traute, Krafft aus dem KZ zu entlassen oder ihm wenigstens Hafterleichterungen zu verschaffen.

Auch für mich wurde der Englandflug von Rudolf Heß zu einem entscheidenden Verhängnis. Und dies, obwohl ich Heß weder gekannt habe noch als Gegner des Regimes damals mit dessen führenden Persönlichkeiten in Kontakt stand. Am Nachmittag des 10. Mai 1941 war der Stellvertreter des Führers bekanntlich von Augsburg mit einer Messerschmitt 110 in Richtung Schottland aufgestiegen. Das Ereignis kam für Hitler und seinen gesamten Stab so überraschend, und die Absicht von Rudolf Heß, als Friedensvermittler aufzutreten, schien so wenig erklärlich, daß man Mühe hatte, dem Volk eine plausible Theorie vorzusetzen.

Insbesondere konnte man es sich kaum leisten, ausgerechnet dem Stellvertreter Hitlers psychische Labilität und einen depressiven Gemütszustand zu attestieren. Wir wissen heute, daß es Martin Bormann war, der die offizielle Version durchsetzte: Heß habe zwar das Beste gewollt, sei aber in die Hände falscher und zweifelhafter Berater gefallen, deren willenloses Werkzeug er schließlich wurde. Gemäß der Radikalität und der bekannten Rachsucht der nationalsozialistischen Führung wurde deshalb verfügt, nicht nur jene Berater aus dem Umkreis von Heß, sondern sofort alle Astrologen in Deutschland zu verhaften. Auch ich wurde nicht verschont.

Die Häscher der Diktatur verrichteten ihr Handwerk am liebsten im ersten Morgengrauen. Ich lag wach, als die Gestapo zwischen drei und vier Uhr morgens bei mir klingelte. Vier Gestapo-Beamte stürmten in meine Wohnung, durchwühlten verschiedene Zimmer, rissen wahllos Bücher aus den Regalen, schnüffelten in meinen Archiven und Kartotheken und warfen alles durcheinander. Man befahl mir, mich anzuziehen, und brachte mich sofort in das Polizeigefängnis Fuhlsbüttel. Fuhlsbüttel war damals Untersuchungsgefängnis, Zuchthaus und Konzentrationslager in einem. Je mehr sich der Krieg ausweitete, desto weniger wählerisch wurde die Diktatur in ihren Mitteln. Ich mußte die üblichen quälenden und nervenzerreibenden Verhöre über mich ergehen lassen. Man fragte mich, ob ich mit dem oder jenem bekannt sei, ob ich mich mit politischer Horoskopie beschäftigt habe, und inwieweit ich etwas von okkulten Wissenschaften verstehe.

Die Behandlung war alles andere als human. Von dem Rechtsstatus eines Untersuchungshäftlings konnte keine Rede sein. Körperliche Mißhandlungen gehörten zum erprobten Rezept der Gestapo-Beamten. Selbstverständlich hatte ich keine Gelegenheit, einen Anwalt zu konsultieren; statt dessen mußte ich, wie alle Häftlinge, täglich körperliche Schwerarbeit verrichten. Das wurde bald anders, als die Wachmannschaften merkten, daß ich Astrologe war. Während die anderen Häftlinge Flugzeugtrümmer wegzuräumen hatten, zog man mich beiseite, um mich astrologisch zu befragen. Hinter Sträuchern

und Büschen saß ich, von SS-Leuten umringt, und habe damals vielen von ihnen ihr Schicksal erklären müssen.

Ich habe bereits erwähnt, daß andere Verfolgte des NS-Regimes Schlimmeres erlebt haben als ich. Deshalb will ich mich bei der Schilderung von Einzelheiten nicht lange aufhalten. Die Zeit als solche war dennoch schrecklich genug. Ich war durch die Verhöre zermürbt und körperlich gebrochen. Hinzu kam die Ungewißheit über das Schicksal meiner Familie. Meine Frau, meine Tochter und den jüngeren Sohn hatte ich völlig schutzlos in unserer Wohnung zurücklassen müssen; der ältere Sohn war bereits Soldat, und auch von ihm erhielt ich keinerlei Nachricht. Daß die wenigen Klienten, die ich noch hatte, mir treu bleiben oder sogar etwas für meine Frau tun würden, war nach Lage der Dinge alles andere als wahrscheinlich. Um so überraschter war ich, später zu hören, daß gleich nach meiner Verhaftung meine Frau von der einen und der anderen Seite unterstützt wurde. In einem Falle zahlte ein Bekannter sogar ein Honorar für einen Auftrag, den ich nie erhalten und ausgeführt hatte. So wurde meine Familie vor dem Schlimmsten bewahrt, aber ich hatte keine Kenntnis davon. Tage und Wochen vergingen in quälender Ungewißheit.

Ebenso plötzlich wie meine Verhaftung erfolgt war, wurde ich nach vier Monaten entlassen. Jedoch mußte ich mich zuvor verpflichten, nicht mehr astrologisch zu arbeiten. Außerdem wurde ich fortan überwacht.

Als sich im Spätsommer 1941 die Tore des KZ Fuhlsbüttel für mich öffneten, wurde ich in eine äußerst beschränkte Freiheit entlassen. Damals ahnte ich noch nicht, daß die Gestapo, die meine Existenz zunichte gemacht und mich mißhandelt hatte, bald darauf auf allerhöchsten Befehl mich in ihren Dienst zwingen würde. Dieselben Leute, die mir soeben ein Berufsverbot auferlegt hatten, sollten mich wenige Monate später mit Aufträgen der höheren SS-Führung regelrecht überschütten.

Einstweilen hatte ich andere Sorgen. Als Astrologe durfte ich nicht mehr arbeiten. Aufträge als Maler oder Bildhauer hatte ich als Gegner des Regimes ebensowenig zu erwarten.

Wie würde ich mein Leben fristen können? Ich war jeden Tag gewärtig, in einer Munitionsfabrik oder einem anderen Rüstungsbetrieb als Hilfsarbeiter dienstverpflichtet zu werden. Es sollte aber anders kommen.

Kurz nach meiner Entlassung aus Fuhlsbüttel meldete sich ein ehemaliger Klient, der Chemiker und Fabrikant Zimmermann. In seinem Betrieb fand ich gegen mäßige Bezahlung Unterschlupf. Erst später erfuhr ich, daß Zimmermann meine Freilassung arrangiert hatte. Er selbst stand der SS nahe und hatte durch seine Beziehungen großen Einfluß. Sein Betrieb beschäftigte sich mit den Möglichkeiten der Milchbestrahlung. Zimmermann hatte ein Verfahren entwickeln lassen, durch das Trinkmilch so bestrahlt werden konnte, daß sie einen aktiven Wirkstoff gegen Rachitis enthielt. Damit wollte er das Geschäft seines Lebens machen. Die Möglichkeit, bestrahlte Milch vorzugsweise an Kinder auszugeben, wurde aber von seinen Gegnern immer wieder durchkreuzt. Diese Gegner saßen in der pharmazeutischen Industrie, die ihren Absatz an antirachitischen Mitteln durch die neue Methode bedroht sah. Nun kommt es in einer Diktatur, in der die gesamte Wirtschaft staatlich gelenkt ist und überdies im Kriege alle Mittel scharf rationiert sind, darauf an, daß die eigenen Pläne und Wünsche von der Regierung gebilligt und unterstützt werden.

Möglicherweise hatte Zimmermann sich solche Erfolge für die Milchbestrahlung dadurch erhofft, daß er der höheren SS-Führung nebenbei etwas Besonderes zu bieten hatte. Und diese Besonderheit sollte eben ich sein. Was wie die Freundschaft eines ehemaligen Klienten aussah, war in Wirklichkeit wohl eher ein abgekartetes Spiel. Die Gestapo wußte mich unter der Obhut von Zimmermann in den besten Händen, und das heißt in diesem Falle: unter ständiger Kontrolle. Andererseits konnte Zimmermann damit rechnen, daß er der Gestapo eine Gefälligkeit erwies, wenn er mich bei sich beschäftigte. So war, was ich damals nicht wissen konnte, meine Arbeit im Milchbestrahlungsinstitut ein bloßer Vorwand. Ich ahnte nicht, daß nun ein ganz neuer und zweifellos der abenteuerlichste Abschnitt in meinem Leben beginnen sollte.

Ein halbes Jahr nach meiner Entlassung aus dem Konzentrationslager Fuhlsbüttel wurde ich eines Tages, im März 1942, als wissenschaftlicher Mitarbeiter an ein mir zunächst völlig unbekanntes Institut nach Berlin beordert. Dies geschah auf Veranlassung des Nürnberger Astronomen und Astrologen Dr. Wilhelm Hartmann, der mein Freund war.

Ich fuhr nach Berlin und stellte mich im Forschungs-Institut des OKM vor.

Innerhalb der drei Wehrmachtsteile Heer, Marine und Luftwaffe hatte man im Laufe des Krieges Forschungsinstitute errichtet. Alle Vorschläge, Anregungen und Erfindungen von Laien, die möglicherweise noch zum Endsieg beitragen konnten, sollten hier auf ihren Wert geprüft werden. Wie ich zu meiner maßlosen Verblüffung erfuhr, wollten die NS-Führer mit Hilfe dieser »Forschungsstätten« aber nicht nur die natürlichen, sondern auch die übernatürlichen Kräfte unserer Welt in ihren Dienst spannen. Von der modernen Technik bis zur schwarzen Magie des Mittelalters, vom Satz des Pythagoras bis zur Faustischen Beschwörungsformel des Pentagramms sollten alle geistigen, sinnlichen und übersinnlichen Kräfte dem Endsieg dienstbar gemacht werden.

Innerhalb der Marine wurde diese Abteilung von einem Kapitän zur See geleitet. Die Tätigkeit des Forschungs-Instituts war streng geheim.

Die Untergebenen des Kapitäns bildeten eine wunderliche Gesellschaft: Da gab es spiritistische Medien und Psychitive – so nennt die Wissenschaft auf psychische Einflüsse besonders empfindlich Reagierende –, es gab Pendler (Personen, die mit dem Siderischen Pendel umzugehen verstehen), Tattwa-Forscher (Anhänger einer Art indischer Schwingungslehre), Astrologen und Astronomen, Ballistiker und Mathematiker.

Das Institut hatte von höchsten Kreisen der Kriegsmarine – OKM – den Auftrag, die Geleitzüge des Gegners auf hoher See durch Pendeln und andere übersinnliche Praktiken aufzuspüren, um eine sichere Torpedierung der Geleitzüge durch deutsche U-Boot-Flottillen zu ermöglichen.*

* Vergl. dazu: Gerda Walther »Zum anderen Ufer« (Vom Sozialismus und Atheismus zum Christentum), (Verlag Der Leuchter, Otto Reichl, Remagen) Seite 599–602: »die geheimnisvolle Gruppe ›SP‹ im OKM«.

Tag für Tag hockten die Pendler mit ausgestrecktem Arm über den Seekarten.

Die Ergebnisse waren – wie nicht anders zu erwarten – kümmerlich. Man mag über okkulte Phänomene denken, wie man will. Jedenfalls war es ganz unmöglich, in dieser dilettantischen gewaltsamen Weise eine uns unbekannte Welt zu erschließen und sie für Kriegszwecke auszuwerten. Auch dort, wo Erfolge zu verzeichnen waren, kam es nicht zu konsequenter wissenschaftlicher Arbeit.

Da war unter den Mitarbeitern des Instituts der Baudirektor a. D. Straniak aus Salzburg, ein feiner alter Herr in den Sechzigerjahren, der in der Benutzung des Siderischen Pendels ein gewisses Geschick hatte. Er war von seinem Können ehrlich überzeugt. Dazu hatte er das Unglück, der Verfasser eines Büchleins über »die achte Naturkraft« zu sein. Den Eindruck eines Schwindlers machte er keinesfalls.

Straniak hatte von sich behauptet, er könne den Ort eines Schiffes bestimmen, wenn man ihm das Bild des Schiffes vorlege. Einige Herren vom Marine-Ministerium waren zu ihm nach Salzburg gefahren und hatten ihm Bilder der Schlachtschiffe »Bismarck« und »Prinz Eugen« vorgelegt. Tatsächlich hatte Straniak mit Hilfe seines Siderischen Pendels die ihm vorher völlig unbekannten Liegeorte der Schiffe zutreffend angegeben.

Wegen ähnlicher Fähigkeiten war Straniak vor längerer Zeit einmal von der Gestapo verfolgt worden. Jetzt wurde er auf Veranlassung des Marine-Amts mit seinen sämtlichen Geräten und Unterlagen umgehend nach Berlin in das Forschungs-Institut verfrachtet. Seine Fähigkeiten sollten hier näher untersucht werden. Dr. Wilhelm Hartmann wurde wieder einmal nach Berlin befohlen, um die Schwingungen des Pendels, das Straniak verwendete, auf Einflüsse und Abweichungen bei Sonnenauf- und -untergang, bei dem Mittagsstand der Sonne und den Vollmond- und Neumondzeiten zu prüfen. Auch andere Psychitive wurden bei dieser Gelegenheit geprüft und beobachtet.

Um die besonderen Fähigkeiten Straniaks zu prüfen, unterzog man ihn speziellen Experimenten. Auf ein unbenutztes

Stück Papier, das frisch aus der Papiermühle geholt worden war, wurde einige Augenblicke lang ein Stück Metall gelegt. Straniak, der vorher das Zimmer verlassen mußte, wurde wieder hereingeholt. Auf dem makellos weißen Papier verriet keine Spur, wo das Metall gelegen hatte. Straniak aber war Mal für Mal, selbst aus dem Nebenraum auf einem gleichen Bogen, imstande, genauestens anzugeben, wo das Metall auf dem Papier gelegen hatte.

In diesem Stadium der Experimente mit Straniak wurde das »Institut für Strahlungsforschung« in Berlin, das streng naturwissenschaftlich arbeitete, beauftragt, die erstaunlichen Ergebnisse im Forschungs-Institut zu überprüfen. Begreiflicherweise waren die Mitglieder des »Instituts für Strahlenforschung« Gegner der Pendler und der okkulten Wissenschaften. Die erste Untersuchung dieser Art wurde zu einem Fiasko für Straniak. Wochenlang hatte er die besten Ergebnisse erzielt. Jetzt versagte er.

Meine Berührung mit dieser Forschungsstätte fiel in die Zeit, in der Hongkong von den Japanern erobert wurde. Japanische Abteilungen hatten die Schießscharten der Bunkeranlagen von Hongkong mit ihren Leibern verstopft. So wurden die Forts Hongkongs durch die unmenschliche Todesverachtung der Japaner in kurzer Zeit erobert.

Wieder wurde ich vorgeladen. Als Freund der Vedanta und des buddhistischen Yoga erhielt ich die Aufgabe, Vorschläge zu unterbreiten, wie man deutsche Soldaten nach dem Vorbild der zenbuddhistischen Erziehung der Japaner drillen könnte.

Straniak magerte zusehends ab. Seine Kräfte und Fähigkeiten schwanden. Die Reserven der anderen Pendler wurden ebenfalls schwächer und schwächer, denn der Dienst war tatsächlich außerordentlich anstrengend. Eine nervöse Reizbarkeit breitete sich unter den Mitarbeitern des Instituts aus.

Da schlug Dr. Wilhelm Hartmann dem Leiter des Instituts vor, mit seinen Mitarbeitern eine andere Umgebung aufzusuchen. Die Ausstrahlungen der Großstadt, erklärte er, und alle möglichen Störungen und Strömungen feinster Art, die hier in Berlin wirksam seien, machten die Bemühungen der Psychitiven zunichte. »Fahren Sie mit Ihrem Institut ins

Gebirge oder an die See. Bei Seeluft und Sonnenschein werden sich Ihre Leute wieder erholen und dann besser arbeiten.«

So fuhr der Leiter des Instituts tatsächlich zu Beginn des Sommers mit seinen Mitarbeitern auf die Insel Sylt. Es wurde nicht mehr so viel gearbeitet wie in Berlin. Die Resultate fielen nun aber noch schlechter aus. Meine Bekanntschaft mit diesem Institut hatte nichts mit meiner astrologischen Tätigkeit zu tun. Daß es ein solches Institut überhaupt im OKM gab, mag heute beinahe unglaubwürdig klingen. Die Idee für eine solche »Forschungsstelle« war jedoch nicht nationalsozialistischen Ursprungs, sondern ging auf Überlegungen zurück, die mein Freund Walter Lohmann schon in den zwanziger Jahren in der Bendlerstraße entwickelt hatte. Außerdem ist später bekanntgeworden, daß auch in anderen kriegführenden Ländern ähnliche Institute eingerichtet worden waren. Bestimmt hat es derartige Forschungsstellen in England, den USA und Japan gegeben, vielleicht auch in der Sowjetunion, doch ist darüber nichts bekanntgeworden.

Dr. Wilhelm Hartmann fuhr zu seiner alten Dienststelle bei der Luftwaffe zurück. Ich hatte mich wieder in Hamburg unter Zimmermanns »Obhut« einzufinden, war jedoch wenigstens wieder zu Hause. Aber ich sollte bald vor Aufgaben gestellt werden, die noch eigenartiger und noch gefährlicher waren – und die ich nicht so rundweg ablehnen konnte.

Felix Kersten

In der politischen Machtsphäre spielen zumeist auch Hintergrund-Gestalten eine Rolle. Es gibt dort Verwandlungskünstler von bezaubernder Virtuosität, die innerhalb der Ereignisse eine Hülle nach der anderen wechseln und die schärfsten Kurven und gefährlichsten Loopings im höchsten Tempo auf der politischen Rollbahn fahren.

Felix Kersten war eine solche Hintergrund-Figur im schwülen Morast der nationalsozialistischen Politik. Riesenhaft gewachsen, unsichtbar tätig, getarnt als harmloser Masseur aus Finnland, hatte er sich in die höchsten aristokratischen Kreise des Auslandes und der Nazi-Mogule einzuschleichen verstanden. Im Grunde genommen ungeistig, aber realistisch denkend und sehr genau rechnend. Er entstammte einer Bauernfamilie und wurde 1917 für kurze Zeit Offizier der finnischen Armee. Es folgte die Flucht vor den Bolschewisten nach Deutschland. Nacheinander war Kersten Tellerwäscher, Filmkomparse in der Inflationszeit, Masseur und schließlich seit 1930 Arzt für manuelle Therapie und Duzfreund des Prinzgemahls von Holland: Heinrich von Mecklenburg.

Als Zimmermann mich an einem Winterabend 1942 zu ihm führte, hatte Kersten schon eine neue, sehr elegante Wohnung an der Ecke des Rüdesheimer Platzes in Wilmersdorf bezogen. Die pompöse Behausung verdankte er der »Arisierung«. Ein Jude mußte sie räumen. Hier offenbarte sich nun gleich eine protzige Eleganz, unsauber und verstaubt. Die Wohnungseinrichtung war den Schlössern und Palästen, Herrenhäusern und Besitztümern seiner reichen Patienten nachgeahmt. Er empfing uns mit mürrischem und unzufriedenem Gesichtsausdruck. Wir hatten die Entfernungen unterschätzt und verspäteten uns um eine halbe Stunde. Er machte uns damit verständlich, daß er nicht gewohnt sei, auf Bittsteller

zu warten. In dieser Weise konnte er unseren Besuch auffassen. Zimmermann hatte ihm von meinem Schicksal und dem Verlust meiner gesamten Bibliothek erzählt, und durch Zimmermanns Schwester Gerda war er mit dem Milchbestrahlungsunternehmen und dessen Schwierigkeiten bei der Einführung unterrichtet worden.

Wir nahmen in Kerstens großem und überladenem Arbeitszimmer Platz. Unser Blick mußte auf Fotos fallen, die überall in kitschigen Goldrahmen aufgestellt standen, Bilder von Benito Mussolini, dessen Schwiegersohn Ciano, Hitler, Himmler, weitere Fotos von Ribbentrop, Ley, Heß, von verschiedenen bekannten Generälen, Gruppenführern und Obergruppenführern der SS, von Papst Pius und einem mir unbekannten Kardinal. Alle Bilder trugen persönliche Widmungen. Kersten war stolz darauf und machte uns eigens darauf aufmerksam. Er sprang sogar auf, um uns einige davon zu reichen. Um ihm diese Mühe zu ersparen, erbot ich mich, ihm dabei zu helfen.

Aber was war das? Als ich einen dargereichten Bildrahmen betrachtete, mußte ich entdecken, daß hinter dem Ciano-Foto das Bild eines holländischen Adligen war, andere wieder hatten auf der Rückseite das Foto des Großherzogs von Mecklenburg, der Königin Wilhelmina von Holland – die Rückseite des Faschistenführers Mussolini. Feierlich ernst prangten diese Bilder auf ihrem Platz und wurden von Kersten mit seiner »Schwester« Elisabeth nach Bedarf und Gelegenheit, der politischen Richtung der Patienten und Besucher entsprechend vorher in Paradestellung gebracht. Bald standen also die Nazi- oder Faschistenführer und deren Freunde in der Front, bald Fürstenherrlichkeiten und Großkapitalisten der anderen Seite. Auf diese Weise teilten sie den Ehrenplatz »nebeneinander« in Kerstens Raum. Er stimmte mir mit einer witzigen Ausrede zu, daß ich seine praktische Idee richtig erfaßt und beobachtet hatte. Ich konnte bei dieser Komödie das Lachen nicht unterdrücken. Die ernste und beklommene Stimmung der ersten unangenehmen Viertelstunde bei Felix Kersten war gebrochen, das eisige Schweigen unausgesprochenen Vorwurfes geschmolzen. Die Unterhaltung zwischen Kersten, Zimmermann und mir begann daraufhin etwas munterer zu werden. Zimmermann sprach über seine Sorgen in der Milchbestrahlungssache. Kersten tat dumm, er wisse von nichts und sei völlig überrascht, versprach danach aber Zimmermann, ihm zu helfen und ihn mit den zuständigen und einflußreichen Leuten bekannt zu machen. Das geschah dann auch einige Zeit später.

Während dieser Unterhaltung hatte ich Kersten beobachtet. War dieser Mann ernst zu nehmen? Er gab sich den Anschein der Gutmütigkeit, das war alles, was Zimmermann an ihm schon erfahren hatte.

Felix Kersten war ein Riese von Gestalt, groß und stark beleibt. Normale Sessel und Stühle zerdrückte er mit seinem Elefantenleib und Riesengewicht. Er konnte nur in eigens für ihn und seine Körper-Dimensionen konstruierten Sesseln und Polstermöbeln Platz nehmen. Die Möbel in seinen Räumen wirkten deshalb überdimensional. Normale Sterbliche versanken zu einem Häufchen darin. Mir ging es so, ich fühlte mich klein neben diesem Bauchmenschen. Aus seinem schwammigen Gesicht quollen gierige kleine Kinderaugen. Kersten war schilddrüsenkrank und litt an gefährlicher Herzverfettung. Trotz seines Riesenmaßes und des kolossartigen Umfanges bewegte er sich flink und gelenkig. Mit seinen feisten, von zahlreichen in weißlicherem Ton von der Handoberfläche abstechenden Narben bedeckten Greifhänden spielte er fortgesetzt mit einem Bleistift oder einem Bildchen. Ein Phlegmatiker mit sanguinischem Einschlag nach der Terminologe der alten Charakterkunde. Cholerische Aufwallungen bei ihm waren selten, seine Leidenschaft und Sinnesfreudigkeit groß, seine Faulheit und Bequemlichkeit nicht minder, aber ebensosehr auch seine Eitelkeit und Machtlust. Zimmermann wußte das und hatte richtig kalkuliert, daß Kersten die Bekanntschaft mit einem Astrologen, den er eventuell Himmler zuspielen konnte, schmeicheln würde. Plötzlich sagte Kersten zu mir:

»Sie dürfen mit mir über die politische Entwicklung offen sprechen, ich weiß selber genug und mache mir so meine Gedanken und Sorgen über den Krieg und die Entwicklung in Deutschland. Was meinen Sie eigentlich zu Hitlers Horoskop? Können Sie mir darüber etwas sagen?«

Ich erklärte zurückhaltend und sehr vorsichtig die Gestirnskonstellation und wies auf sehr schlechte Konstellationen hin. Eine solche Persönlichkeit könne nicht auf die Dauer der erfolgreiche Führer einer Nation sein und ich bedauerte das deutsche Volk wegen der schweren Geschehnisse, die ich kommen sähe und die bestimmt eintreten würden, wenn nicht bald eine grundlegende politische Änderung einträte. Wir lebten in der Zeit der verlorenen Moskau- und Leningrad-Offensive und befanden uns mit unseren Truppen auf sehr eiligen »strategischen« und siegreichen Rückzügen, die wir dann noch drei lange Jahre durchkosten sollten. Ich erklärte Kersten, daß Hitler die gleiche Saturn-Konstellation in seiner Geburtshimmelsfigur habe wie Napoleon und daß er daher zwar nicht das buchstabengleiche Schicksal haben werde, aber doch gewisse Parallelen sich ergeben müßten, die besonders auf den Rußland-Feldzug und später noch zu erwartende Kämpfe sich bezögen. Und deshalb müsse, sollte Unheil und größtes Unglück für Deutschland verhütet werden, bald etwas geschehen. Ich sagte nicht, was zu geschehen hätte, aber Kersten verstand. Die Horoskope der ausländischen Politiker und Staaten, mit denen wir den Krieg begonnen hatten, wiesen zahlreiche günstige Konstellationen für die Zukunft auf.

Kersten sagte: »Kann ich Hitlers Horoskop von Ihnen erhalten, ich möchte es Himmler zeigen.« Ich erschrak über diese Äußerung. Kersten merkte das und begann dann:

»Mein Lieber, Sie brauchen nicht zu erschrecken, Himmler wird Ihnen nichts tun, das kann ich so einrichten. Aber was Sie da erzählen von Hitlers Zukunft, ist wichtig und interessant, und Himmler muß es wissen.« Kersten sprach dies gönnerhaft.

»Nein«, entgegnete ich, »das möchte ich nicht. Bitte, berichten Sie Himmler darüber kein Wort! Ich möchte nicht wieder durch Gestapo-Beamte in ›Schutzhaft betreut‹ werden. Himmler darf davon nichts erfahren. Er würde mich mißverstehen und es als staatsfeindliches Verhalten ansehen. Bitte, fassen Sie meine Erklärung über Hitlers Horoskop als vertrauliche Mitteilung für Sie allein bestimmt auf, bereiten Sie mir keine Ungelegenheiten.«

»Haben Sie denn sehr gelitten während der Schutzhaft?« fragte mich dann Kersten.

Ich antwortete, ich hätte dort genausoviel Schreckliches und Grauenvolles gesehen und erlitten wie andere Schutzhäftlinge.

Meine Ausführungen über Hitlers schlechte Aussichten für die Zukunft könnte ich noch aus anderen Horoskopfiguren, die die Politik und Länder betrafen, ergänzen, insbesondere aus dem Deutschland-Horoskop und der Gestirnsfigur des 30. Januar 1933, der Gründungsfigur des »Dritten Reiches«, des sogenannten Tausendjährigen Reiches, das in einigen Jahren in Agonie liegen und unter Trümmern und in Bunkern sterben werde.

»Davon müssen Sie mir mehr erzählen, Herr Wulff, das ist außerordentlich interessant und wichtig für mich und die Ziele und Pläne, die ich mir setze. Davon dürfen Sie mir jetzt, nachdem Sie damit begannen, nicht aufhören.«

Zimmermann, der alles mit angehört hatte, ermunterte mich; er kannte Kersten länger als ich, und seine Schwester, Dr. med. Gerda Zimmermann, wurde von Kersten verehrt.

Ich begründete meine Weigerung damit, daß ich über mein Material nicht verfügen könne, weil es beschlagnahmt sei und die Gestapo bestimmt sehr vieles von meinen Prognosen über das Deutschland-Horoskop gefunden hätte. Ich könnte nur lückenhaft einiges aus dem Gedächtnis vorbringen, Unvollständiges also; denn meine Berechnungen und Ausführungen lägen zum Teil zwanzig Jahre zurück, und vieles sei aus meinem Gedächtnis entschwunden.

»Sie müssen Himmler kennenlernen«, sagte Kersten nach unserer sehr lebhaft gewordenen Unterhaltung, »er wird Ihnen übrigens gefallen, er ist sympathisch und nett und kann sehr vieles für Sie tun, wenn Sie nur wollen!«

Ich dankte für sein Angebot. Ich hatte keinen Wunsch, Himmler persönlich kennenzulernen. Was ich von ihm wußte, hatte mir genügt.

Zimmermann meinte später, das wäre nicht richtig gewesen. Zimmermann hatte aber keine Kenntnis von dem, was ich aus der Himmelsfigur herausgelesen hatte.

»Dann bitte ich Sie, mir ein ausführliches Horoskop zu berechnen, ebenfalls von Himmler«, sagte Kersten. Himmlers Konstellationen interessierten mich als Wissenschaftler; und für meine Sammlung, die neu entstehen mußte, wollte ich diese Himmelsfigur benutzen.

Die Arbeit für Kersten begann unter der Bedingung, daß ich die Zusicherung erhielt, in Zukunft keinen neuen Verfolgungen durch Himmlers Gestapo ausgesetzt zu sein. Kersten hatte sein Wort gehalten. Ich lieferte ihm einige Wochen darauf sein umfangreiches Horoskop.

Himmlers Daten jedoch waren unvollkommen bekannt. Diese Arbeit konnte noch nicht ausgeführt werden.

Nebe läßt Mussolini durch Wulff suchen

Mit dem Besuch bei Felix Kersten begann die abenteuerlichste Periode meines Lebens. Es war ein Abenteuer, das ich nicht gesucht hatte, dem ich vielmehr recht schutzlos ausgeliefert war. Zimmermann hatte mich bei Kersten eingeführt, weil er die Eitelkeit des Dicken kannte und weil er selbst etwas von Kersten wollte. Kersten wiederum benutzte meine Dienste, um sich bei Himmler, Schellenberg und Nebe auf wichtigtuerische Weise interessant zu machen. Für Kersten ging die Rechnung auf. Bald erhielt ich über ihn auch Aufträge, die direkt vom »Reichsführer SS« kamen. Dadurch wurde mir ein sonderbarer Status zuteil: laut Führerbefehl hätte ich wie andere Astrologen immer noch im KZ sitzen müssen, offiziell war ich Angestellter im Milchbestrahlungsinstitut des Chemikers und Fabrikanten Zimmermann, in dessen Obhut mich die Gestapo freilich gut aufgehoben wußte. Jeder meiner Schritte wurde kontrolliert. Tatsächlich hatte ich aber nun für die höhere SS-Führung laufend astrologische Gutachten herzustellen. Diese Situation war zweifellos besser als das Lagerleben, aber der Zwang, stets schnell und erfolgreich auch die unsinnigsten Aufträge ausführen zu müssen, war von einer dauernden Bedrohung begleitet. Unberechenbar blieb, wie lange die SS-Bonzen an mir als Astrologen Gefallen finden würden und ob nicht das geringste Versagen meinerseits zu erneuter Verhaftung führen würde, vielleicht auch zu Schlimmerem. Denn bei der Art meiner Tätigkeit blieb es nicht aus, daß ich schließlich viele Dinge wußte, vielleicht zu viele. In Diktaturen pflegt man unerwünschte Geheimnisträger unauffällig zu beseitigen.

Es begann die Zeit, da ich von Fall zu Fall von Gestapo-Leuten in meiner Hamburger Wohnung abgeholt und via Oranienburg oder Ravensbrück auf Kerstens Gut Hartzwalde beordert

Dr.jur.Ernst Teichmann
Kriminal-Amtmann
84 Regensburg,
Christliebstr.15/I

8.Mai 1963

Herrn
Wilh.Th.H. W u l f f

Sehr geehrter Herr Wulff!

Herzlichen Dank für Ihre Zuschrift vom 3.Mai und das mir entgegengebrachte Vertrauen.Für Ihr Anliegen habe ich volles Verständnis,fürchte jedoch,daß ich Ihnen leider nicht sehr dienlich sein kann.Was ich von Ihnen weiß,will ich Ihnen gerne sagen:

1) Es trifft zu,daß das NS-Regime nach außen hin die Astrologie als eine Pseudo- und Afterwissenschaft verdammte,während sich gleichzeitig führende Parteigrößen (darunter mit Sicherheit Heinrich Himmler und Rudolf Hess) die Leistungen der offiziell verpönten Astrologen zunutze machten.

2) Wir beide haben uns an einem Abend im Juli 1943 im Reichskriminalpolizeiamt (RKPA) am Werderschen Markt in Berlin für ein paar Augenblicke gesehen aber nicht miteinander gesprochen.Ich habe nicht gewußt,wer Sie sind und Sie wußten nicht,wer ich bin.Erst tags darauf habe ich erfahren,daß Sie der bekannte und angesehene Astrologe Wulff sind.Wie mir gesagt wurde, handelte es sich um ein "astrologisches Experiment im Auftrage Himmlers" mit dem Ziel,den damals unbekannten Aufenthaltsort Mussolinis zu ermitteln.

3) Einige Wochen später berief mich der oberste Chef der Deutschen Kriminalpolizei,Arthur Nebe (Amtschef V) in sein Dienstzimmer.Ich war damals sein persönlicher Referent.Er übergab mir ein umfangreiches Horoskop betreffend einen gewissen Fabrikdirektor Franz Schwarz,forderte mich auf,es in seiner Gegenwart zu lesen und ihm zu sagen,was ich davon halte.

Amtschef Nebe setzte trotz seines sonstigen allgemeinen Mißtrauens solches Vertrauen in mich,daß ich ihm unter vier Augen im Gegensatz zu vielen anderen Mitarbeitern unbesorgt und "ohne Rücksicht auf Verluste" stets die volle Wahrheit ins Gesicht sagen konnte.Ich erkannte sofort aus den Geburtsdaten,daß es sich bei dem angeblichen Fabrikdirektor Franz Schwarz in Wirklichkeit um Nebe selbst handelte.Das Horoskop gab u.a. zunächst eine vorzüglich zutreffende Schilderung - wenn auch nicht gerade schmeichelhaft - der persönlichen und charakterlichen Eigenschaften Nebes.Amüsiert stellte ich fest:" Amtschef,der Direktor Schwarz sind Sie selbst und ich bin überrascht,wie genau und zutreffend Sie der Astrologe charakterisiert hat!" Zu meinem Schrecken verfärbte sich Nebe und verfiel geradezu.Er bellte mich an:"Verdammt nochmal,lesen Sie weiter!" Mir verschlug es fast die Stimme,als eine sehr düstere Prognose in dem Horoskop folgte und dem "Herrn Franz Schwarz" in Kürze ein beruflicher und persönlicher Zusammenbruch,Verfolgung und ein schreckliches, grauenhaftes Ende prophezeiht wurde.Nebe ließ mich nicht aus den Augen und ich versuchte vergeblich,die Prophezeihung mit einem Scherzwort abzuschwächen oder zu bagatellisieren.Von diesem Tage an,hatte Nebe Angst Ich stellte in der Folgezeit bei Nebe steigende Nervosität und schwere Depressionen fest und gehe in meiner Annahme kaum fehl,daß ihn dieser seelische Zustand auch nach dem Attentat vom 20.Juli 1944 zu einer übereilten Flucht veranlasst hat.Nebe wurde 1945 durch Verrat von der Gestapo festgenommen und in einem KZ ohne Gerichtsverfahren auf Befehl Himmlers auf grausamste Weise hingerichtet.Der Verfasser d.Horoskops war Sie!

4) Wenn Ihnen Herr Dr.Kersten keine Bestätigungen geben kann oder will,was ich kaum verstehen kann,weiß ich leider auch nicht,an welche Stelle Sie noch wenden könten.Das tut mir aufrichtig leid.

Mit den besten Empfehlungen

Ihr

Dr.Teichmann
Kriminal-Amtmann

wurde. Auf diesem Gut arbeiteten Bibelforscher, Häftlinge des Konzentrationslagers Ravensbrück. Es lag 80 km nördlich von Oranienburg, also etwa eineinhalb Autostunden nördlich von Berlin und wurde gern als unauffälliger Treffpunkt der SS-Prominenz benutzt.

Am 28. Juli 1943 nach der großen Bomben-Katastrophe war ich auf dem Schwanenwik, der an meiner Wohnung gelegenen Straße, damit beschäftigt, einen Teil meiner Habseligkeiten und Arbeitsunterlagen auf einen Wagen zu verladen, um sie an eine Ausweichstelle in Wohldorf zu schicken, als die Gestapo-Beamten Walter Wohlers und Meggi Mechlenberg mich von der anderen Straßenseite her anriefen und der eine erklärte:

»Gott sei Dank, daß ich Sie finde, ich habe Sie schon mehrere Tage gesucht, ich muß Sie mitnehmen zur Gestapo, es ist ein Telegramm vom Reichsführer eingegangen.«

Daraufhin fuhr ich mit ihnen zur Gestapo-Stelle an der Rothenbaum-Chaussee 38 und wurde dort Herrn Dr. Kreutzer, dem Leiter der Gestapo-Stelle, und Klaus Göttsche vorgeführt. Diese Herren erklärten mir, daß ich sofort nach Berlin müßte. Dann brachte mich Wohlers mit einem mir unbekannten Gestapo-Beamten nach Berlin. Ich wurde dem Regierungsrat Lobbes und später dem Leiter des Reichskriminalpolizeiamtes, Arthur Nebe, vorgeführt, der mir eröffnete, daß ich auf Himmlers Befehl sofort Mussolini zu suchen hätte, der damals infolge der Badoglio-Aktion verschwunden war. Ich wurde von Kommissar Hans Robert Schaefer nach Hamburg zurückgebracht, er verblieb dann einige Tage in meiner Wohnung, bis ich die Sache bearbeitet hatte. Mit Schaefer nach Berlin zurückgekehrt, erhielt ich von Nebe den Auftrag, 25 mir überreichte Geburtsdaten hoher Nazi-Führer zu bearbeiten, die mir gegenüber als Korruptions-Fälle deklariert wurden. Diese Arbeit war die einzige, die ich, obwohl unter ständiger Aufsicht der Gestapo-Stelle und des SD, einigermaßen in meiner Wohnung ausführen durfte. Als ich diese Arbeiten – wiederum von Gestapo-Leuten nach Berlin eskortiert – bei Nebe abgab, hatte ich einen Zusammenstoß mit Himmlers Adjutanten Suchanek, dem es nicht schnell genug gegangen war. Suchanek erklärte:

»Der Reichsführer läßt Ihnen sagen, daß Sie schneller arbeiten und sich mehr Mühe geben sollten, sonst könnte es Ihnen so ergehen wie dem Goldmacher Tausend, der im KZ sitzt und so lange sitzen wird, bis er Gold machen kann. Beeilen Sie sich, rate ich Ihnen, sonst steckt der Reichsführer Sie wieder ins KZ.«

(Vor mir auf dem Tisch im Vernehmungszimmer lagen eine Maschinenpistole, ein präparierter Totenkopf und Literatur über Vernehmungstechniken.)

Ich wurde jetzt Ende November/Anfang Dezember 1943 nach Erledigung der Nebe-Arbeiten zu Kersten nach Hartzwalde beordert. Kersten hatte auf seinem Gut eine Sonder-Telefon-Verbindung (sogenannte Adolf-Leitung) und Funkverbindung mit dem Hauptquartier. Dort mußte ich zunächst bis Januar 1944 arbeiten.

Zu diesem Zeitpunkt befahl Himmler, daß der Leiter der Abteilung VI des Reichssicherheits-Hauptamtes, der SS-General Schellenberg, sich einschaltete. Von da an wurden die SD-Beamten Julius Steinert und Herfort zu meiner Überwachung eingesetzt, und diese waren es auch, die mich in das Amt Schellenberg brachten, das in Berlin-Dahlem, Berkaer Straße, gelegen war. Hier erhielt ich von Schellenberg neue umfangreiche Aufträge, die ich noch zum größten Teil in Hartzwalde erledigte.

Doch zurück zum 28. Juli 1943:

Als ich auf offener Straße von zwei Gestapo-Beamten mitgenommen wurde und unter scharfer Bewachung die Reise nach Berlin anzutreten hatte, glaubte ich zunächst, daß ich erneut verhaftet worden sei. Meine Frau und der jüngere Sohn – der ältere war als Soldat in Rußland – blieben in Ungewißheit zurück. Tatsächlich handelte es sich aber um einen ganz ungewöhnlichen Spezialauftrag. Am 26. Juli, also zwei Tage zuvor, war Benito Mussolini von seinen Gegnern entführt worden. Im Reichskriminalamt am Werderschen Markt in Berlin wurde ich dem SS-Gruppenführer Arthur Nebe vorgeführt. Nebe stand im Rang eines Generals und war seit Jahren Leiter der deutschen Kriminalpolizei. Er gehörte zweifellos zu den besten Kriminalisten, die es jemals gegeben

hat. Ein perfekter Techniker, der seinen Beruf mit Leidenschaft ausübte und wahrscheinlich auch in jedem anderen Regime gedient hätte. Die polizeitechnischen Möglichkeiten, die er hatte, waren nahezu unbegrenzt. Aber angesichts des Auftrages, Mussolinis jetzigen Aufenthaltsort herauszubekommen, versagten die konventionellen kriminalistischen Mittel.

Nebes Arbeitszimmer war im mißverstandenen Renaissancestil gehalten, den so viele Nazigrößen liebten, weil er ihrem Prunk- und Repräsentationsbedürfnis entgegenzukommen schien. Dennoch war der Raum nicht ohne eine persönliche Note: Nebe hatte ihn mit Blättern von französischen Impressionisten geschmückt. Er selbst war ein stattlicher, gutaussehender Mann mit grauen Schläfen.

Nebe empfing mich in jener liebenswürdigen Art der Kriminalisten, die angewandt wird, um Widerspenstige gefügig zu machen. Er bot Hennessy und amerikanische Zigaretten an, als handle es sich bei mir um einen Freundschaftsbesuch. Zunächst gab mir Nebe die Lebensdaten eines angeblichen Verbrechers und eines angeblichen Spitzels und bat um ein provisorisches, rasch aus dem Stegreif zu entwickelndes Horoskop. Zu dem Horoskop des angeblichen Verbrechers erläuterte ich etwa folgendes: »Mit diesem Mann brauchen Sie sich nicht viel Kopfzerbrechen zu machen, er wird der Kripo bald von selbst ins Netz gehen und ein gewaltsames Ende finden.«

Und über den angeblichen Spitzel führte ich aus: »Dieser Mann hat durchaus mittelmäßige kriminalistische Fähigkeiten.« Im übrigen war Nebe von der charakterologischen Analyse, die ich auf Grund der Horoskope vornahm, sichtlich beeindruckt. Später erfuhr ich, daß sich hinter den Daten des angeblichen Verbrechers Nebe selbst verbarg, hinter denen des angeblichen Spitzels aber sein Mitarbeiter, der Regierungsrat Lobbes. Nebes Horoskop habe ich bald darauf genau berechnet und ausführlich kommentiert. Ich sollte mit meinen düsteren Prognosen in bezug auf den Zeitpunkt und die Umstände von Nebes Tod recht behalten. Nebe hatte längst ein gefährliches Doppelspiel begonnen und unterhielt enge Kontakte zum deutschen Widerstand gegen Hitler. Nach dem 20. Juli 1944

mußte er untertauchen und wurde monatelang von seiner eigenen Kripo gejagt. Frauengeschichten wurden ihm zum Verhängnis. Eine Freundin wurde gezwungen, seinen geheimen Aufenthaltsort zu verraten, und nach einem Prozeß vor dem Volksgerichtshof wurde Nebe am 4. März 1945 durch den Strang hingerichtet.

Aber zunächst wollte Nebe von mir den vermutlichen Aufenthaltsort Mussolinis wissen. Tatsächlich gibt es in der indischen Astrologie eine Methode, die es erlaubt, derartige Berechnungen anzustellen. Ich selbst hatte sie früher mehrfach in meiner Praxis angewandt, wenn es darum ging, Vermißte ausfindig zu machen. Für meine Berechnung hatte ich diesmal nur wenige Stunden Zeit. Am Nachmittag desselben Tages konnte ich Nebe mitteilen, daß Mussolini sich an einem Ort höchstens 75 km südöstlich von Rom befände. Später sollte sich herausstellen, daß meine Berechnung durchaus richtig war. Denn zunächst hatte man Mussolini auf die Insel Ponza gebracht, bevor man ihn auf einer anderen Insel und dann auf dem Gran Sasso in den Abruzzen versteckte. Zur Zeit meiner Berechnung befand er sich jedoch auf Ponza. Die Lage dieser Insel stimmte mit meiner Ortsangabe überein. Abends lud Nebe mich in den »Kaiserhof« ein, den Hitler und so viele andere Nazigrößen gern zu besuchen pflegten, wenn sie glaubten, daß es sich um »historische Stunden« handelte. Bei Tisch hatte ich Nebe die Horoskope von Cromwell, Wallenstein und Napoleon zu erklären. Ich wies Nebe auch auf die partielle Identität der Horoskope dieser Männer mit dem Horoskop Hitlers hin.

Nach dieser Begegnung durfte ich zunächst nach Hamburg zurückkehren. Nebe ließ mir bald darauf die Daten von 25 Personen überbringen, über die ich in kürzester Zeit horoskopische Berechnungen anzustellen hatte. Dabei wurden mir Name und Stand dieser Menschen nicht bekanntgegeben. Es waren aber auch dieses Mal die Lebensdaten von Nebe dabei. Nebes erster Auftrag, die Suche nach Mussolini, hatte für mich ein erfreuliches Ergebnis: ich erhielt meine Bibliothek und fast alle Arbeitsunterlagen, die von der Gestapo im Frühjahr 1941 beschlagnahmt worden waren, auf Anweisung Nebes zurück.

Was Zimmermann und Kersten mir immer großsprecherisch zugesagt, aber nie erreicht hatten, veranlaßte Nebe unverzüglich. Das war natürlich nicht reine Freundlichkeit. Nebe wollte aus mir möglichst viel herausholen, und deshalb gab er mir die Dinge zurück, die ich für meine Arbeit brauchte. Zwei Kisten, in denen sich wertvolle indische Manuskripte und Übersetzungen befanden, blieben jedoch verschwunden. Erst später erfuhr ich, daß Himmler persönlich sich diesen Schatz angeeignet hatte. Diese indischen Texte sollten bei meiner ersten Begegnung mit Himmler eine große Rolle spielen. Auf Veranlassung Himmlers kam die Begegnung mit Schellenberg zustande. Um mich nicht aus den Augen zu verlieren und vor allem wohl auch, um zu verhindern, daß ich möglicherweise auch für Nebes Gegner in der unter sich verfeindeten SS-Führung arbeitete, schaltete Himmler später Walter Schellenberg ein, dem er vertrauen konnte.

Meine erste Begegnung mit Walter Schellenberg

In einer Villa an der »Schönen Aussicht« in Hamburg begegnete ich zum ersten Mal Walter Schellenberg, dem Leiter der Spionage-Abwehr und Chef des Amtes VI des Reichssicherheits-Hauptamtes. Es war an einem eisigen Januartag des Jahres 1944. Der Ostwind fegte über die zugefrorene Alster.

Fast unscheinbar, etwas schüchtern, tritt der Chef des Amtes VI auf – einer der jüngsten Generale des Dritten Reiches, amtlicher Rivale und späterer Nachfolger des von Geheimnissen umwitterten und tragisch ums Leben gekommenen Admirals Canaris. Erst einige Tage vor unserer Zusammenkunft hat er seinen 34. Geburtstag gefeiert. Sein ruhiges und zurückhaltendes Auftreten unterscheidet ihn sympathisch von dem schneidig-überheblichen Wesen anderer nationalsozialistischer Funktionäre höheren Ranges. Seine nicht sehr große Gestalt wirkt harmonisch. Der Kopf steht in einem guten Verhältnis zur Gesamtfigur. Gang und Gesten sind flink und lebhaft. Seine kleinen Augen blicken aufmerksam forschend umher.

Er setzt sich, fern vom Fenster, in die äußerste Ecke des Zimmers und nimmt sofort am Gespräch teil. Man errät schon nach wenigen Minuten seine außerordentliche Kombinationsgabe. Aus ein paar wenigen Anhaltspunkten fügt sich in ihm sofort ein klares Bild von Vorgängen und Menschen.

Nach einer kurzen Unterhaltung hatte ich schon den bestimmten Eindruck, daß dieser kritische Geist sich in seiner schönen neuen und überaus elegant sitzenden SS-Generalsuniform gar nicht sehr wohl fühlte.

Schellenberg lenkte das Gespräch bald auf die Astrologie. Wir sprachen über die Konstellationen seines eigenen Horoskops, mit dem ich mich bereits beschäftigt hatte. Ich erläuterte ihm, daß er jenen verhängnisvollen Jahrgängen um 1909 angehöre, die astrologisch als äußerst ungünstig für Kinder-

geburten galten. »Feindliche Gestirnkonstellationen von Neptun, Saturn, Mars, Jupiter, Uranus und Sonne herrschen vor«, erklärte ich ihm. »Die altertümliche Symbolsprache der Astrologie, die dem Laien so fremd ist, drückt damit aus, daß eine verhängnisvolle Zeitqualität den damals Geborenen schlimme Erfahrungen und Erlebnisse bringt. Auffallend viele Menschen dieser Jahrgänge sind verschleppt, ermordet und auf andere elende Weise umgekommen oder geheimnisvoll verschwunden. Andere wiederum sind zu aktiven Werkzeugen des Massenmordes geworden. Eine unheimliche Tatsache, die, statistisch untersucht, sicher überraschende Ergebnisse zeigen würde.«

Ich erklärte Schellenberg weiter, daß sein Gesundheitszustand bedenklich sei: eine Folge fortgesetzter innerer Erregungszustände, die einem großen inneren Zwiespalt entstammen müßten und seine sehr empfindsame Wesensanlage zu erschöpfen drohten. Die Durchschlagskraft seiner Persönlichkeit, seines Selbstbewußtseins werde oft gehemmt durch allzu große Vorsicht. Diese Vorsicht aber stamme aus einer Willensspaltung, die ihn, schwankend im Wesen, wie er sei, vernichten werde, wenn es ihm nicht gelänge, sich mit seiner angeborenen Geschicklichkeit sowohl aus seinem inneren Zwiespalt wie aus seiner äußeren zwiespältigen Lage herauszulavieren.

Die Verbrechen und Fehler seiner Vorgesetzten und vieler seiner Kameraden waren Schellenberg nicht bekannt. Ehrgeiz hatte ihn verleitet, die gutgehende Anwaltskanzlei seines Onkels auszuschlagen und sich in den intimen Kreis um Himmler ziehen zu lassen, um besondere Spionageabwehraufgaben innerhalb des Reichssicherheits-Hauptamtes zu übernehmen. So trat er zum Teil das Erbe Heydrichs an, und man hörte in der Öffentlichkeit zum ersten Male von Schellenberg, als man las, daß im Jahre 1940 zwei englische Agenten – Best und Stevens – an der deutsch-holländischen Grenze überlistet und über die Reichsgrenze verschleppt worden waren.

Schellenberg war neben seinem aufreibenden Dienst noch ständig in äußerst verwickelte und lebensgefährliche Intrigen mit Kaltenbrunner und Müller, dem SS-Gruppenführer und

Leiter der Geheimen Staatspolizei, verstrickt. Es ging dabei um Erweiterung des Einflusses der einzelnen Dienststellen, um persönliche Macht, um das Ohr und das Vertrauen des »Reichsführers«, um die Errettung von persönlichen Freunden und Vernichtung von persönlichen Feinden und um tausend andere Dinge. Schellenberg, der den Auslandsnachrichtendienst leitete, kannte besser als mancher andere die politische und militärische Lage, die Meinung des Auslands über Hitler und Himmler. In wilden unterirdischen Kämpfen hat Schellenberg immer wieder versucht, Verbrechen zu verhindern oder ihr Ausmaß zu verringern. Wieweit Menschlichkeit oder die Absicht, sich rechtzeitig ein Alibi zu verschaffen, das Motiv war, ist schwer zu überschauen.

Bei unserer ersten Begegnung wurden diese Fragen nur sehr vorsichtig berührt. Schellenberg stellte mir damals vor allem Fragen über die Astrologie. Man könne doch nicht bestreiten, daß die Astrologie heute allgemein in schlechtem Ruf stehe. Vieles erscheine ihm höchst zweifelhaft: »Nehmen wir ein Beispiel«, sagte er. »Es geschieht ein Eisenbahnunglück, der Weichensteller vergaß, eine Weiche zu stellen. Jetzt sagt der Astrologe: Weil die Sternenkonstellation so und so war, mußte in diesem Augenblick das Unglück geschehen. Das begreife ich nicht.«

Ich erklärte ihm, daß der Zusammenhang ganz anderer Art sei. »Eine bestimmte Sternenkonstellation«, führte ich etwa aus, »bezogen auf einen bestimmten Punkt der Erdoberfläche, hat innerhalb des kosmobiologischen Systems eine ganze Kette von Veränderungen zur Folge. Für den Arzt erklärt sich das Unglück vielleicht aus der Diagnose einer Krankheit des Weichenstellers, für den Psychologen, den Chemiker, den Meteorologen wiederum aus anderen Zusammenhängen – für mich aber aus der Gestirnkonstellation, dem äußersten Kleid der vielschichtigen Einheit Mensch–Universum, in das wir nun einmal alle eingehüllt sind. Für den Astrologen ist die Sternenkonstellation nichts anderes als die Entsprechung einer Begebenheit auf einem Punkt der Erde.«

Schellenberg brachte einen neuen Einwand vor: »Die Astrologie macht meiner Ansicht nach einen grundlegenden Fehler,

den ihr jeder Arzt nachweisen kann. Sie stellt einem Menschen das Horoskop und geht dabei von dem Zeitpunkt seiner Geburt als dem Beginn seines Lebens aus. Das Leben aber beginnt doch schon mit der Zeugung. Wie verhält es sich damit, Herr Wulff?«

Auch dies war eine der üblichen Fragen, die ein intelligenter Laie zu stellen pflegt. »Ein Horoskop läßt sich jedoch für *jeden* Augenblick eines Menschenlebens stellen. Man wählt die Geburtsstunde nur, weil sie am leichtesten, am eindeutigsten festzustellen ist. Und jeder wird zugeben, daß sie einen wichtigen Augenblick im biologischen Ablauf des Lebens darstellt. In einem auf diesen Punkt bezogenen Horoskop sind die vorausliegenden Punkte, also Zeugung und Empfängnis, Werden der Keimzellen in den Eltern, ja die ganze Ahnenreihe einbegriffen, ebenso alle wichtigen biologischen Vorgänge und Ereignisse, die auf die Geburt folgen werden.«

»Aber die Geburt kann doch vom Arzt durch operativen Eingriff oder durch Medikamente willkürlich verschoben werden. Oder es kann durch ein Unglück zu einer Frühgeburt kommen!«

Auch das ist ein bekannter Einwand. Natürlich finden alle diese Umstände im Horoskop ihren Ausdruck durch ganz spezifische Gestirnungen und ergeben keinen Widerspruch. Das Ganze erscheint dem Laien nur deswegen so wunderbar und unwahrscheinlich, weil ihm die Zwischenglieder dieser Kette von Ereignissen unbekannt sind und weil er außerdem in einer Raum- und Zeitvorstellung befangen ist, die gerade jetzt wieder durch die moderne Physik und die Einsteinschen Theorien überwunden werden.

»Dann ist ja die Astrologie«, folgerte Schellenberg, »ein geschichtlicher und theoretisch äußerst interessanter Vorläufer unseres heutigen wissenschaftlichen Denkens. Trotzdem ist sie sehr im Verruf.«

Ich gab ihm recht: »Die größten Feinde der Astrologie sind die Astrologen selbst, nämlich die sogenannten Astrologen, die Marktschreier und Inseratensterndeuter. Die ernsthaften Astrologen aber bemühen sich, die Erkenntnisse und Forschungsmethoden der alten Astrologie mit den modernen

Naturwissenschaften in Übereinstimmung zu bringen. Denken Sie zum Beispiel dabei an die Atomphysik.«

Schellenberg leuchtete das ein. Plötzlich aber stellte er eine Frage ganz anderer Art, spontan, wie es seine Art war: »Ist Ihrer Meinung nach die Astrologie für die Massenpropaganda einer Staatsidee und für die politische Lenkung eines Volkes geeignet?«

»Sicherlich«, antwortete ich Schellenberg, »ist das möglich, die Astrologie für die Interessen des Staates, insbesondere für die Propaganda, einzuspannen, und wurde nicht nur in der Vergangenheit betrieben. So haben die Engländer im Ersten Weltkrieg die Astrologie in großem Umfange für Propagandazwecke benutzt. Lord Northcliffe, der berühmte Propagandist, hat ihre Bedeutung für die Massenpropaganda richtig einzuschätzen gewußt. Aber es kann natürlich sehr leicht Mißbrauch damit getrieben werden. Es ist fraglich, ob sich verantwortungsbewußte Astrologen dazu hergeben. Die prominenten, seriösen Astrologen hat man eingesperrt, und die kleinen Pfuscher und Schwindler arbeiten weiter.«

In diesen Gedankengängen bewegte sich meine erste Unterhaltung mit Walter Schellenberg, dem Chef der Spionage-Abwehr.

Einige Monate später wurde ich zu Schellenberg gerufen. Er legte mir eine kleine astrologische Zeitschrift vor. Ihr Titel lautete: »Der Zenit – Monatszeitschrift für das denkende Deutschland«. Das kleine gelbe Heftchen hatte den gleichen Titel wie das alte Zentralblatt für astrologische Forschungen, der ebenfalls Zenit lautete. »Hier«, sagte Schellenberg, »haben Sie eine interessante Zeitschrift. Sie wurde nach Deutschland hereingeschmuggelt und tauchte vor einiger Zeit in Stettin zum ersten Mal auf. Wir haben schließlich ganze Kisten davon beschlagnahmt. Als Herausgeber und Hauptschriftleiter ist Dr. Korsch aus Düsseldorf angegeben, aber der sitzt ja, wie Sie wissen, seit 1938 im KZ. Was halten Sie von dem Heft?«

Ich blätterte es durch. Es enthielt ein sehr gut gemachtes Horoskop des Jahres 1943, das Geburtsbild des Admirals Dönitz und das Horoskop Raeders sowie die Horoskope einer Reihe deutscher Schlachtschiffe. Ich konnte Schellenberg nur bestäti-

gen, daß es astrologisch ausgezeichnet gemacht war und die Hand von Könnern verriet. Ein paar propagandistisch sehr geschickte Formulierungen waren eingeflochten. »Man hat gute Astrologen im Ausland«, fuhr ich fort. »Seltsamerweise gibt es in England zum Beispiel unter den Ärzten und hohen Militärs besonders große Könner auf diesem Gebiet, die grundsätzlich unter Pseudonymen schreiben.«

Bei dieser Gelegenheit erzählte ich Schellenberg auch von den plumpen Versuchen des Auswärtigen Amtes und des Propaganda-Ministeriums, in Frankreich, Schweden und auf dem Balkan politische Propaganda durch okkultistische Werke zu betreiben. Goebbels hatte veranlaßt, daß die berühmten prophetischen Äußerungen des Nostradamus, dieses eigentümlich geheimnisvollen Sehers, der uns heute noch die größten Rätsel aufgibt und der um das Jahr 1550 gelebt hat, neu gedruckt und in verschiedenen Übersetzungen in all diesen Ländern verbreitet wurden. Äußerst ungeschickte Fälschungen und eine besondere, für die politischen Absichten des Dritten Reiches zurechtgemachte Erläuterung der schwerverständlichen und dunklen Texte, ein Gemisch von mystischen und kabbalistischen Äußerungen und astrologischen Berechnungen, fielen bald auf. Wieweit ein Schweizer Statistiker dafür verantwortlich ist, kann man schwer sagen, jedenfalls hat er durch den Hinweis, daß er für das Propaganda-Ministerium arbeite, die Engländer erst darauf aufmerksam gemacht, daß im Ausland seit 1936 überall Schriften und Traktate, Aufsätze und Bücher systematisch über die Prophezeiungen des Nostradamus erschienen, die versteckte Angriffe auf das Britische Reich erkennen ließen und deutschen Ursprungs waren. So konnte man denn noch vor dem Kriege in den größten Tageszeitungen Englands, Schwedens und Spaniens eines Tages die Schlagzeilen lesen: »Wer ist Nostradamus?«, und einige Tage später erschien in denselben Zeitungen die Antwort: »Nostradamus ist Adolf Hitler!« So wurde die in der Absicht zwar recht geschickte, aber in der Ausführung sehr plumpe Propaganda Ribbentrops und Goebbels' lächerlich gemacht.

Schellenberg kannte durchaus die Fälschermethoden des Propaganda-Ministeriums und des Auswärtigen Amtes, leitete

er doch selbst ein Institut, das sich mit raffinierten Fälschungen auf wissenschaftlicher Grundlage befaßte und eine einzigartige Werkstatt zur technischen Unterstützung seines Spionagedienstes darstellte.

Wir kamen dann auf die weltpolitische, die sogenannte Mundan-Astrologie zu sprechen, die im Gegensatz zum Einzelhoroskop sich mit den Kollektivschicksalen von Städten, Völkern, Reichen oder ganzen Kontinenten befaßt. Schellenberg, der mit Kersten befreundet war, wußte, daß man mit mir offen sprechen konnte. Ich hatte meinerseits bereits schon in unserem ersten Gespräch gemerkt, daß Schellenberg in keiner Weise mit der Politik und den Untaten der obersten Führung einverstanden und von einem schweren inneren Zwiespalt belastet war.

»Sie sind zweifellos in einer furchtbaren Lage«, bestätigte ich Schellenberg, als er mir mit großer innerer Erregung seine Ansichten über die verhängnisvolle Entwicklung des Dritten Reiches und die völlig verfahrene politische und militärische Situation schilderte, wie er sie sah.

»Man müßte ihn entfernen, von sich werfen, denn nur die Rechtsidee führt zur natürlichen Bewahrung des inneren und äußeren Friedens. Hitler aber sind solche Gedankengänge völlig fremd. Es wird mir sehr schwer, mit meiner Erkenntnis Amtsaufgaben pflichttreu auszuführen«, schloß Schellenberg.

»Es wird leider den Gang der Ereignisse nicht mehr beeinflussen, wenn Hitler verschwindet, dazu ist schon zu viel geschehen. Seit 20 Jahren beobachte ich Hitlers Horoskop. Sein Endschicksal ist mir ziemlich klar. Höchstwahrscheinlich stirbt er durch Mörderhand, jedenfalls unter ›neptunischen‹, das heißt nebelhaft-verhüllenden, undurchsichtig-geheimnisvollen Umständen, bei denen eine Frau eine große Rolle spielt. Die Welt wird wohl niemals eine restlose Enthüllung der näheren Umstände seines Todes erfahren, denn in Hitlers Horoskop bildet seit langer Zeit Neptun stark unvorteilhafte Verbindungen zu anderen Gestirnen. Neptun ist überhaupt stark ausschlaggebend in seinem Horoskop, und man mußte schon immer erwarten, daß seine Siegespläne höchst zweifelhaft ausfallen werden. Es ist jedenfalls nicht leicht, schon seit

Jahren zusehen zu müssen, wie sich ein Schicksal vollendet und man keine Möglichkeit hat, etwas dagegen zu tun.«

»Über das, was wir heute abend sprechen, darf um Gottes willen niemand etwas erfahren! Ich zergrüble mir schon lange den Kopf, was man wohl noch tun könnte. Vielleicht kann das Schicksal des deutschen Volkes sich doch noch leidlich günstig gestalten, falls ein Wechsel des Regimes möglich ist. Sehen Sie die Konstellationen für Stalin und die Sowjetunion für günstig an?« fragte mich dann Schellenberg.

»Wenn die Angaben über Stalins Geburtstag zutreffen, so hat er 1945/46 eine Menge sehr vorteilhafter Gestirnsdirektionen zu erwarten. Sie deuten keine Niederlage der Sowjetunion an. Jedoch müßten Stalins Daten überprüft werden. Könnten Sie, Herr Schellenberg, eine zuverlässige Quelle ausfindig machen, die die genaue Geburtsstunde Stalins angibt und die meine vorliegenden Unterlagen bestätigt und ergänzt?«

»Das werde ich versuchen. Und wie verhält es sich nun mit den astrologischen Aussichten der übrigen Länder, mit Großbritannien und den Vereinigten Staaten?«

»Wie im Horoskop der Sowjetunion sind auch, um es mit einem Wort zu sagen, die Himmelfiguren dieser Staaten bis in das Jahr 1947 hinein äußerst vorteilhaft. Der Höhepunkt liegt Mitte Mai 1945. Es müßte schnell gehandelt werden, wenn noch größeres Unglück für Deutschland vermieden werden soll.«

»Könnten Sie mir über all diese Fragen einen genauen und umfassenden Bericht für den Reichsführer anfertigen? Ich halte diese Unterredung für äußerst wichtig und aufschlußreich für die Pläne des Reichsführers und auch für meine Absichten. Ich danke Ihnen sehr für Ihre große Offenheit und rückhaltlose Darlegung. Und dann noch: Was Sie über mein eigenes Horoskop gesagt haben, bestätige ich hundertprozentig.«

Tischgast bei Heinrich Himmler

Wer war Himmler? – Ein König und Herrscher? – Ein Mann aus Stahl? Ein zweiter Fouché? Oder eine politische Rechenmaschine? Ein Roboter, ein Golem mit Hornbrille, dem ein böser Magier Zaubersprüche in die Kapsel seines Blechherzens schob? War Himmler ein genialer Tatmensch?

Der bürgerlichen Welt stellte er sich als Geflügelzüchter und Düngemittelvertreter vor. Die Welt begann sich mit ihm zu beschäftigen seit der Röhm-Affäre am 30. Juni 1934, wo er eine Reihe von »Verschwörern« erschießen lassen mußte. Die nazifeindliche Welt nannte ihn seitdem den »Bluthund«. Göring soll ihn im vertrauten Kreise angeredet haben: »Na, Sie Würstchen!« Dönitz sprach von Himmler niemals anders als: »Na, der Himmler sagt« – oder: »Der Himmler meint.« In diesen Worten verbarg Dönitz seine Verachtung Himmlers. Was wußte man eigentlich von Heinrich Himmler?

Um diese Frage zu ergründen, muß ich von Eindrücken und Erfahrungen bei persönlichen Zusammenkünften mit Heinrich Himmler einiges erzählen.

An einem sonnendurchfluteten, strahlenden Frühlingsmorgen erreichte ich mit dem Frühzug die Hauptstadt des Deutschen Reiches. Walter Schellenbergs Privatsekretärin, Fräulein M. L.-S., erwartete mich am Bahnhof und fuhr mich im neuen Mercedes hinaus nach Wannsee (Bismarckstraße 8). Wir hielten vor einer großen Villa, die im Peter-Behrens-Stil aufgeführt sein mochte. Ein Park umgab die Villa, schöne alte Bäume reichten hinab bis an das Ufer des Wannsees. Die Villa war Eigentum von Otto Horcher, der Berlin verlassen hatte und seitdem ein Luxusrestaurant des »internationalen« Publikums in Madrid leitete. Vermietet war die Villa zunächst an Unterstaatssekretär von Jagwitz. Jetzt wohnten Kaltenbrunners und Schellenbergs Leute in dieser Villa. Jagwitz war wegen großer

Meinungsverschiedenheiten mit seinem Chef Ribbentrop und dessen dummer und gefährlicher Auslandspolitik von seinem Amte suspendiert worden.

Ich wurde einem untersetzten Herrn vorgestellt, einem Mitarbeiter von Walter Schellenberg, der zusammen mit der Sekretärin den Auftrag hatte, mich zu »betreuen« und mich für eine Reise mit unbekanntem Ziel vorzubereiten. Franz Göring hieß der kleine Herr, der mich beaufsichtigen sollte, der aber meinen wirklichen Namen nicht wissen durfte. Franz Göring wurde von seinen Amtskameraden der »kleine Göring« genannt. Er war der Typ des regen und geschäftigen Beamten. Selbstverständlich gehörte er der SS an, trug aber Zivilkleidung.

Der gutgepflegte, parkartig angelegte Garten erstreckte sich bis an das Ufer des kleinen Wannsees. Von dort, wo sich Bänke und auch ein Bootssteg befanden, wurde der Blick von der Pracht und Blüte der gegenüberliegenden Gärten und Uferanlagen gefangengehalten. Es war ein herrlicher Feiertagmorgen, die Frühlingssonne brannte den Rest der kalten Jahreszeit fort.

Stunden waren schon vergangen. Franz Göring wich nicht von meiner Seite. Er erzählte – er berichtete nicht –, er schwadronierte. Ich kann solche Menschen nicht ertragen, die glauben, unterhalten zu müssen, und nicht zu schweigen verstehen.

Fliegeralarm verscheuchte die meisten Bewohner der Villa in den Luftschutzkeller. Franz Göring ging mit mir im Park auf und ab. In der Ferne bombardierten feindliche Flugzeugverbände einen Stadtteil der Reichshauptstadt.

Am Spätnachmittag traf Schellenberg ein. Die Mittagstafel war von Horcher-Angestellten kultiviert gedeckt und in der Art der Schlemmerlokale zubereitet.

Schellenberg entließ Franz Göring mit Anweisungen für meine Reise und zur Erledigung dringender Formalitäten. Die Unterhaltung mit Schellenberg bewegte sich über einige augenblicklich schwebenden Fragen; sie waren schnell durchgesprochen. Der Zweck unserer Zusammenkunft in der Horcher-Villa galt meiner Reise mit unbekanntem Ziel. So wurde meine erste Begegnung mit Heinrich Himmler sorgfältig getarnt.

Die Fahrt nach »Bergwald«, wie der Deckname für Himmlers Quartier lautete, im Kurierwagen eines Sonderzuges, verlief ohne Zwischenfall. Mit fünfstündiger Verspätung erreichte ich am nächsten Mittag das Ziel. Dieses wurde mir erst im Laufe der Fahrt von dem Chef des SS-Kurierwagens bekanntgegeben. Die Salzburger Gegend war stark vernebelt worden, weil vorher ein Fliegerangriff auf Regensburg und Salzburg stattgefunden hatte.

In Aigen befindet sich ein im Spätbarockstil erbautes Schloß. Dieses Schloß wurde ein Schlupfwinkel für Heinrich Himmler. Er ließ seinen Wohnsitz tarnen und den »Bergwald« nennen. Dieses Schloß mit seinem märchenhaft schönen alten Park gehörte ehemals dem Fürsten Schwarzenberg. Es liegt am Fuße des Gaisbergs mit herrlichem Blick auf die Salzburger Alpen und den Untersberg, nahe Salzburg. Schwierig ist es, dorthin zu gelangen. Man muß einige schmale und sehr winklige Straßen durchfahren. Schließlich überquert dann irgendwo außerhalb von Salzburg, an unübersichtlicher Stelle, eine Eisenbahnlinie die ungewöhnlich enge Chaussee. Es ging kreuz und quer, bergauf, bergab in gefährlichen Kurven nach Schloß Aigen. Eine übertrieben elegante SS-Mercedes-Limousine fuhr mich durch Kordons der SS und durch ein schönes schmiedeeisernes Gittertor, das die hohe Schloßmauer unterbrach, an dem Wachtposten vorbei, der uns sogleich auf ein verabredetes Zeichen des Fahrers ungehindert passieren ließ. Ohne jede Legitimation wurde ich eingelassen. Seit drei Tagen war ich von der Außenwelt abgeschnitten und in den Händen von SS-Offizieren. Seit M. L.-S., Schellenbergs Sekretärin, mich vom Bahnhof abholte, sprach ich keinen Zivilisten. Ich war von Hand zu Hand der SS-Offiziere gereicht worden. Was galt da eine Legitimation!

Von Obersturmbannführer Sanne und Offizieren des persönlichen Stabes Himmlers wurde ich in Empfang genommen und irrtümlicherweise ins Hotel »Österreichischer Hof« gebracht. Kaum hatte ich mich auf meinem Zimmer von der Reise etwas erholt und erfrischt, als ein Adjutant Himmlers mir telefonisch meldete, daß ein Auto für die Fahrt in Himmlers Quartier bereitstünde. Wir fuhren nach Aigen. Das

Mittagessen hatte eben begonnen. Himmler mit seinem Stab hatte bereits Platz genommen. Als ich das Speisezimmer betrat, erhob sich Himmler mit lebhaften Bewegungen von der Tafel und kam mir entgegen. Seine Begrüßung klang freundlich und war von natürlicher Liebenswürdigkeit, die vielleicht den Besucher, der ihm zum ersten Mal gegenübertrat, angenehm überraschte. Ich mußte rechts von ihm Platz nehmen. Links neben mir saß also jetzt der Chef der SS und löffelte seine Fleischbrühe, während er sogleich ein interessantes Gesprächsthema mit mir eröffnete.

Das Zimmer, in dem gegessen wurde, wirkte durch große Fenster und einen kleinen, direkt anschließenden Erkerraum angenehm hell. Einen wundervollen Anblick bot die Alpenkette, nachdem der Nebel langsam abgezogen war. Der Raum wirkte beruhigend und sympathisch durch seine Einfachheit und seine schlichten Möbel aus Eschenholz. Das Speisezimmer der Horcher-Villa dagegen erdrückte durch Eleganz und reiche Ausstattung. Die Mitte des Raumes beanspruchte ein großer ovaler Tisch. Daran hatten etwa zehn Personen Platz. Der Platz zur Linken von Heinrich Himmler wurde von einer jungen Dame mit blitzenden, blauen Augen eingenommen, neben ihr saß ein alter SS-Haudegen, Kirrmayer, ehemaliger Kriminalrat und persönlicher Beschützer – der »Wachhund« von Himmler, ein gänzlich unpolitischer Polizeikopf, fanatisch mit Himmler verbunden. Seine Seppl-Art wurde noch durch einen urviechartigen und erzbayerischen Dialekt unterstrichen; ein elementarer Mensch, dem groben, brutalen Menschentyp angehörend, sein eckiger Oberkopf erzählte von seiner rücksichtslosen Entschlossenheit und dem Fanatismus seiner Ausdrucksmöglichkeiten. Verborgen erschienen Eigenschaften von Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft und eine ehrliche, treue Soldatenseele, die sich für Himmler totschlagen lassen würde. Himmlers Entschluß, Kirrmayer als Wachhund zu nehmen, schien instinktsicherer Wahl und einem richtigen Gefühl entsprungen zu sein.

Neben mir rechts hatte Sturmbannführer Sanne Platz genommen, unheimlich »rassenkundig« und Schüler von Prof. Dr. Wüst, München, dem Haupt der »Atlantis«-Forschung

und Sanskritologen. Neben Sanne saßen drei gutaussehende SS-Offiziere. Scheu und ängstlich richteten sie Blicke auf den Reichsführer, ihren Götzen, und schwiegen auch dann, als die allgemeine Unterhaltung bei Tisch recht lebhaft und humorvoll geworden war. Aufmerksam hörten sie zu und blickten von Zeit zu Zeit mit scheuen, verwunderten Augen auf mich, wie Kinder auf den Weihnachtsmann. Alle waren tadellos gekleidet, benahmen sich zurückhaltend, manierlich und höflich. Mir gegenüber saß Dr. Rudolf Brandt, Adjutant und persönlicher Sekretär Himmlers (Ministerialrat und SS-Standartenführer im Range eines Obersten). Seine großen, kurzsichtigen Augen blickten scharf durch Brillengläser und beobachteten mich, während Himmler, Kirrmayer und Sanne die Unterhaltung abwechselnd führten und ich dazwischen erzählte. Seine Gesichtsblässe unterschied Himmler von den übrigen Personen am Tisch als vielgeplagten und mit verantwortungsvollen Arbeiten belasteten Menschen. Bis auf ihn und Brandt sahen die Tischgäste frisch, gut genährt und gesund aus. Während die meisten Anwesenden der Tischgesellschaft plauderten und sich lebhaft an dem Frage-und-Antwort-Spiel, das zwischen Himmler und mir begann, beteiligten und der alte Haudegen Kirrmayer mit eckigem Großkopf und Katzenkiefer im bayerischen Dialekt gelegentlich etwas dazwischenrief, Anekdoten von den letzten Tagen und von seinem kürzlichen »Aufstieg uff die Berg mit den Madeln« erzählte, blickte Dr. Rudolf Brandt ernst und traurig zu mir herüber mit Augen, die viel Schreckliches mitansehen mußten und noch vieles mehr darüber wußten. Er war ein Idealist und treuer, ergebener Diener Himmlers. Ich hörte an jenem Mittag und Nachmittag diesen ernsten Mann kein einziges Wort reden. Neben Rudolf Brandt saßen zwei junge Damen, seine Schreibhilfen. Dann schloß sich der Kreis mit dem eckigen Großkopf, Kirrmayer mit Namen.

Zwei Ordonnanzen in schneeweißen Jacken, weißbehandschuht, bedienten mit aufmerksamen Augen schweigend während der Mittagstafel.

Während des einfachen Mittagessens wurde ungezwungen geplaudert und gescherzt. Als ich dort war, gab es bei Himmler

einen »fleischlosen« Tag. Ich bin Anhänger der vegetarischen Lebensweise und war über den fleischlosen Tag froh. Meine zur buddhistischen Lehre neigende Weltanschauung und deren natürliche Verbundenheit mit dem kosmischen Denken leitete mich schon früh zu der Auffassung (und, wo ich es durchsetzen konnte, zu der Gepflogenheit), mich nicht von etwas zu ernähren, mit dem eine Tragödie verbunden ist – was den Gedankengängen der Ahimsalehre entsprach. Himmler war wegen eines Magen- und Darmleidens an fettlose und fleischlose Kost gewöhnt, seine Motive waren also anderen Ursprungs.

Über dem Geschirrschrank des einfach hergerichteten, jeden Prunk entbehrenden, eher bescheiden wirkenden Speisezimmers hing ein schlecht gemaltes Halligenbild in der Manier einer bunten Postkartenmalerei des Wilhelminischen Zeitalters. Himmler schilderte uns, als wir über Vegetarismus sprachen, daß er kein Tier leiden sehen könne und das Jagen verabscheue. Er sprach das ehrlich sentimental und versicherte außerdem, kein Blut fließen sehen zu können! Merkwürdige Wesen von Bluthunden und Henkern schafft die göttliche Urheberkraft. Ich habe nach dieser Erzählung Himmlers oft über seine sentimentale Äußerung nachdenken müssen. Er war nett und freundlich zu seinen nächsten Verwandten und galt als ein treusorgender Familienvater. So sind alle Raubtiere.

Daß der großköpfige Holzbauerntyp ungebildet aß und flegelhaft am Tische saß, überraschte keinen Besucher. Von dem Chef der Deutschen Polizei, dem Herrn Innenminister des Dritten Reiches und »Reichsführer« der SS erwartete man eigentlich mehr als Holzknecht-Manieren. Himmler hatte das Vorrecht, unmanierlicher als sein Wachhund – Kirrmayer – zu essen und am Tisch zu sitzen. Er saß da mit breit aufgestützten Armen, die Ellenbogen über den Tisch gespreizt, und schlürfte mit dem Löffel Suppe ein, genauso, wie man es in einer schmutzigen Kutscherkneipe oder in einer Kaschemme erwarten würde. Der Reichsführer der SS, Heinrich Himmler, und sein intimer Freund und treuer Wächter Kirrmayer verbargen ihre schlechte Kinderstube nicht. Im Vergleich zu den

sonst manierlichen Tischanwesenden wirkte solches Benehmen komisch bis grotesk. Einige der anwesenden jungen SS-Offiziere lächelten verstohlen zu mir herüber, als sie bemerkten, daß die Bauernkneipen-Manieren ihres »Reichsheini« meine Beobachtungen länger in Anspruch genommen hatten, als nötig war, um unentdeckt zu bleiben. Bald richtete Himmler das Wort an mich:

»Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie gekommen sind, und dankbar dafür, daß Sie Schellenberg auf das Arthasastra hingewiesen hatten. Es ist ein unerhört wertvolles Buch, vollendet in seiner Art. Die alten Inder hatten wirklich gründlich gearbeitet und alles bedacht, was in einer Staatsführung von Bedeutung ist. Ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar, Herr Wulff«, begann Himmler unser Gespräch. »Es ist merkwürdig, daß niemand meiner Leute mich bisher auf das Vorhandensein derartiger Literatur aufmerksam gemacht hat.« Ich war zunächst sprachlos, es handelte sich um jene indische Schrift, die die Gestapo bei mir beschlagnahmt und die ich von Nebe nicht zurückerhalten hatte.

»Ist es nicht ein tolles Buch? Sie finden alles darin verzeichnet, was ein Staatsweisheitskünstler wissen muß, um zu regieren«, sagte ich.

Dann begann Himmler einen längeren Vortrag. Er sprach lebhaft und regte die jüngeren Herren zu Begeisterung an.

»Die altindische Welt, in der Kautilya lebt, bleibt für uns eine fremde Welt«, fügte ich seinen Ausführungen hinzu. »Die innere Ordnung im alten Indien beruhte auf einer Hierarchie, an deren Spitze der König und seine Ratgeber standen. Dann folgen die Kasten, die streng voneinander geschieden sind und der altindischen astrologischen Gedankenwelt nahestehen in Gliederung und Erfahrung von Urbilder-Vorstellungen. Jede dieser Kasten hat ihre besonderen Vorrechte gegenüber der anderen. Die Beobachtung der besonderen eigenen Pflicht führt zum Himmel und zum Aufgehen im Unendlichen (Parabrahman). Würde diese Ordnung überschritten, so ginge die ganze Welt durch Wirrsal der Vermengung, einem in Auflösung begriffenen Planetensystem vergleichbar, zu Grunde. Und ferner gilt: Die aus den vier Kasten und den vier

Lebensabschnitten bestehende Menschheit wandelt, wenn sie vom Fürsten mit dem Stab der Strafe gehütet wird, voll Freude an den Werken ihrer besonderen Lebensnorm auf den ihr zukommenden Bahnen.«

Dann folgte die Frage über das Nützlichkeitsstreben und wie sich diese Frage mit dem ebenfalls erstrebten sittlich und religiös Guten und dem Lebensgenuß vereinbaren ließe. Kautilya sieht diese Frage nicht als Problem, sondern höchst eindeutig. Es heißt darüber: »ohne mit dem sittlich Guten – (Dharma) – und dem irdisch Nützlichen – (Artha) – in Widerspruch zu treten, möge er dem Genuß – (Kama) – obliegen; nicht lustlos lebe er.« – Denn wird eines von den dreien: das Gute in religiöser und sittlicher Hinsicht, das Vorteilhafte im Weltleben oder das sinnlich Angenehme, in Übermaß getrieben, dann schädigt er sich selber und die beiden anderen. Der Übersetzer bemerkt hierzu in einer Anmerkung, daß Kautilya nicht der erste Staatslehrer war, der derart rückhaltlos den irdischen Vorteil über den »himmlischen« stellte. Das Nützliche ist von entscheidender Wichtigkeit, das Arthasastra ist nur auf den König oder die herrschende Kaste ausgerichtet. Die Frage, ob sittliche Bedenken gelten, wenn es sich um politische Entscheidungen über das eigene Volk handelt, ist eindeutig im Arthasastra dahin entschieden, daß das irdische Nützliche (lies: das dem König Nützliche) den Vorrang (über Dharma und Kama) hat.

Himmler befaßte sich mit seiner Darstellung während seiner Rede am Tisch mit diesen Fragen. Er kam zu einem Ergebnis, das sich grundsätzlich von der Anschauung des Arthasastra unterschied und Nichtmitglieder der SS (wozu auch ich gerechnet werden mußte) überraschte. Er hielt seinen Leuten einen Vortrag, in dem er davor warnte, die Begriffe der SS von Anständigkeit, Ehrlichkeit, Treue und Ritterlichkeit, die innerhalb der germanischen Welt wieder zu voller Geltung zu bringen seien, ohne weiteres beim Umgang mit »minderrassigen« Völkern anzuwenden! Das Arthasastra kennt gegenüber dem eigenen Volke keine Hemmungen. So befassen sich denn eine ganze Reihe von Kapiteln mit der Organisation und Praxis eines ausgedehnten Systems zur Bespitzelung. Eine

solche Bespitzelung gegenüber dem eigenen Volke bezeichnete Himmler in seinem Vortrag über das Kautilya, das er eifrig studiert hatte, (man lese und staune) als unanständig (!) und des germanischen Menschen unwürdig! So sprach der Mann, der mit einer fanatischen Energie und einem ganz ungewöhnlichen Raffinement einen ständig wachen Spionageapparat aufgebaut hatte, so sprach der Chef der Geheimen Staatspolizei, Mitglied der Elite der Nationalsozialistischen Partei, derjenigen Partei im deutschen Volke, die nicht nur Partei der großen Massenorganisation war, sondern auch der kleinsten Einzelzelle und der ständigen Spaltung und Erneuerung, Neuverbindung und Absonderung. Jeder wurde darin ein »wichtiges Glied der Volksgemeinschaft«, die Allgegenwart der Spionage der Nationalsozialistischen Partei vom Blockleiter und Kleinbürger bis zum Gestapo-Chef Himmler. Hitler ließ durch Himmler die modernen Methoden der Gewaltsamkeit zum umfassenden System entwickeln, wobei das Spitzelwesen die größte Rolle spielte. Und hinter allen nationalsozialistischen Bemühungen stand eine geradezu ausgeprägte Bevorzugung unmoralischer Mittel. Die Lüge und der Bluff wucherten. Das Unmoralische war wirksam, weil es das Mittel der Gewaltsamen war. Aber diese Unmoral täuschte auch verwegene Kraft vor, gerade dort, wo nur Konspiration bestand. Wilde Entschlossenheit war genauso Lüge und Bluff, wie Erziehung zur Anständigkeit, Ehrlichkeit und Treue. Hier mit Himmlers Worten, die an die Gefühlsseligkeit des instinktlosen Menschen appellierten, verkörperten sich nationalsozialistisches Raffinement und eine Methode der Vortäuschung von Eigenschaften und Charakteridealen, die der Nationalsozialismus und Himmler nie besaßen. Alles, was der Nationalsozialismus tat, geschah in der Verteidigung einer heiligen, einer übergöttlichen Sendung und der Vorsehung, deshalb in einer moralischen Sendung. Himmler vermochte sich an jenem Nachmittag vor seinen Leuten, die ihm blind alles glaubten, in die Brust zu werfen und über die himmelschreienden Hinterlistigkeiten und Raffinements der Spionage-Methoden im Arthasastra des Kautilya (Lehrbuch der Politik – Lehrbuch der Falschheit) zu entrüsten, ihm zu widersprechen und es gleich-

zeitig zu studieren und als Beispiel seinen Ober- und Unterführern zu empfehlen! So heuchelte Himmler, ein glühender Verehrer seiner Rassengesetze und der nationalsozialistischen Weltphilosophie, Himmler, der die Konzentration der Grausamkeit und Bestialität des Hitler-Reiches war. Himmler gaukelte sich selbst Ehrlichkeit vor, weil er sie nicht kannte, Anständigkeit, weil er verschlagen war im Kampfe gegen nationalsozialistische Gegner. Das völlig unmoralische Regiment konzentrierte sich in seiner Institution der SS-Methoden. Hierin griff der Nationalsozialismus zurück auf die schlechtesten Triebkräfte des Menschen, auf Brutalität der äußersten Gewalt, auf Rache, Neid, Mißgunst, Ausschweifung, Raub und grundsätzlichen Lug und Trug. Mit all diesen Methoden, die Himmler selbst geschaffen hatte und über deren Verworfenheit er sich entrüstete, war eine unvorstellbare innere Zerstörung eines Volkes in Gang gebracht worden, die in ebenso notwendiger Weise in einem Rückschlag auf die Urheber selbst sich auswirken mußte. Auch eine hypertrophische Ideologie des Nationalsozialismus konnte diesen Absturz ins Nichts nicht aufhalten. Es war Hysterie, die uns aus Himmlers Worten entgegenklang, Besessenheit durch einen Foppgeist, der ihm in diesem Augenblick eingab: »umwälzende neue Ordnung dieser Erde durch neue Rassengesetze und SS-Weltanschauung.« ...

Das schlechteste Mittel war hier zum Prinzip erhoben worden, Skrupellosigkeit in der Politik eine »heilige Handlung« für den Bestand des Tausendjährigen Reiches. Niemand brauchte sich daher von dieser gewaltigen einmaligen »seelischen Geschlossenheit« der nationalsozialistischen Weltanschauung überraschen zu lassen.

Die Weisheiten im Arthasastra des Kautilya waren für einen kleinen indischen Fürsten gedacht, dessen Gebiet neben vielen anderen lag. Die innere Ordnung war in allen diesen Landen gleich, sie wurde von Mächten und Kräften bestimmt, die zugleich den König stützten und die er im eigenen Interesse stützte, die aber im Grunde genommen außerhalb seiner Einflußmöglichkeiten lagen. So läßt sich auch die Überbewertung des irdisch Nützlichen (Artha) erklären. Der König (oder die

herrschende Kaste) hatte ja nichts anderes als Lebenszweck, als sich selbst um der Macht willen an der Macht zu erhalten. Politik in einem solchen Fürstentum bedeutete demnach logischerweise nicht mehr als eine Lösung der Frage: Wie erhalte ich mir mit Zuckerbrot meine Freunde, und wie bestrafe ich mit der Peitsche meine Feinde? –

Himmler führte aus: »Politik in unserem Sinne jedoch bedeutet Führung des Volkes im umfassenden Sinne, bedeutet Ausschaltung aller Kräfte außerhalb der einen konstruktiven Idee, nach der auch die Beziehungen zu den anderen Ländern bestimmt sind, wenn unsere Außenpolitik dies auch geschickt zu verbergen gewußt hat (!). Es geht uns also nie um die Person, sondern um das Volk, nicht um die Macht an sich, sondern um die Macht zur Verwirklichung einer sittlichen Idee.« Die Verwirklichung einer sittlichen Idee – das war Plüsch und Goldschnitt für die Masse, die irregeleitet werden sollte, das war die Papiermaché-Welt, für die Bedürfnisse der Masse gekleistert. – Ja, das war Ablenkung, weltanschauliche Schulung seiner Knechte und Gutgläubigen, die den Schwindel und Trug der Auserwählten Hitlers noch nicht durchschaut hatten, ja, Gefühlssteigerung und Hinleitung zu einem angeblich höheren Dasein, einem »heroischen« Dasein im »Herdenglück«. Himmler, wie alle nationalsozialistischen Oberführer, bangte vor einer Diskussion. Meinen direkten Fragen zum Arthasastra wich er daher auch prompt aus, solange wir nicht unter vier Augen sprachen. In Gegenwart seiner kleinen Leutnants, Sekretäre, Unterführer sprach er suggestiv, drohend und dann wieder Begeisterung fordernd (für die »gewaltigste Idee, die die Welt je gesehen hatte!«). Er zürnte oder versprach für die Zukunft noch bessere Zeiten, als die Kriegszeiten es für diese Nazisten schon ohnehin gewesen waren, er sprach von einer überirdischen Mission des großen Führers zu seinen kleinen Leuten (und dachte dabei an einen Sturz seines Führers). Die sanftmütige Zuhörerschaft an Himmlers Mittagstafel war ganz auf suggestive Parolen eingestellt. Das konnte der dort weilende Gast bald bemerken. Dieselben Requisiten der Propaganda von 1933 und früher verwandte Himmler, um seine Zuhörerschaft zu verzaubern.

Himmler fragte mich nach der Person des Übersetzers des Kautilya. Es war Johann Jakob Meyer, der Sohn eines mit 18 Jahren nach Amerika ausgewanderten Schweizers. Meyer nimmt in der Einleitung seine Äußerungen über die Beschäftigung mit dem Arthasastra zum Anlaß, die altindische Auffassung über das, was in der Politik sittlich erlaubt ist, mit der Auffassung der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg (1914–1918) zu vergleichen. Er (als Amerikaner) kommt dabei zu einer leidenschaftlichen Ablehnung des Wilson-Friedens, den er als großangelegtes Betrugsmanöver erkennt. Betont muß werden, daß Meyer nach seiner eigenen Mitteilung über den Weltkrieg nichts aus deutscher Feder gelesen hatte. Er schreibt: »... Wann werden wir zur Stubenreinheit des Denkens gelangen? Bei uns ist alles: Moral, Religion und Politik, Menschheitsdusel, Empfindsamkeit, Deklamation von Kulturmission und den ›edelsten Horten der Menschheit‹, Gier, Haß, Tücke, Hoheit und Gemeinheit zusammengeschwemmt in einem einzigen Riesenstrom der Heuchelei, der in ranzig lebertranigen Schleichwindungen durch den weltenweiten Sumpf der abgrundtiefen Verlogenheit dahinpestet. Und die Völker der Erde mit ihren sogenannten geistigen Führern an der Spitze werfen sich platt auf den schleimigen Boden und trinken von diesem Gemisch aus Leichenwürmerfett und Schlangengeifer, trinken sich den Bauch prall. Und sie erbrechen sich nicht! Das größte Elend unserer Zeit kommt vom Mangel an geistiger Ehrlichkeit – an intellectual honesty. Diese Erscheinung hat sich zusammengefaßt in einer musterbildlichen Gestalt: in Woodrow Wilson.«

Das wesentliche Merkmal im Arthasastra des Kautilya ist der methodische, schematische Aufbau seiner Gedanken. Es werden alle Möglichkeiten, die denkbar sind, aufgezählt, dann werden sie der Reihe nach beschrieben, dann wird von jeder einzelnen Möglichkeit gesagt, daß und warum sie günstig oder ungünstig ist. Daraus entsteht eine Schwierigkeit, wollte man Auszüge wiedergeben. Seitenweise müßten Zitate angeführt werden aus diesem merkwürdigen Buche, jedes Zitat würde mit einem Kommentar, einer Anmerkung versehen. Die Aussprüche sind von zeitloser Gültigkeit, die an sich nichts

Neues sagen, wohl aber unsere Bewunderung darüber erregen, in welchem Maße alle im Staatsleben vorkommenden Fälle durchdacht sind.

Die Mittagstafel war beendet, Himmler zündete sich eine große Zigarre an, erhob sich hastig von der Tafel und verließ das Zimmer.

Zwei Offiziere seines Stabes baten mich, mit ihnen in einem erkerähnlichen Vorbau des Speiseraumes Platz zu nehmen. Von hier erblickte man das wundervolle Panorama des Gebirgsmassivs.

Die Unterhaltung verlief stockend. Langsam beantwortete ich alltägliche Fragen zum astrologischen Thema. Dann kam das Gespräch auf indische Kulturverhältnisse. Es ließ sich nicht vermeiden, die augenblickliche Lage der nationalsozialistischen Auslandspolitik zu berühren. Man fragte, was ich von Bose, dem indischen Freiheitskämpfer, Günstling der nationalsozialistischen Außenpolitik, hielte. Ich erklärte, daß ich Bose für einen politischen Scharlatan hielte, der gar keinen Einfluß auf das englisch-indische Verhältnis habe, aber wahrscheinlich den Nationalsozialisten schon viel Geld gekostet hätte. Meine Informationen über Bose verdankte ich einem Gespräch mit Prof. Dr. Walter Schubring, Hamburg, einem Kenner der Kulturverhältnisse Indiens. Die indischen Verhältnisse seien kompliziert und für Europäer nicht so leicht durchschaubar. Bose hätte zwar für das deutsche Volk einigen propagandistischen Wert, das sei wohl im Augenblick das wichtigste. Meine Erklärung wurde ohne Widerspruch von den Offizieren angehört.

Dann wurde über Professor Wüst gesprochen. Wüst war damals Rektor der Universität München, Leiter des Ahnenerbe-Verlages – ein Himmler-Unternehmen. Wüst sei Indologe und Germanist, wurde mir erklärt. Mir waren Professor Wüst, dessen Schriften und Bemühungen oberflächlich bekannt. Von seinen Kollegen wurde Professor Wüst wegen seiner Freundschaft mit Heinrich Himmler nicht ernstgenommen, mit seiner Atlantis-Forschung begab er sich als Gelehrter auf ein recht schlüpfriges Gebiet. Das Gespräch führte auf die 1938/39 von

der SS und Himmler unterstützte Tibet-Forschungsexpedition. Die Offiziere erzählten mir etwas von den Arbeiten und Forschungen, derentwegen die Reise ausgerüstet wurde, von den Ergebnissen des Geologen Dr. Hoffmann und Entdeckungen des Zoologen Dr. E. Schäfer.

Dr. E. Schäfer war Leiter der Lehr- und Forschungsstätte für Innerasien im »Ahnenerbe« und der »Entdecker« des Schapi, der in den Hochtälern des Himalaja lebt. Schäfer machte seine erste Tibetreise vor 1932, seine zweite (1934/35) führte ihn – ich folge hier seinen eigenen Angaben – an die Quellgebiete des Jangtse-Stromes. Dort entdeckte er eine Zwergform des Blauschafes (Pseudois nahoor). Seine dritte Tibetreise (1938–1939) ging von Britisch-Indien aus nach Lhasa, der Hauptstadt Tibets. Es gelang ihm, wie er selbst berichtete, die Neuentdeckung einer großen Säugetierform. Von englischer Seite waren viel früher eine ganze Anzahl von wissenschaftlichen Sammelreisen durchgeführt worden. Der Schapi soll den Briten schon bekannt gewesen sein – nur im nationalsozialistischen Deutschland hatte man von diesem Tier noch nichts vernommen. 1938 hatte Schäfer in den regenreichen Monsunmonaten den zentralen Himalaja von Süd nach Nord »durchstoßen«, wie von seinen Freunden besonders betont wurde. Die zoologischen Entdeckungen mit ihren mittelmäßigen Ergebnissen wurden dem deutschen Volke von der Nazi-Propaganda als etwas ganz Ungewöhnliches dargestellt. Da Vergleiche mit den Forschungsergebnissen nur einzelnen Fachgelehrten bekannt waren, konnte kaum jemand den Wert der Schäferschen Entdeckungen beurteilen. Diese »Entdeckungen« wurden von den Deutschen bestaunt, obwohl sie der ausländischen Wissenschaft längere Zeit vorher bekannt gewesen waren. Die SS-Offiziere waren gutgläubig und kritiklos. Von wem sollten sie auch aufgeklärt sein?

Nach dieser Unterhaltung führte mich ein Adjutant hinüber in das Arbeitszimmer Himmlers. Im Vorzimmer wurde ich von einer stark aufgenordeten blonden Dame, einer der Sekretärinnen Himmlers, begrüßt und vorgestellt – ich vergaß aber ihren Namen.

Himmler empfing mich mit der gleichen lebhaften und gestikulierenden Art wie vorher. Wir setzten uns an einen kleinen runden Tisch, der von Polstersesseln umstellt war und in der den Fenstern fernen Ecke des Zimmers stand. Auch dieser Raum besaß schöne große Erkerfenster, durch die der Blick in einen herrlichen Park führte. Die Ferne begrenzte eine violett-bläuliche Linie der Bergkette der Salzburger Alpen.

Himmlers Arbeitsraum war groß und weit, im Verhältnis zu seiner Größe sparsam möbliert. Auch hier überraschte den Besucher die Einfachheit, kaum ein Teppich bedeckte den Parkettfußboden, wenige neue Möbel aus kostbarem Holz – naturfarben, im »speerlichen« Renaissance-Stil – standen dort herum. Himmlers Schreibtisch war einfach. Ein einfarbiger Teppich bedeckte notdürftig den Boden; keinen Prunk, keinen Luxus, keinen Reichtum erblickte das Auge. Himmler wohnte sehr einfach. Gegenüber dem Schreibtisch an der Wand konnte ich ein Ölbild betrachten, das eine norwegische Küstenlandschaft mit einem alten Wikingerschiff darstellte, das an gefährlicher Felsküste gegen stürmische Seen ankämpft. Wie ein Symbol leuchtete dieses Ölbild an der Wand in kitschiger Farbkomposition: Himmlers Schicksalsschiff an gefährlichen Felsenriffen, im stürmisch bewegten Ozean der nationalsozialistischen Politik. Die übrigen Wände in Himmlers Arbeitsraum waren kahl. Das Zimmer wirkte ungewöhnlich nüchtern.

Nachdem wir uns gesetzt hatten, erhob sich Himmler nochmals und verschloß mit Hast beide Zugangstüren zu seinem Arbeitszimmer. Den Schlüssel schob er in die Seitentasche seiner Uniform. Er hatte befohlen, von niemandem gestört zu werden. Sein Wachhund, Herr Kirrmayer, keuchte draußen vor der Mitteltür des Zimmers.

Himmler erklärte mir in kurzen Worten seine grundsätzliche Einstellung zur Astrologie und den ihr verwandten Gebieten. Er erzählte lebhaft und durchaus nicht uninteressant. Seine Darstellung verriet seine guten Kenntnisse dieser vielgeschmähten Wissenschaft, der ehemals »königlichen Kunst« und Lieblingsbeschäftigung der Staatsgewaltigen im Altertum. Lebhaft berichtete er von einigen Eigenerlebnissen und seinen Beobachtungen und Erfahrungen mit gewissen Mondpositio-

nen. In seiner Familie hätten die Vorfahren Bauernregeln dabei benutzt, die sich stets als zutreffend erwiesen hätten. Er begänne seine eigenen großen Aktionen stets nur bei gewissen, wenig bekannten Mondkonstellationen, das sei er von jeher so gewohnt. Seine Ausdrucksweise war primitiv, unbeschwert und frei von wissenschaftlicher Terminologie.

»Es tut mir leid, daß ich Sie habe einsperren lassen müssen, aber das mit der Astrologie in aller Öffentlichkeit ging nicht mehr so weiter. In der breiten Öffentlichkeit darf die Astrologie nicht mehr gestattet werden. Alles, was damit im Zusammenhang stand, hätte verboten werden müssen. Es wurde ein großer Unfug damit getrieben. Friedrich der Große hat das auch verboten während des Siebenjährigen Krieges. Er ließ Wahrsager, Astrologen, Handleser und Pastoren kommen und verwarnen; wenn sie gegen den Krieg und seine Politik Aussagen machten, würde er sie einsperren. Den herumvagabundierenden Handlesern empfahl er, seinen Soldaten aus der Hand immer nur von Siegen und langem Leben zu wahrsagen, damit sie tapfer und mutig in der Schlacht kämpften und nicht desertierten. Den Pastoren schärfte er ein, von der Kanzel von der heiligen und gerechten Sache, dem von Gott gewollten Krieg der Preußen zu predigen; wenn sie das nicht täten, würde ihnen etwas passieren. Die Astrologen verwarnte Friedrich II. und drohte ihnen mit Gefängnis, wenn sie anders, als er und die Staatsraison es wünschten, wahrsagten«, sagte Himmler.

»Friedrich der Große hat aber in seinem Lande niemals ein allgemeines Verbot der Astrologie mit ihrem Schrifttum, Kalendern usw. erlassen. Er ließ den Leuten viele Freiheiten. Ihn leitete ein Instinkt, das Richtige zu wählen und die Wahrsager für sich und den Staat zu benutzen«, entgegnete ich Himmler.

»Im Dritten Reich geht das nicht anders. Wir brauchen ein scharfes Astrologen-Verbot. Wer gegen die neue Verordnung verstößt, muß damit rechnen, wenn wir ihn fassen, bis zum Kriegsende in einem Konzentrationslager eingesperrt zu werden. Wir können nicht dulden, daß sich außer uns noch jemand mit der Astrologie beschäftigt. Die Astrologie muß im nationalsozialistischen Staat ›Privilegium singulorum‹ bleiben und ist nicht für die Volksmasse.«

»Ich habe am eigenen Leibe Ihr scharfes Verbot auskosten müssen und bin anderer Meinung.«

»Haben Sie im Konzentrationslager sehr viel gelitten?« fragte mich Himmler. »Können Sie mir Namen nennen von Wachmännern, die sich gegen Sie grausam benahmen?«

»Das kann ich leider nicht mehr. Die Namen der meisten SS-Wachleute, mit denen ich in Berührung kam, wußte ich überhaupt nicht. Sie nannten sich zumeist mit Vornamen, und die wenigen Namen, die ich erfuhr, vergaß ich später. Anfangs wurde ich miserabel behandelt von Ihren Leuten, später gab es sich, als wir draußen arbeiten mußten und Bombenschäden beseitigten. Zuletzt deutete ich den Wachleuten ihre Horoskope und lag im Grase mit ihnen.«

Himmler lachte bei dieser Erzählung.

»Der Unfug, der mit der Astrologie getrieben wurde, kommt daher«, sagte ich dann, »weil sich der Staat um die Bedeutung der wissenschaftlichen Astrologie nie kümmerte, schlecht beraten wurde und in den Sielen lebte. Sie erreichen mit Ihrem Verbot gar nichts. Die geschäftstüchtigen Astrologen arbeiten jetzt nur vorsichtiger. Seitdem bekannt wurde, daß Sie die Prominenz aus der Öffentlichkeit verbannten, gehen die Planetenfrauen heimlich von Tür zu Tür und lassen Tees arrangieren, die sie besuchen. Kürzlich erschien gelegentlich einer Hochzeitsgesellschaft in Fürth eine Planetenfrau, die dem größten Teil der Hochzeitsgesellschaft wahrsagte, Horoskope stellte und mit Geldgeschenken überhäuft wurde. Die Wahrsager sind vorsichtiger geworden. Heimlich ausgeübt, ohne Kontrolle des Staates, kann diese Art Astrologie sehr gefährlich werden.

Die astrologische Wissenschaft wird in Ihrer Polizeiverordnung als Wahrsagerei behandelt. § 2 dieser Verordnung lautet: ›Wahrsagen im Sinne dieser Polizeiverordnung ist das Voraussagen künftiger Ereignisse, das Wahrsagen der Gegenwart und der Vergangenheit und jede sonstige Offenbarung von Dingen, die dem natürlichen Erkenntnisvermögen entzogen sind. Hierzu gehört insbesondere das sogenannte Kartenlegen, die Stellung des Horoskops, die Sterndeuterei und die Zeichen- und Traumdeutung.‹ Die Astrologie entzieht sich

durchaus nicht dem natürlichen Erkenntnisvermögen, und die Polizeiverordnung ist in dieser Fassung unhaltbar.«

»Wir gehen davon aus«, sagte Himmler, »daß die Astrologie in vollkommenem Gegensatz zu unserer weltanschaulichen Vorstellung steht, weil sie eine universalistische Lehre ist. In den astrologischen Büchern wird sorgfältig darauf Bezug genommen, daß ein Horoskop unter Versetzung des Tierkreiszeichens um 180 Grad auch für die südliche Erdhälfte geltend zu machen ist, damit nur ja die gesamte Menschheit ohne jede Ausnahme erfaßt werden kann. Gerade das aber ist es, was wir Nationalsozialisten und die SS als Universalismus rundweg ablehnen. Eine Lehre, die da gleich gut sein soll für Neger, Indianer, Chinesen, Botokuden und Arier, steht in schroffstem Widerspruch zu unserer Erkenntnis von der Rassenseele. Jede der genannten Völkerschaften hat ihre arteigene Rassenseele, so wie wir die unsrige haben, und darum eben kann eines nicht für alle gelten.«

»Und dennoch finden sich in den astrologischen Lehrwerken der arischen Inder Beobachtungen von Konstellationen, die der Verschiedenheit der Rassenseeleneigenschaften entsprechen und in der Praxis im altindischen Kulturleben im Kastenwesen ihre Berücksichtigung finden«, wendete ich ein. »Die klassische Horoskopie hat sich mit diesem Problem recht gründlich seit dem Altertum befaßt.«

Himmler wußte durch seine Polizeileute von den Auswüchsen auf dem Gebiete der Astrologie, nichts aber von einer echten, wahren, leistungsfähigen wissenschaftlichen Astrologie. Sie wurde totgeschwiegen und von Wissenschaftlern verneint. Es gibt noch keine eigentlichen wissenschaftlichen Arbeiten, außer einigen Aufsätzen in wenigen astrologischen Zeitschriften für Liebhaber der Astrologie, Zeitschriften, die unter dem Ausschluß der Öffentlichkeit erschienen und von den Nationalsozialisten schließlich verboten wurden. Die wenigen Bücher, wie zum Beispiel die von Freiherrn von Klöckler und Fankhauser und die Bücher von Henseling, sind wissenschaftlich und recht gründlich geschrieben worden. Allerdings ist Henseling stellenweise unsachlich, aber nicht mehr der schroffe Gegner, sondern neigt dazu, der Astrologie Zugeständnisse zu machen. In seinem Buche »Umstrittenes Weltbild« vermeidet er, Zugeständnisse offen und ehrlich zu bekennen, hatte diese aber in Unterhaltungen mit Fachleuten schon gegeben. Beweiskräftiges Material wird mit der Zeit geliefert werden. Es gibt schon einige Untersuchungen, die wissenschaftlich unantastbar sind (die Arbeiten von Dr. Wilh. Hartmann über das Auftreten von Lungenentzündung u. a. mehr). Ein exakter Naturwissenschaftler könnte sich nach Studium der astrologischen Technik und Methodik sehr bald von dem Wahrheitsgehalt der astrologischen Behauptungen überzeugen, wenn er täglich die Konstellationen eintragen und die dazu gehörigen Ereignisse notieren würde. Nach ganz kurzer Zeit würde er zum mindesten schwankend werden und bei tiefem Eindringen in die astrologische Materie zu einem Anhänger der Astrologie. Er würde es aber trotzdem nicht wagen, diese Erkenntnisse der Öffentlichkeit zu unterbreiten, weil er befürchten müßte, solange der Staat sich nicht um die Sache der Astrologie kümmert, daß sein Name von den Jahrmarkts-Astrologen und Planetenweibern mißbraucht würde als der Mann, der nun mit seinen Feststellungen und Erkenntnissen ihre dumme Afterwissenschaft bestätigt hat. Das ist der Hauptgrund, weswegen die wissenschaftlichen Astrologen in den letzten Jahrzehnten in Deutschland nicht weitergekommen sind. Wenn ein Herr Schulze oder Müller einen Vortrag hält und von den Germanen redet und ausführt, welches enormes kosmisches Wissen diese gehabt haben – was übrigens gar keinen Menschen interessiert –, so braucht niemand sich zu wundern, daß die Wissenschaftler solchen Unsinn ablehnen.

Es besteht unbedingt eine Korrelation zwischen Planetenlauf und Einzelschicksal des Menschen. In einem Horoskop ist zweifellos der große Schicksalsweg für den überwiegenden Teil der Menschen festgelegt. Bei Horoskopen von Massenmördern und in ganz wenigen Fällen von ganz ungewöhnlichen Charakterveranlagungen und dadurch hervorgerufenen außergewöhnlichen Schicksalswegen findet man erst nach langem Studium und gründlicher Vertiefung in das betreffende Horoskop die entsprechenden Gestirnskonstellationen. Himmler hielt mir entgegen:

»Die Mißstände unter den Astrologen sind aber sehr groß, Herr Wulff, wie mir aus den Polizeiakten bekanntgeworden ist. Es gab einige Sensationsprozesse mit Astrologen. Gerade in Berlin hatte der Wahrsage-Unfug nach sogenannten Horoskopen (Sonnenstands-Horoskopen) einen ungeheuren Umfang angenommen, so daß schon 1934 an ein scharfes Allgemeinverbot von mir gedacht wurde. An allen Ecken und Enden Groß-Berlins und auch anderer Großstädte ›schossen die Horoskop-Läden‹ wie Pilze aus dem Boden. Hier wurde der leichtgläubigen Masse gegen entsprechende Bezahlung die ›Zukunft restlos entschleiert‹. Das ist Wahrsagerei!«
Ich konnte Himmler gegenüber nur noch einmal betonen:

»Nur schade, daß von Ihrem Verbot auch die ernsten Astrologen betroffen wurden, als Sie in Berlin den Wahrsageschwindel ausgerottet haben. Sie haben damit der echten Astrologie keinen großen Dienst erwiesen. Es wäre Pflicht der Polizei gewesen, durch diese neue Verordnung das Publikum vor Ausnutzung und Schaden zu bewahren. Damals, kurz nach Herausgabe des Verbotes, wo mit der Möglichkeit eines polizeilichen Einschreitens gegen das ›okkulte Gewerbe‹ gerechnet werden mußte, gründeten gewisse Kreise in Berlin sofort eine ›nationalsozialistische Interessengemeinschaft des okkulten Gewerbes‹, deren alleiniges Ziel es war, durch Verhandlungen Entscheidungen zu verhüten, die den Gewerbetreibenden des ›okkulten Gebietes‹ abträglich sein könnten. Die Vereinigung wissenschaftlicher Astrologen, die von Dr. Hubert Korsch geleitet wurde und zusammengefaßt war in der Astrologischen Zentralstelle e. V., Düsseldorf, war seinerzeit die einzige astrologische Stelle. Ich weiß, daß durch astrologische Scharlatane manches Unheil angerichtet worden ist. Daß aber ein ernsthafter, wissenschaftlicher Astrologe mit solchen Dingen zu tun gehabt hatte und in Sensationsprozesse verwickelt wurde, ist bisher nicht festgestellt worden.«

Himmler blätterte die Horoskope von Stalin und Churchill durch. Über das Hitler-Horoskop sprach er sehr kurz. Meine Ausführungen zum Horoskop Hitlers schilderten ungeschminkt den verhängnisvollen Ausgang seiner Kriegsunternehmen, seine Krankheit, die Gefahren seiner Laufbahn und sein eigenartiges Lebensende.

»Hitler stirbt nicht durch ein Attentat«, sagte ich zu Himmler. »Rechnen Sie nicht damit! Die Möglichkeit eines schweren Attentats ist zwar ersichtlich, aber er wird nicht daran sterben.«

Himmler besaß diese Ausführungen über das Hitler-Horoskop bereits seit Jahresfrist. Herr Kersten hatte sie ihm überreicht. Darin wurde auf Hitlers Ende im Jahre 1945 hingewiesen. Dieser Umstand wurde in meinen Ausführungen besonders eindringlich dargestellt, um Himmler in seiner bekannten Unschlüssigkeit zu veranlassen, bereits vorher etwas gegen Hitler zu unternehmen, um nicht selber mit in den Strudel des Unterganges gerissen zu werden. Ich hoffte, er würde sich veranlaßt sehen, Hitler abzusetzen und Friedensverhandlungen einzuleiten, auf jeden Fall aber zum mindesten den Stein ins Rollen zu bringen, der dem Nazi-Regime ein Ende machte.

»Was meinen Sie, was wir tun sollen?« fragte Himmler. »Läßt sich nicht doch noch alles zum Besten wenden? Wir haben intakte Divisionen in Rußland stehen, obwohl sie nicht ganz ausreichen; denn wir müssen auch im Westen sichern.« Außerdem berief sich Himmler auf die »Wunderwaffen«, auf deren Wirkung er große Hoffnungen setzte.

Ich äußerte meine Zweifel an dem durchschlagenden Erfolg der neuen Waffen, umriß noch einmal die Gesamtlage und wagte dann abschließend die Festsetzung Hitlers als einzigen möglichen Ausweg darzustellen, der Himmler selbst noch zu retten vermöge.

Himmler zögerte keinen Augenblick mit der Antwort. »Das ist gar nicht schwierig. Da schick' ich den Berger mit einer Panzerdivision, die übrigen wichtigen Stellen laß ich von meinen Leuten besetzen.«

Diese Antwort war für mich äußerst aufschlußreich. Himmler hatte also ernstlich mit einer Revolte gegen Hitler gerechnet und erwog sogar, sie selbst durchzuführen. »Wissen Sie, Herr Wulff«, fügte er seiner Antwort noch mit einem leicht drohenden Unterton hinzu, »was wir hier beide besprechen, ist Hochverrat und kann uns das Leben kosten, wenn Hitler von unseren Plänen erfahren sollte.«

»Ich weiß, daß diese Aufgabe schwierig und gefährlich ist«, entgegnete ich. »Aber schließlich kann jeder von uns täglich durch eine Bombe getötet werden. Ich bin überzeugt, daß auch die Einstellung des Auslandes zu Ihrer Person sich ändern kann, wenn Sie jetzt den Frieden bringen und die Konzentrationslager sofort auflösen, die auf Hitlers Befehl eingerichtet wurden. Hitler ist nicht zu retten in seiner Verblendung. Wenn es so weitergeht, wird der Krieg bald endgültig verloren sein, darum handeln Sie! Sie besitzen den intakten Machtapparat Ihrer Polizei in der Heimat und können mit Leichtigkeit die Macht übernehmen. Ihre Konstellationen sind für die nächsten Monate vorteilhaft und die Hitlers sehr schlecht. Warten Sie nicht, bis es zu spät sein wird!«

Himmler war nachdenklich und bedrückt: »Ich fürchte nur die Masse, das Volk, wissen Sie. Das alles ist nicht so leicht durchzuführen. Ein solcher Umsturz wird an manchen Orten des Reiches und auch in den besetzten Gebieten Aufstände hervorrufen, die ich blutig niederschlagen lassen müßte. Dabei weiß man nie, was der übrige Teil der Masse tut. Es ist ein sehr gefährlicher Schritt, er wird große Unruhen nach sich ziehen.« Gerade das bezweckte mein Vorschlag. Mein Freund, der Verleger Henry Goverts, und viele Gesinnungsgenossen im Kreisauer Kreis waren wie ich der Meinung, daß nach einem Sturz Hitlers der Kampf der Diadochen ausbrechen müßte, um den Nationalsozialismus dadurch schließlich ganz zu zerstören.

»Aber die Unruhen werden schlimmstenfalls in zwei bis drei Monaten erstickt sein«, drängte ich, »wenn Sie sich nur rechtzeitig die Freundschaft der wichtigsten Generale sichern.«

»Dann müßte man bald handeln. Ich werde mir die Sache nochmals durch den Kopf gehen lassen. Inzwischen versuchen Sie bitte . . .«

Jawohl, Heinrich Himmler konnte ganz kleinlaut »bitte« sagen, wenn man ihn unter vier Augen sprach, und spielte dann gar nicht den starken Mann.

Wir hatten uns nun schon stundenlang unterhalten. Ich hatte ausreichend Gelegenheit gehabt, Himmler während unserer Besprechung zu beobachten.

Himmlers Gestalt war mittelgroß. Seine Bewegungen waren

überhastig wie die eines stark nervösen Menschen. Er sprach, wenn er irgend etwas erklärte, rasch, mit lebhaften Gesten. Er versprach sich oft. Als er das Wort »Nativität«, ein anderer Begriff für Horoskop, einmal aussprechen wollte, sagte er »Nalivität«. Derartige Fehler kamen während der Unterhaltung mehrfach vor. Damals schloß ich übrigens aus diesem Versprecher, daß Himmler meine Aktentasche, die mir im Garderobenzimmer von einem SS-Offizier in verbindlichster Form abgenommen worden war, selbst durchgeschnüffelt hatte, denn auf einem der Durchschläge zu meinen astrologischen Ausführungen befand sich der von mir übersehene und nicht korrigierte Tippfehler »Nalivität« statt Nativität!

Die fahle Farbe von Himmlers Gesicht fiel auf. Seine Blässe verriet Überarbeitung und Schlafmangel. Seine Augenlider waren damals stark gerötet und wirkten wie vom überanstrengten Lesen entzündet. Seine Augen waren dunkel, mausgrau, und das Weiße nur schwach erkennbar. Himmlers Gesichtsausdruck vereinigte in sich das Weiche und zugleich Grausame des Orientalen. Seine Augen wirkten ausgesprochen asiatisch, die Haarfarbe war dunkel. Die typisch mongolische Augenfalte, der Epikanthus, verdeckte fast vollständig seine Augen. Die Stirn stark gewölbt, nicht übermäßig hoch, hatte keine Einbuchtung. Breit an der Seite quoll sie fast wie eine Geschwulst heraus. Sein Kinn floh stark zurück wie der Kiefer eines Amphibiums oder das Maul eines Haifisches. Er war schlecht rasiert. Starker Bartwuchs zeigte sich an Oberlippe und Wangen. Die Oberlippe war gefällig geformt, die Mundecken verkniffen, was seinem Gesicht einen scharfen, zynischen und ironischen Zug verlieh.

Unser Gespräch streifte sodann wieder die militärische und politische Lage. Himmlers Meinung darüber (es war Ende Mai 1944!) klang recht naiv. Oder stellte er sich nur so? Er äußerte, daß es mit den Westmächten nun sehr bald zu einem Frieden kommen würde. England sei arg angeschlagen, Amerika hingegen wohl ungeschwächt, aber noch gar nicht auf der Höhe seines Rüstungspotentials angelangt. Wenn es mit den Westmächten zu einem Waffenstillstand und Frieden gekommen wäre, würde der Krieg im Osten fortgesetzt. Bei den gün-

stigen strategischen Stellungen, die das Reich innehatte, konnte, nach Himmlers Meinung, der Krieg im Osten mit Hilfe der Westmächte noch jahrzehntelang weiter dauern. Dazu sind wir noch stark genug, meinte er. Hatte Himmler nie etwas über das Teheraner Abkommen gehört? Wußte er nicht, daß ein Separatfrieden ausgeschlossen war? Wir werden noch später sehen, daß Himmler ein höchst naives Wesen war, soweit es die Politik anging, ein Mann in höchster politischer Stellung, der noch gegen Ende des Krieges in Hohenlychen, Hartzwalde und Lübeck die merkwürdigsten und kindlichsten Fragen zur astrologischen Untersuchung der politischen und militärischen Lage an mich richtete. Himmler war weiß Gott kein Genie, sondern, besonders unter vier Augen, ohne den äußeren Nimbus seines glänzenden Gefolges, nur eine Durchschnittserscheinung.

Nach einer kleinen Pause, in der Himmler einige Erfrischungen servieren ließ, fragte er dann nach seinem Horoskop. Ich besaß eine kleine Skizze seit dem Jahre 1934. Seine Geburtsstunde war ihm nicht bekannt, und so wußte ich lediglich die Tages-Konstellation. Mit Eifer machten wir uns gemeinsam daran, mit Hilfe von Kontrolldaten die Geburtszeit nachträglich zu errechnen. Das heißt, man macht das Horoskop der Vergangenheit und vergleicht es dann mit den Ereignissen und Erlebnissen, die der Native früher einmal gehabt hat. Stimmen die Konstellationen mit dem Schicksalsablauf der Vergangenheit überein, kann man dann die Geburtsstunde errechnen und das Horoskop für die Zukunft machen. Während ich Himmler dieses erste skizzierte Horoskop machte, bemerkte ich bei unserem Gespräch und durch seine Zwischenfragen, daß er offenbar einige astrologische Kenntnisse besaß. Er benutzte Ausdrücke der astrologischen Technik, die er von mir nicht gehört hatte. Er sprach von Trigon-Aspekt, doppelkörperlichen Zeichen und Elevation eines Planeten.

Nach und nach hatte ich ihm meine Mappen mit den Ausführungen zur politischen Astrologie überreicht. Besonders interessiert und aufmerksam vertiefte sich Himmler in einen Bericht, den er von mir über die Frage verlangt hatte: Steht ein neuer Mongolen-Zug bevor? Ich ergänzte meine schriftlichen

Ausführungen noch mit der Bemerkung, daß jetzt auch die Zeit gekommen sein dürfte, in der die sagenhafte »Schlacht am Birkenbaume« stattfinden würde, eine alte Prophezeiung, die seit zweihundert Jahren im Rheinland und Westfalen herumgeistert. Sie stünde unmittelbar bevor, wie auch die Schlacht auf der Welser Haide, über die es jahrhundertealte prophetische Äußerungen gibt.

Himmler entgegnete darauf: »Die Schlacht am Birkenbaum und die Schlacht auf der Welser Haide beim Untersberg ganz hier in der Nähe von Aigen-Berchtesgaden haben gar nichts mit dem gegenwärtigen Krieg zu tun, sondern werden erst in späterer Zukunft eintreten.«

»Ich teile Ihre Ansicht nicht. Könnte durch die vollständige Zerstörung Kölns, die ausdrücklich in der Prophezeiung erwähnt wird, und die schwerbeschädigten Städte des Rheinlands und Westfalens durch den Bombenkrieg nicht schon ein Hinweis gegeben sein, daß die prophetisch angekündigte gewaltige Völker-Schlacht ›unter dem Birkenbaume‹, die das Schicksal Deutschlands entscheiden werde, bereits begonnen hat? Stecken wir nicht in diesen Ereignissen mitten drin?«

Meine Einwände erweckten Himmlers Unbehagen. Ich spürte es und beschloß, zurückhaltender zu sein und abzuwarten, bis Himmler durch einige eingetroffene astrologische Prognosen mehr Vertrauen zu mir gewonnen hatte.

In der Spionageabwehrzentrale in Berlin

Die erste »Audienz« bei Heinrich Himmler, zu der man mich nach Salzburg im Kurierzug gebracht hatte, war beendet. Mit einem Gemisch von Grauen und Neugierde war ich hingefahren und hatte nun diese gefährliche Begegnung heil überstanden. Die Sorge von Schellenberg, ich könnte mich und damit auch ihn und den ganzen Kersten-Kreis durch übermäßigen Freimut in Lebensgefahr bringen, war unnötig gewesen. Ich selbst hatte den Eindruck, bei der stundenlangen Unterredung ganz glimpflich abgeschnitten zu haben.

Kurz vor meiner Abreise zu Himmler war ich noch in Hartzwalde bei Kersten gewesen, voll düsterer Ahnungen; denn ich vermutete schon lange, daß Himmler mich sehen wollte und daß Schellenberg die Begegnung vorbereitete. Ich hatte Frau Kersten, die eine äußerst kluge und sympathische Frau war, bei einem Spaziergang über die Person Himmlers befragt. Sie schwieg lange. »Ja, wie ist er nur? Es ist schwer zu sagen. Er wirkt jedenfalls ganz unterhaltsam.« Dann folgte wieder ein längeres Schweigen.

Schließlich entfuhr es ihr ganz plötzlich: »Ein Piefke ist der Himmler, ein richtiger Piefke!« Ich forschte weiter. »Ja, er ist sehr gemein«, erklärte sie und erzählte, wie Himmler einmal die Frauen der Bibelforscher im KZ Ravensbrück nackt hatte aufmarschieren und durchpeitschen lassen. Mit einem hämischen Lachen sei er wieder fortgegangen.

Ich hatte lange schon überlegt, wie Himmler wohl zu behandeln sei, und es war mir auch gelungen, ihm völlig unbefangen gegenüberzutreten. Ich hatte, schien es mir, meinen Zweck bei Himmler erreicht. Ich hatte ihm die politisch ausweglose Lage und Hitlers Horoskop in den schwärzesten Farben geschildert, ihn zum Putschen animiert und trotzdem so etwas wie sein Vertrauen gewonnen. Nun war ich wieder in Berlin

und fuhr sofort in die Berkaer Straße nach Dahlem, wo das Amt VI des Sicherheits-Hauptamtes, die Spionage-Abwehr, ihren Sitz hatte, um Schellenberg Bericht zu erstatten.

Die Spionage-Abwehr bewohnte ein mächtiges, hochhausartiges Gebäude im Stil moderner Sachlichkeit, umgeben von klobigen Bunkern, Garagen und einem Riesenhof. Schellenberg saß wie die Spinne im Netz der endlosen Flure, die in die einzelnen Zimmer der verschiedenen Abteilungen, die nach Ländern und Sachgebieten geordnet waren, führten.

Besucher wurden von jungen SS-Leuten scharf bewacht und immer von je zwei Mann in die gewünschten Abteilungen geleitet. Wer stehenblieb, kam in den Verdacht, an den Türen horchen zu wollen, und wurde angeschnauzt. Die Überwachungs- und Kontrollmaßnahmen waren bei allem Übermaß doch wiederum dilettantisch. Ich bemerkte zum Beispiel, daß gegenüber dem Eingang des Gebäudes Bauhütten im Gelände standen, die nicht bewacht wurden und von denen aus man bequem durch Teleobjektive jeden fotografieren konnte, der das Gebäude des Abwehrdienstes betrat oder verließ.

In Schellenbergs Privatbüro kam man durch zwei Vorzimmer, in denen seine Sekretärinnen und sein Adjutant Dr. Schmitz saßen. Schellenberg saß an seinem großen Schreibtisch, auf dessen polierter Oberfläche eine hübsche kleine Modellkanone als Briefbeschwerer stand. Unter der Mittelschublade aber, rechts und links neben den Knien, waren Seitenfächer angebracht, in denen Maschinenpistolen griffbereit steckten. Schellenberg rechnete jeden Augenblick damit, unter Umständen von den Leuten Kaltenbrunners oder »Gestapo-Müllers« über den Haufen geschossen zu werden. Neben seinem Schreibtisch stand ein Schalttisch, etwa vom Aussehen eines Radio-Musikschrankes mit Plattenspieler. Von diesem Instrument aus wurden die Abhörgeräte bedient, die in den verschiedenen Besuchs- und Konferenzzimmern, und wer weiß wo noch, angebracht waren. In Schellenbergs Arbeitszimmer war natürlich ebenfalls ein Abhörgerät angebracht, das zwischen den Fenstern etwas sehr auffällig als Wandschrank getarnt war und mit dem er jede Unterhaltung, die er mit einem Gast führte, aufnehmen konnte. Mir war dies immer sehr unangenehm,

und als ich später öfters zu Schellenberg kam, so setzte ich mich immer in die äußerste Ecke des Zimmers in einen kleinen Erker, wo ich am ehesten vermuten konnte, daß keine Mikrofone angebracht waren. Hier wurde eine Art detektivischer Luxus entwickelt, der bombastisch und doch zugleich naiv war, etwa so, wie der kleine Moritz sich den Intelligence Service vorstellt.

Als Schellenberg mich heil und lebendig wiedersah, fiel ihm ein Stein vom Herzen. Er fragte mich eifrig über den Verlauf des Gesprächs mit Himmler aus und wollte vor allem wissen, in welcher Form ich ihm gegenübergetreten sei. Ich versicherte ihm, daß ich aus meinem Herzen keine Mördergrube gemacht hätte. »Wie lange hat der Reichsführer mit Ihnen gesprochen?« fragte Schellenberg. Ich erklärte ihm, daß ich von etwa 2 Uhr mittags und nach dem Mittagessen bis 7 Uhr bei ihm geblieben war, bis er mich verabschiedete. »Das ist gut, das ist ein sehr gutes Zeichen«, rief Schellenberg aus, »so lange? – Das kommt selten vor.«

Schellenberg war zu dieser Zeit, es war Mai 1944, besonders nervös. Täglich rechnete man mit der Invasion, und täglich muß Schellenberg damals mit einem Attentat auf Hitler gerechnet haben; denn, wie wir heute wissen, und was ich damals nicht wußte, Schellenberg war durch seinen Geheimdienst und seine Querverbindung zu den Amerikanern in der Schweiz über die Attentatspläne der Stauffenberg-Gruppe orientiert. Er sah, wie Himmler immer wieder zögerte, Hitler zu beseitigen, und spürte Kaltenbrunner an seinen Fersen, der ihn mißtrauisch überwachte und nur auf die Gelegenheit wartete, einen Grund oder einen Vorwand zu finden, Schellenberg zu beseitigen. Und je schwieriger die Lage Schellenbergs wurde, um so mehr steckte er sich hinter Kersten, den Masseur und »Beichtvater« Himmlers, der dafür sorgte, daß Schellenberg so oft wie möglich das Ohr Himmlers bekam. Kerstens täglicher Kontakt mit Himmler war ein wichtiger Kanal, durch den Schellenberg Informationen und in seinem Sinne gefärbte Berichte fließen lassen konnte. Schellenberg, der ja klar sah, wie die Dinge liefen, wollte sich außerdem meiner Person bedienen, um Himmler, von dem er wußte, daß er an Astrologie interessiert war, durch politische Horoskope zu beeinflussen, Hitler kaltzustellen und den Krieg möglichst bald zu beenden. Schellenberg brachte bereits in einer Art persönlichem Kurierdienst meine Horoskope zu Himmler, und der Vorwand meiner Reise, die Gründung einer astrologischen Zeitschrift in der Schweiz zu Propagandazwecken, sollte hauptsächlich der Anlaß zu einer ständigen persönlichen und direkten Einflußnahme auf Himmler sein. Kurz nach meiner Rückkehr aus Salzburg hatte sich die Lage noch mehr zugespitzt. Die erwarteten Ereignisse wurden Wirklichkeit. Die Invasion begann. Kersten kam an und rang die Hände: »Himmler handelt immer noch nicht! Er hat mir erzählt, daß seine ganzen Oberführer nicht mehr ›dicht‹ seien, und er könne daher nicht mehr putschen.«

Die Ereignisse folgten nun Schlag auf Schlag. Am 20. Juli geschah das Attentat gegen Hitler. Himmler, der ein schlechtes Gewissen hatte, rehabilitierte sich durch die wilde und erbarmungslose Verfolgung der Verschwörer und ihres ganzen Anhanges.

Zu dieser Zeit kehrte Dr. G. aus der Schweiz zurück, der dort gewesen war, um die Möglichkeiten zur Gründung einer astrologischen Zeitschrift zu sondieren. Wir hatten eine Aussprache, und ich machte aus meiner Enttäuschung kein Hehl, daß das Attentat mißlungen war, daß Himmler schwankte und daß das Verhängnis nicht aufzuhalten war. Auch meine ganze Arbeit war ja umsonst gewesen, und ich wollte mich, wenn irgend möglich, der SS entziehen. Aber Dr. G. machte mir klar, daß es sehr wichtig sei, eine solche direkte Verbindung zu einem der Gewaltigsten des Dritten Reiches zu haben, und daß man um jeden Preis und immer wieder versuchen müsse, Einfluß zu nehmen oder wenigstens wertvolle Informationen an Widerstandsgruppen weiterzuleiten. So wurde ich wieder bestimmt, das gefährliche Spiel des astrologischen Beraters Himmlers weiter zu spielen bis zum bitteren Ende.

Himmler und der 20. Juli 1944

Himmler wußte durch Schellenbergs Nachrichtendienst und Agenten – darüber besteht kein Zweifel – schon vorher von der Verschwörung des 20. Juli und schritt nicht gegen sie ein. – Auf Schloß Aigen wurden seine eigenen Putschabsichten besprochen und astrologisch durchgearbeitet. Da die Ziele der Verschwörer auf seiner Linie lagen, ging er nicht gegen sie vor. Die Verschwörer saßen in allen wichtigen Ämtern; Nachrichten lagen im Extrakt vor. Bei jeder neuen Zusammenkunft mit Schellenberg waren frische Nachrichten eingegangen, die durchgesprochen wurden. Himmler war bestens orientiert, und die Hauptfragen bei den Untersuchungen lauteten daher immer wieder:

»Wie endet der Führer? Wie lange lebt er noch?«

Wenn ich dann seine Fragen beantwortete und ihn darauf hinwies, daß Hitler nicht durch ein Attentat sterben würde, verzog Himmler das Gesicht und wurde ernst oder saß mit einem ausdruckslosen, schmierigen, glatten Lächeln da; einem Lächeln, das keine Charaktereigentümlichkeiten erkennen ließ. Trotz meiner Hinweise wartete Himmler – aber auf ein Attentat; seine Gedanken waren, wenn dies ausgeführt würde und Hitler dabei umkäme, brauchte er nicht zu putschen und den im April und Mai besprochenen Plan von einem Umsturz oder Staatsstreich nicht mehr auszuführen. Mit diesen Nachrichten im Extrakt konnte Himmler »*Politik*« treiben. – Wir erlebten aber, daß er nichts unternahm, zauderte und sein Doppelspiel trieb; ängstlich hielt er sich zurück und verlor kostbare Zeit.

Nach dem mißglückten Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 erhielt ich von Dr. Goverts, der mit Mr. Gero von Gaevernitz aus dem Stabe von Allan Dulles, O. S. S. Bern, in enger Verbindung stand, die Mitteilung, daß der polnische Nachrichtendienst am 10. Juli durch die Anfrage, wie sich die polnische und ukrainische Widerstandsbewegung im Falle eines politischen Umsturzes in Deutschland verhalten würde, von Stauffenbergs Plan gewußt habe und daß hierdurch die Möglichkeit gegeben war, daß Brigadeführer Schellenberg über weitere Verbindungen von diesem Plan erfahren habe. – Für die deutsche Opposition war damals eine diesbezügliche Klärung von großer Wichtigkeit. Das Ergebnis war, daß Brigadeführer Schellenberg und seine Stellen Nachrichten, die sich auf den Putsch bezogen, *nicht* weitergeleitet hatten. Schellenberg stand also auf der Seite der deutschen Opposition. Da Schellenberg aber Himmlers intimer Freund war, ist es ausgeschlossen, daß er mit ihm über diesen Vorgang nicht gesprochen haben soll.

Am 22. Juli, zwei Tage nach dem Attentat, hatte Felix Kersten sogleich versucht, mit mir Verbindung aufzunehmen. Er übermittelte mir dringende Aufgaben von Himmler. Diese Arbeiten mußten sofort in Angriff genommen werden; sie bezogen sich auf Hitlers Gesundheit und die Folgen des Attentats. Kersten war am Telefon sehr aufgeregt, und der Rest des Gespräches wurde mir von seiner Sekretärin übermittelt. Ich sollte sofort nach Hartzwalde kommen. Da aber die Aufgaben für Himmler zu erledigen waren, mußte die Reise verschoben werden. Kersten lebte in großer Furcht; Dr. Langbehn war schon vor dem 20. Juli verhaftet, und nun war auch sein Freund Wentzel von der Gestapo inhaftiert worden. Kersten fragte mich deshalb sogleich, ob auch für ihn persönlich Gefahr bestünde und ob er nicht lieber nach Stockholm zurückreisen sollte. Er wurde von mir auf meine Horoskopdarstellungen hingewiesen – es bestand keinerlei Gefahr für ihn. Am Abend vorher, am 12. August, war Kersten vom Reichsführer Heinrich Himmler zurückgekehrt. Er war recht niedergeschlagen und erzählte, daß ein Patient von ihm, Wentzel von Teutschental, verhaftet worden sei. Es stünde sehr schlecht um ihn, da er in die Angelegenheit des 20. Juli verwickelt sei.

»Der Reichsführer selber ist durch dieses Attentat in eine heikle Lage gebracht worden und hat mich beauftragt – ich sehe ihn ja in den nächsten Tagen wieder –, sein eigenes Horoskop durch Sie überprüfen zu lassen. Er will wissen, wie sich

diese Angelegenheit für ihn auswirken wird. – Und dann müssen Sie sich auch ganz eingehend mit meinem Horoskop beschäftigen; diese irrsinnige Geschichte bringt uns alle in eine üble Lage!«

Der 20. Juli schien, wenigstens zunächst, ein Sieg Himmlers zu sein. –

Durch Ausrottung Röhms und seiner Freunde im Juni 1934 – was gleichzeitig die SA aus der Nebenbuhlerschaft der SS verdrängte – hatte Heinrich Himmler, in den Augen Hitlers, die Generalprobe für seine Treue bestanden.

Himmlers eigener Geheimdienst hatte schon zu Anfang des Krieges immer größere Machtansprüche gestellt. Die Vergrößerung der SS und besonders seiner Waffen-SS bei Kriegsbeginn wurde so systematisch betrieben, daß sie im vierten Kriegsjahre aus fünf SS-Panzerdivisionen, vier SS-Panzergrenadierdivisionen, einem SS-Gebirgskorps und einer großen Anzahl von Formationen, die sich aus im deutschen Machtbereich liegenden europäischen Staaten rekrutierten, bestand. Am Ende des Krieges bestanden insgesamt siebenunddreißig SS-Divisionen. Himmlers letztes Ziel war die Einrichtung einer SS-Luftwaffe; was er jedoch nicht mehr erreichte.

Die Divisionen der Waffen-SS kämpften während des Krieges ungewöhnlich heldenhaft und fanatisch und in echter Kameradschaft Seite an Seite mit den Divisionen des Heeres. Himmler sorgte ausgezeichnet für seine SS-Soldaten, die daher – was Ausrüstung und Ersatz betraf – den Wehrmachtssoldaten gegenüber groß im Vorteil waren. Diesen Vorteil glichen sie bereitwillig jederzeit durch Opfer an Blut aus. Wenn sich auch zwar in den letzten Phasen des Krieges die Unterschiede zwischen der Waffen-SS und dem Heere mehr und mehr verwischt hatten, so war es anfangs nicht ausgeblieben, daß die Heeresdivisionen ihre Zurücksetzung als eine Kränkung empfanden.

Als Himmler den Oberbefehl des Ersatzheeres mit dem Befehl über alle Truppen im Heimatgebiet übernahm, war für ihn ein ehrgeiziges Ziel erreicht, obwohl er persönlich alles andere als Soldat oder gar Feldherr war! Von seiner neuen Position aus begann er die Waffen-SS außerordentlich zu ver-

mehren und wollte mit seinen Volksgrenadierdivisionen einen neuen Waffentyp schaffen, der sich am Ende in den »Volkssturm« auslief.

Nach seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber setzten Bormanns Intrigen gegen ihn im Hauptquartier Hitlers ein, was Himmler jedoch zunächst noch nicht durchschaute.

Seine Organisationen gerieten, ohne sich im Kriege besonders auszuwirken, sehr bald ins Stocken und liefen sich Anfang des Jahres 1945, zu dem Zeitpunkt seines Nervenzusammenbruchs, in Wirklichkeit tot.

Jedem klaren, unvoreingenommenen Beobachter der Kriegs- und politischen Vorgänge innerhalb des Dritten Reiches konnte es seit Ende 1943/1944 nicht entgangen sein, daß Hitler »diesen so leichtfertig vom Zaun gebrochenen Krieg« verlieren mußte.

In Rußland verteidigte sich damals das tapfere deutsche Heer verzweifelt, nachdem die sibirischen Divisionen von der Grenze Mandschukuos abgerückt waren, gegen den riesigen Einsatz der Sowjettruppen. Hitler verlor eine Schlacht nach der anderen. Mussolini war 1943 erledigt, die Badoglio-Regierung war zwar noch von Hitler festgehalten, aber machtlos, und auch die faschistische Macht in Italien gebrochen. Die italienischen Truppen liefen massenhaft zu den Alliierten über, aber solange Rom noch nicht in die Hände der Alliierten gefallen war, war »Italien von den Deutschen besetzt«, und Himmler wollte nicht eingestehen, daß seine ausgezeichneten SS-Truppen Schlappe auf Schlappe einstecken mußten. Damals durfte in Himmlers Umgebung nur von Sieg gesprochen werden, und dieses wurde auch den Offizieren niederen Grades und den Unterführern mitgeteilt.

Die Nachrichten, die Schellenberg dagegen überbrachte, waren niederschmetternd. Die einst unbesiegbare deutsche Wehrmacht erlitt Niederlage auf Niederlage, und Tausende und aber Tausende von Truppen, Hunderte von Tanks und sonstiges Kriegsmaterial fielen schon damals in die Hände der Alliierten. Ab Herbst 1944 gingen die Verluste in die Millionen. Die Berichte wurden immer niederdrückender, und vom 3. November 1944 an stieg die Spannung ins Unerträgliche.

Schellenbergs Leute, SD-Männer, störten mich in der Bearbeitung meiner Aufgaben und verlangten Sonderbearbeitungen. Himmler hatte bis zum 15. November eine Sonderarbeit über Stalin – eine zweite Bearbeitung des Stalin-Horoskops –, die damals noch nicht begonnen war, verlangt.

Dr. Goverts wollte mich wiederholt sprechen, und nun stellte es sich heraus, daß die Lage etwa um den 20. November herum militärisch unvorstellbar verworren war. Waffen- und Munitionsmangel machten sich an den Fronten erheblich bemerkbar. Es gab kein Benzin, so daß auch Fahrzeugmangel eintrat; Eisenbahnwagen waren in Massen zerstört worden. Die großen Reserven, die in Frankreich eingesammelt waren, riesige Arsenale bis zur Somme, waren wieder verlorengegangen und in die Hände der Alliierten gefallen, deren Luftwaffe sich bis November 1944 verdoppelt hatte.

Die Beauftragten und Kuriere Schellenbergs drängten, um die Sonderbearbeitungen über die komplizierte kriegspolitische Lage zu bekommen.

Der Anblick Berlins bestätigte uns, daß sich eine Idee unserer Führung verwirklichen sollte, und zwar schon während des Krieges, nämlich das Projekt der Abschaffung der Großstädte. In welcher Form, haben wir ja am eigenen Leibe erfahren und miterlebt. – Nur war es leider die Royal Air Force, die dies bewerkstelligte und den Naziführern die Arbeit abgenommen hatte. –

»Was meinen Sie, Herr Wulff, was die da im Hauptquartier zu mir sagten, als die Berichte von den zerstörten Wohnvierteln bekannt wurden«, erzählte Kersten während der Fahrt. »Es wird eben alles von der Führung getan, um die Wirkung des Bombenkrieges herabzumindern und die Bevölkerung zu schützen. Wenn die Umstände es momentan doch ergaben – es waren drei Jahre –, daß eine Großstadt oder mehrere Städte zerstört wurden, wäre dies leider unvermeidbar, und die Bevölkerung müßte alles mit Ruhe und Geduld ertragen. Die Deutschen, so predigte Himmler, seien ein kräftiges und gesundes Volk, dem es gar nichts ausmache, daß fünfzehn oder zwanzig Millionen in diesem Kriege ihr Leben ließen.«

Die Hitler-Regierung setzte sich einfach über alles hinweg. »Und die zerstörten Städte im Westen, z. B. Köln, Bochum, Stuttgart, was meinen die im Hauptquartier dazu? Wie gedenken sie diese Schäden einmal wiedergutzumachen?«

»Mein lieber Herr Wulff, Sie haben ja keine Ahnung! Die Leute im Hauptquartier halten z. B. das alte Köln für eine scheußliche alte Stadt, mit gräßlich alten Häusern und engen Straßen und gänzlich veralteten Einrichtungen. Es macht gar nichts, daß dieses alte Köln zerstört ist. Die meisten Bauten waren ja doch nichts wert, und nach dem Siege wird Köln viel besser und schöner, nach Maßstäben nationalsozialistischer Kultur und im Geiste unseres großen Führers aufgebaut. Ganz groß und gewaltig! Diese alten verrußten, dreckigen Städte wie Köln und Düsseldorf könnten gern vom Erdboden verschwinden, mein Lieber«, sagte Kersten weiter. »Sie wissen ja gar nicht Bescheid über das Geschwätz und Gerede, was dort über die schweren Bombenangriffe auf die Großstädte geführt wird. Die gleiche Ansicht hat man vom alten Hamburg.«

»Hamburg«, so erwiderte ich, »ist aber keine altertümliche Stadt, wie z. B. Köln, Mainz und Kassel. Der größte Teil des alten Hamburg war 1842 abgebrannt und später in den achtziger Jahren saniert und durch teilweise prunkvolle Bauten der alten und reichen Hanseaten ersetzt worden. Diese Behauptungen sind direkt falsch und dumm und beweisen nur die Unkenntnis dieser Herren über die Geschichte Hamburgs.

Die Mönckebergstraße, Steinstraße und die Wohnviertel Barmbek, Dulsberg und viele andere waren neue Viertel; der größte Teil davon wurde leider zerstört, und da Deutschland und auch Hamburg nach dem Kriege verarmt sein werden, ist kaum zu erwarten, daß diese Viertel in gleicher Pracht unter Verwendung kostbaren, dauerhaften Materials wieder aufgebaut werden. Ich bin direkt neugierig, wie die Nazis sich später einmal den Aufbau denken.«

Wir fuhren durch die Gegend des Hohenzollerndamms, wo größtenteils zerstörte Neubauten standen. Kersten wiederholte traurig: »Keine alten Häuser und Gerümpel – sehen Sie, das hier am Hohenzollerndamm ist nach der Meinung der Leute vom Führerhauptquartier geschmackloses Zeug gewesen.«

Die Mission des Grafen Bernadotte

Der schwedische Gesandte in Berlin hatte sich wiederholt bemüht, in Deutschland gefangengesetzte Schweden, Dänen und auch Norweger freizubekommen. Der schwedische Gesandte Ditleff in Deutschland und Graf Bernadotte hatten sich monatelang hartnäckig bemüht, mit Himmler Kontakt zu bekommen, um mit ihm in dieser Angelegenheit zu verhandeln. Aber immer waren die Versuche an Himmler, der dieser Zusammenkunft, um sich nicht in eine gefährliche Situation Hitler gegenüber zu bringen, aus dem Wege ging, gescheitert. Bis Dezember 1944 wurden seitens des schwedischen Gesandten Verhandlungsversuche gemacht, und etwa im Januar/Februar 1945 wurde energisch versucht, den Grafen Bernadotte auf offiziellem Wege bei Verhandlungen einzuschalten. Ein Gesandter hatte es schwierig, mit Heinrich Himmler und den nationalsozialistischen Behörden, die über KZ-Inhaftierte zu bestimmen hatten, in Verbindung zu treten und zu verhandeln. Er mußte den Weg über das Außenministerium einschlagen, der langwierig und für den Erfolg zweifelhaft war. Für eine Angelegenheit, bei der rasch gehandelt werden mußte, also sehr ungeeignet.

Am 22. Januar 1945 wurde ich in Schellenbergs Büro nach Berlin befohlen. Um 1 Uhr 30 Minuten mittags war ich dort und hörte, neben vielen anderen Dingen, die durchzusprechen und zu klären waren, auch von der Mission des Grafen Bernadotte.

Schellenberg erzählte: »Der Dicke, Felix Kersten, versucht jetzt Bernadotte einzuschalten; untersuchen Sie doch bitte einmal, was bei dieser Sache herauskommen könnte. Hoffentlich zieht Bernadotte genug, damit unser alter Plan endlich starten kann. Sie wissen ja, was ich schon alles unternommen habe; doch ohne mich zu exponieren, kann ich Himmler nicht

übergehen, so daß eine Zusammenkunft Bernadottes mit Himmler wichtig ist. Aber jetzt muß die Sache endlich mal ins ›Rutschen‹ kommen.« Wenn Schellenberg mit mir über die Absetzung Hitlers und seinen Plan sprach, äußerte er selten den Namen Hitler. Seine Abneigung gegen ihn war so groß, daß er dessen Namen nur widerstrebend aussprach.

Kersten hatte Mitte Dezember von der großen Aktion Bernadottes vernommen. Jetzt erklärte mir Schellenberg die schwierigen politischen und diplomatischen Zusammenhänge dieser Sache und daß er bestimmt sei, Graf Bernadotte nahezu offiziell einzuschalten, damit über einen harmlosen Austausch und die Befreiung von Gefangenen so ganz nebenbei auf die Hauptsache losgesteuert werden könne. Schellenberg sprach ferner davon, daß Bernadotte den Wunsch geäußert hatte, persönlich zu Himmler kommen zu wollen.

Um genaue astrologische Auskunft geben zu können, mußte auch diese Kernfrage auftauchen und beantwortet werden. So wurde ich mit diesem Problem bekannt, und jetzt besprach Schellenberg mit mir die einzelnen Fragen zu dieser Sache.

Der weitere Verlauf dieser Angelegenheit war dann folgender:

Die Jalta-Konferenz war in vollem Fluß und kurz vor dem Abschluß. – Die Berliner richteten sich auf eine Verteidigung ihrer Stadt ein, und überall waren Volkssturmmänner zusammengetrieben und bewaffnet worden, um Hitlers tausendjähriges Reich zu verteidigen. Nachdem Kersten seit Ende des Jahres 1944 bei Himmler vorgearbeitet und Schellenberg dieses Vorhaben, solange Kersten von Deutschland abwesend war, weitergeführt und alle Vorbereitungen getroffen hatte, erreichten sie, daß Graf Bernadotte sich mit Kaltenbrunner am 17. Februar 1945 in der Wannsee-Villa zu einer Besprechung traf. Bernadotte war am 16. Februar von Bromma nach Deutschland gefahren, um, so hieß es allgemein, Rote-Kreuz-Kolonnen zu inspizieren. In Wahrheit wollte er aber mit Himmler in Verbindung kommen und verhandeln.

Nach der Besprechung am 17. Februar folgte eine Vorbesprechung mit Schellenberg am 19. Februar, die der Zusammenkunft mit Himmler galt.

Graf Bernadotte war bei dieser Gelegenheit durch Deutschland gereist und konnte nun aus persönlicher Anschauung feststellen, wie das Dritte Reich sich langsam seinem Ende näherte.

Nach unserer Besprechung in Schellenbergs Büro wurde ich in Begleitung eines Beamten zum Lehrter Bahnhof gebracht. Dort traf ich am Zuge Dr. Goverts, der gerade wegen Differenzen mit einem schwedischen Kollegen aus Stockholm zurückkam. Das traf sich gut; wir konnten die Rückreise gemeinsam machen und unsere Neuigkeiten während der Bahnfahrt nach Hamburg austauschen.

Auf dem Bahnhof herrschte ein unbeschreibliches Elend, das durch die Kälteperiode jener Zeit noch verschlimmert wurde. Die Bahnhofshalle war durch Flüchtlinge verstopft. Kranke und Verletzte lagen zwischen Sterbenden und konnten nur langsam abtransportiert werden.

In dem Zuge eroberten wir Platz, indem wir wie junge Kavalleristen durch die Fenster einstiegen. Die Fahrt war, wie alle in jener Zeit, gräßlich und qualvoll – Toiletten unerreichbar!

Goverts hatte Schellenberg in Berlin nicht aufgesucht, da er seine Neuigkeiten mit mir durchzusprechen gedachte. – Wegen Himmlers Zögern waren wir ja im Grunde genommen an den ganzen Vorgängen nicht mehr interessiert. Der Zeitpunkt des Handelns – die Absetzung Hitlers und Berufung einer neuen Regierung – war längst überschritten. Das deutsche Volk war auf dem Wege, den Leidenskelch bis zur Neige zu leeren.

In Hamburg erreichte uns die Nachricht, daß Himmler ernstlich erkrankt war. Es hieß zunächst, er hätte die Grippe. Sein Arzt Prof. Gebhardt war ebenfalls krank. In Wirklichkeit hatte Himmler einen Nervenzusammenbruch, der auf die nachfolgend geschilderten Ereignisse zurückzuführen war, und lag in Hohenlychen.

Zwischen Himmler und Hitler bestanden seit Jahresende erhebliche Spannungen, die durch Martin Bormann geschürt wurden. Himmler fürchtete Bormanns Intrigen und einen Anschlag von dessen Seite. Seitdem Fegelein, der Verbindungsoffizier zwischen Hitlers und Himmlers Hauptquartier, die Schwester Eva Brauns geheiratet hatte – selbstverständlich nur aus puren Nützlichkeitserwägungen –, traute Himmler Bormann erst recht nicht mehr. Es verging in der Zeit keine Woche, in der nicht Dr. Brandt oder Schellenberg Fragen an mich richteten, welche die Differenzen zwischen Himmler und Bormann betrafen. Bormanns Horoskop war vor 1½ Jahren bereits bearbeitet worden. Jetzt erschien es Himmler notwendig, erschöpfende Interpretationen zu erhalten.

Seitdem Himmler 1943 zum Innenminister ernannt worden war, waren die Spannungen zwischen Bormann und ihm, deren Beziehungen vorher durchaus freundschaftlicher Natur waren, aufgetreten. Bormann witterte jetzt Gefahr für seine Position, und es dauerte auch nicht lange, bis sehr scharfe Konflikte zwischen diesen beiden Nazifürsten ausbrachen, und da Bormann als Nachfolger von Heß und Leiter der Partei eine mächtige Position bei Hitler hatte, gelang es ihm sehr bald, sich zwischen Hitler und Himmler zu schieben. Schon 1943 hörte ich durch Prof. Blome Einzelheiten über diese Differenzen.

Blome mochte Himmler gar nicht, schätzte aber auch Bormann ebensowenig. Er hielt ihn aber wegen seiner Position für sehr wichtig und nannte ihn einen Ehrgeizling, bei dem nur etwas zu erreichen war, wenn er »poussiert« wurde.

Himmler hatte große Angst vor Bormann und befragte mich vor Zusammenkünften mit ihm jedesmal, ob die Gefahr einer Verhaftung durch Bormann bestünde. Dies waren auch die Erwägungen, die Himmler veranlaßten, seine persönliche Wache nicht zu verkleinern, obwohl die dringende Notwendigkeit durch die Kriegslage gegeben war. Seine Ernennung zum Oberbefehlshaber der Heeresgruppe »Weichsel« der Ostfront war ebenfalls eine Intrige und ein Trick Bormanns, womit dieser erreichte, Himmler möglichst fern von Berlin und Hitler zu halten. Es war Bormann bekannt, daß die neue Heeresgruppe viel zu schwach war, um dem Ansturm der Überzahl von Russen standzuhalten; trotzdem benutzte er aber deren verzweifelten Kampf gegen die Eindringlinge als Argumentationsstoff bei Hitler für Himmlers Unfähigkeit.

Die Einfältigkeit Himmlers war erstaunlich. Er durchschaute,

obwohl er Angst hatte, die Absichten Bormanns damals keineswegs. Er dachte gar nicht daran, daß Hitler ihn absetzen könne, und war fest von dessen Treue überzeugt. Erst als Dönitz und nicht er zum Nachfolger Hitlers ernannt wurde, was ebenfalls ein Trick Bormanns war, um die teilweise noch intakten SS-Truppen Himmlers auf ein Nebengeleise abzuschieben, wurde ihm klar, wie es wirklich um ihn stand. Himmler war in Hitlers Umgebung für Bormann gefährlich, jetzt war er vollkommen ausgeschaltet.

Der letzte gefährliche Gegner Bormanns war noch Goebbels. Aber Bormann hätte nicht davor zurückgeschreckt, Goebbels umbringen zu lassen, falls dieses erforderlich werden sollte.

Himmler wurde langsam ungemütlich zumute, denn es war durchgesickert, daß er seit dem 20. Juli verdächtigt wurde, den Verschwörungen nicht genug entgegengetreten zu sein, und nichts unternommen hätte, Stauffenbergs Anschlag zu verhindern. In dieser Weise intrigierte Bormann gegen Himmler, um Hitler von dessen Unzuverlässigkeit und Unfähigkeit zu überzeugen.

Himmler wollte anfangs an die Niederträchtigkeit Bormanns nicht glauben, obwohl er aus seinem Horoskop seit langem auf diese Gefahr hingewiesen worden war. Eigentlich hätte er aus dessen feindseligem Verhalten sehen müssen, wie schwach seine Macht werden konnte und wie notwendig es war, den Plan, den gesamten Hitlerstab gefangenzusetzen und Waffenstillstandsverhandlungen einzuleiten, auszuführen. Aber Himmler dachte nicht so weit – wenn er überhaupt nachdachte. Nun lag er, nach seinen Mißerfolgen an der Ostfront, angeblich grippekrank und erkältet in Hohenlychen. Tatsache war, daß er vollkommen zusammengebrochen war und dauernd weinte. Felix Kersten sollte schnellstens zu ihm kommen. Der war aber mit seinen Geschäften in Stockholm viel zu beschäftigt und dachte nicht daran, sich zu beeilen. Es vergingen noch vier bis fünf Wochen, bis Kersten endlich, mit gewaltigen Forderungen für seine »wichtigen Pläne im Interesse des Schicksals Deutschlands«, wie er mir erklärte, eintraf. Er versuchte mich sofort für eine Zusammenkunft mit Himmler zu bearbeiten, um seine egoistischen Pläne für seine Geschäfte

in Schweden durchzuführen. – Waffenstillstandsverhandlungen interessierten gar nicht. Er brachte eine Liste mit, auf der zahlreiche Namen von Personen angegeben waren, die befreit werden sollten. Die Entlassung schwedischer und jüdischer Gefangener war ja bereits eingehend und auf amtlichem Wege am 19. Februar, gelegentlich der Zusammenkunft des Grafen Bernadotte mit Schellenberg, im Einverständnis Himmlers besprochen worden, wie auch die Möglichkeit eines Waffenstillstandes erwogen worden war.

Himmler wird nervös

Das letzte Jahr war bewegt und aufregend vergangen; viele meiner Freunde waren tot – teils hingerichtet, teils gestorben. Die tollsten Zumutungen, die ich während dieser Jahre erleben sollte, lagen jedoch noch vor mir.

Um für Himmler schneller erreichbar zu sein, war ich gezwungen, einen Teil meiner Arbeitsutensilien und der Bibliothek in meinem »Notquartier«, wie die Gestapo es bezeichnete, in Hartzwalde unterzubringen.

Ephemeriden, Rechenapparate, Sternuhren mußten bereit sein und wurden im Zimmer von Frau Kersten, nach deren Übersiedlung nach Stockholm, untergebracht. Dieses Zimmer wurde mir angewiesen, da sich dort die Fernsprechzentrale mit den direkten Leitungen zu Himmler oder zu wichtigen Behördenstellen – ein Privilegium für Kersten – befand. Außerdem war dieser Raum besonders geeignet, um Sitzungen und Konferenzen abzuhalten. Ein kleiner Schreibtisch zum Arbeiten für mich war vorhanden.

Am 2. März war Kersten mit einem Flugzeug von Stockholm in Berlin eingetroffen und am selben Tage mit seinem Freunde Zimmermann in Hartzwalde angelangt.

Sogleich nach deren Ankunft begannen die Großarbeiten für Kersten und seine »weltweiten politischen Aufgaben.« Als er mit Herrn Zimmermann ins Zimmer trat, hörte ich gerade, wie er zu diesem sagte: »Ja, mein lieber Herr Zimmermann, auf meinen schwachen Schultern ruht nun das Schicksal Deutschlands.« Mit dieser großsprecherischen Art und Weise beabsichtigte Kersten, uns verständlich zu machen, welch große Mission er durchzuführen hatte.

Wir lächelten nur still über seine Bemerkung. Himmler war krank, und täglich fuhr Kersten von Hartzwalde mit einem Wagen der Fahrbereitschaft der Feldkommandostelle

Himmlers nach dem Krankenhaus Hohenlychen, das von Prof. Dr. Gebhardt geleitet wurde, zur Behandlung.

Während Kerstens Abwesenheit sollten in der Zwischenzeit seine »Probleme« astrologisch durchgerechnet und interpretiert werden. Eine Aufgabe, die mich bei der Durcharbeitung der Fülle schwieriger Fragen und delikater Angelegenheiten, die Himmler verlangt hatte, sehr störte.

Jedesmal wenn Kersten zurückkehrte, hatte er zu den mir schon aufgetragenen Wünschen eine Unmenge neuer Fragen:

»Sehen Sie mal schnell nach, wie wird die Besprechung morgen mit dem Reichsführer ausfallen; kann ich das mit ihm machen? Ich komme diesmal gar nicht weiter mit ihm und weiß nicht mehr, was ich machen soll und welche Gründe ich ihm noch vortragen kann. Er will Bernadotte nicht empfangen; ich will aber, daß beide zusammenkommen. Außerdem muß ich mit meinen Sachen, die ich von Herrn Storch mitgebracht habe, weiterkommen. Sehen Sie mal schnell nach, wie wird es damit? Haben Sie meine anderen Arbeiten schon fertig?« lautete meistens der Wortschwall, mit dem er mich begrüßte.

Ich zeigte ihm meine Arbeiten und wies darauf hin, daß verschiedene Sonderaufträge astrologischer Art für Himmler zu berechnen wären und bis zum 10. März fertig sein müßten.

»Die Sachen für den Reichsführer lassen Sie liegen, er kann warten; meine Sachen sind wichtiger. Ich muß genau von Ihnen wissen, wie ich mich jetzt verhalten soll. Kommen Sie mal schnell mit hinauf und sehen Sie mein Horoskop nach. Herr Hillel Storch will nach Deutschland kommen, um mit Himmler über die Befreiung von zehntausend Juden zu sprechen. Ich habe das bereits eingeleitet, aber Himmler will diesmal nicht.«

Von Herrn Hillel Storch hatte Kersten schon einmal früher gesprochen. Wir hatten ausgemacht, diesen Herrn, wenn wir einmal fernmündlich zwischen Stockholm und Hartzwalde sprachen, »Vogel« zu nennen. Aus Kerstens Schilderungen und Darstellungen seines Verhältnisses zu Storch mußten Eingeweihte entnehmen, daß Storch persönlich nach Deutschland kommen wollte, um mit Himmler zu verhandeln. Als dann später am 19. April Herr Kersten zur Verhandlung mit

einem kleinen, sehr bescheidenen jüdischen Herrn eintraf, der mit ängstlichen Augen um sich blickte und uns als Herr Masur, Sekretär des Herrn Hillel Storch, vorgestellt wurde, waren alle nicht wenig erstaunt, daß statt des angekündigten Herrn Storch sein Sekretär gekommen war.

Von Herrn Hillel Storch sprach Kersten mit großem Respekt: »Er ist ein ganz großer Mann, der wichtigste Mann in der zionistischen Bewegung und im Weltkongreß der Juden. Er wird noch größer werden, wenn er nach Amerika geht, was demnächst stattfinden wird. Herr Wulff, Sie müssen diesen Mann unbedingt kennenlernen. Er soll mich in Amerika lancieren; ich will dort nach dem Kriege eine Praxis eröffnen. Ich brauche Hillel Storch, damit ich in große Kreise komme. – Mein lieber Wulff, ich kann Ihnen nur sagen, kommen Sie mit, da werden Sie Geld verdienen – Geld wie Heu! Wir machen das Geschäft zusammen. Das sage ich Ihnen, daß Sie mir dort in Amerika kein Horoskop unter 5 000,– $ fertigstellen. Wenn die Sache mit Herrn Storch klappt, habe ich mitzureden. Sie wollen doch auch mal zu Geld kommen, nicht wahr? Was Sie den Amerikanern aus dem Horoskop sagen, braucht ja gar nicht zu stimmen. Erzählen Sie ihnen etwas, das sie hören wollen, das ist die Hauptsache, und lassen Sie sich das gut bezahlen.«

Meine Stellung zu Kersten war gar nicht so freundschaftlicher Art, wie er betonte. Da ich aber als Konzentrationär nur von Himmler zur Arbeit beordert war, ist es verständlich, daß ich Herrn Kersten zu jener Zeit nicht die passende Antwort sagen konnte. So antwortete ich nur: »Herr Kersten, wir wollen einmal abwarten. Wenn der Krieg beendet ist, können wir über die Sache sprechen.«

Soweit ich Kersten kannte, wollte er mich mit seinem Gerede gefügig machen, um ihm bei seinen Plänen, die er Himmler vorzutragen beabsichtigte, behilflich zu sein. Ich wußte, daß er gar nicht daran dachte, seinen Plan mit mir und Amerika zu verwirklichen.

»Sie brauchen nur einzuwilligen. Ich werde dann Herrn Storch bei meiner Rückkehr mitteilen, was Sie und ich vorhaben. Herr Storch wird uns schon jetzt den Paß beschaffen, den

wir haben wollen, gleichgültig wohin und nach welchem Land. Das kann ich alles für Sie machen.«

»Es sind hoffentlich keine gefälschten Pässe, Herr Kersten? Ich kann nicht glauben, bei aller Achtung vor Herrn Storch, daß seine Macht so weit geht, für jedes Land einen ordnungsgemäßen Paß ausstellen zu lassen. Wohl aber kann ich mir vorstellen, daß solche Paßangelegenheiten irgendeinen ›Pferdefuß‹ aufweisen. Entweder sie kosten viel Geld, oder man wird bei der Ankunft in dem betreffenden Land interniert. Wie kann denn Herr Storch für irgendwelche Länder einwandfreie Pässe beschaffen? Wie hoch ist der Preis oder welche Gegenleistungen sind erforderlich?« Kersten beteuerte: »Einstweilen brauchen Sie gar nichts zu zahlen. Gegenleistungen lassen sich dann später, wenn alles klappt, regeln.«

Genauso dachte ich mir die Sache. »Aber lieber Herr Kersten, dergleichen Angelegenheiten sind mir höchst unsympathisch.«

»Herr Wulff, Sie können ganz beruhigt sein, ich werde die notwendigen Papiere zu beschaffen wissen. Sie brauchen keine Unannehmlichkeiten für sich und Ihre Familie zu befürchten.«

»Aber dennoch möchte ich mir die Sache überlegen, Herr Kersten. Ich werde Ihnen in acht Tagen darüber meinen Entschluß sagen.«

»Na, ich verstehe, daß Sie vorsichtig sind. Nun, ich kann es Ihnen ja verraten, wie es zusammenhängt; es ist ja nichts dabei. Außerdem kennen wir uns so gut, daß ich keine Geheimnisse vor Ihnen zu haben brauche; sonst könnten Sie mich ja auch nicht beraten, und Sie haben mir bisher schon sehr gut geraten.«

Ich dankte ihm für sein Kompliment, indem ich meine Hand hob und seine Lobeshymne abwies.

»Die Sache geht so vor sich: Herr Storch hat in seinem Büro eine Unmenge Pässe liegen, zumeist von südamerikanischen und mittelamerikanischen Nationen, z. B. auch von Haiti. Das alles sind echte Paßformulare, die von den dortigen Ländern beschafft wurden. Natürlich hat sie irgend jemand gestohlen, der Verbindung mit den dortigen offiziellen Stellen hatte. Die Pässe sind mit Nummern, sonstigen Signaturen und Ausfüh-

rungen, die aber echt sind, versehen. Diese Nummern sind registriert, damit später erkennbar ist, daß sie von dem Büro Hillel Storchs ausgegeben wurden und somit anerkannt werden müssen. Vielleicht hat Herr Hillel Storch mit diesen Staaten irgendein Abkommen. Ich weiß darüber nicht so genau Bescheid. Aber glauben Sie mir, Herr Wulff, Sie können sich auf Herrn Storch verlassen. Wenn Sie nur wollen, die Sache könnte sofort in Ordnung gehen.«

(Es ist Tatsache, daß in jener Zeit eine große Anzahl solcher Pässe ausgefertigt wurde; die Listen dafür schrieb Kerstens Sekretärin. Auch im Amt VI, unter den Mitarbeitern Schellenbergs, war diese Art der Paßbeschaffung über Kersten bekannt.)

Ich argwöhnte einen Trick Kerstens, um mich im Ausland weiter als Arbeitssklave benutzen zu können. Nach den Erfahrungen der letzten beiden Jahre war dieser Argwohn berechtigt, denn Kersten wußte mich gut mit »Dauerbeschäftigung« (honorarlos!) zu versehen.

»Herr Kersten, Sie werden verstehen, daß ich mir diesen schwerwiegenden Schritt noch überlegen muß.«

Noch vor seiner Abreise nach Stockholm dankte ich für sein Angebot – und verzichtete.

Bereits acht Tage war Kersten in Deutschland, um den kranken Himmler zu behandeln. Heute wissen wir aber sehr genau, daß die Behandlung Himmlers nur ein Vorwand war und er im Grunde, wie aus seinem Buch »Totenkopf und Treue« zu entnehmen ist, in eigener Sache und in Sachen der »Menschlichkeit« gereist war! – Welche Bewandtnis es mit dieser »Menschlichkeit« auf sich hatte und welche wahren Absichten damit verbunden waren, geht aus Folgendem hervor.

Jeder vernünftige Mensch kann nach den Geschehnissen des Zweiten Weltkrieges verstehen, daß ich mich für die Beendigung der Greuel und Unmenschlichkeiten des Dritten Reiches und der Fortsetzung des gräßlichen Krieges in bestmöglicher Weise einsetzte. Schellenbergs, Goverts' und meine Pläne, die wir seit Anfang 1943 verfolgten, betrafen die Absetzung Hitlers und Überredung Himmlers, sofort Waffenstillstandsverhandlungen mit den Alliierten zu eröffnen, die

gleichzeitig mit der Befreiung sämtlicher KZ-Gefangener und Repatriierung der Häftlinge, einer unumgänglich notwendigen Geste und Grundbedingung für die Einleitung von Waffenstillstandsverhandlungen, laufen sollten.

Wir wußten, daß Hitler niemals Frieden schließen wollte und konnte; in seinem Programm, mit dem der größte Teil des deutschen Volkes zwar nicht einverstanden war, hieß es: »Siegen oder untergehen!«

Himmler wußte von unseren Plänen seit Anfang des Jahres 1944, und im Mai desselben Jahres sprach er gelegentlich astrologischer Beratungen stundenlang mit mir über deren Durchführung.

Für den gleichen Gedanken hatten bereits seit langer Zeit Tausende von deutschen Männern gekämpft, sich einsperren lassen und in Gestapokellern unsägliche Foltern erlitten. Generäle hatten ihr Leben gelassen, um den Tyrannen Hitler abzusetzen und ihm die Macht zu entreißen. Es war bereits und wurde vieles in dieser Beziehung unternommen.

Und nun am Anfang des Monats März im Jahre 1945 erschien Herr Kersten mit einer lächerlichen Liste von einigen tausend Menschen und einer Sonderliste, auf der einzelne Namen verzeichnet waren, um im Namen der Humanität das »Schlimmste« zu verhüten. Ein Herr Kersten brauchte dergleichen Missionen nicht mehr einzuleiten; es waren bereits Aktionen in vollem Gang und hatten leider auch schon zahlreiche Opfer gekostet.

Hinter Kerstens Mission stand vor allem die schwedische Regierung, die daran interessiert war, Skandinavier zu befreien. Später traten die Interessen des Jüdischen Weltkongresses hinzu.

Da Himmler unentschlossen war und immer noch nicht putschte, wurde die Lage der KZ-Häftlinge von Tag zu Tag verzweifelter. Hitlers Befehle, durch Martin Bormann weitergeleitet, lauteten, alle Häftlinge umzubringen und die KZ-Lager zu sprengen, eine Aufgabe, deren Durchführung wegen der Kriegseinwirkungen praktisch gar nicht mehr möglich war.

Die Bemühungen und Aktionen des Schweizer Roten Kreuzes um die Befreiung von Juden und anderen Häftlingen

hatten schon früher eingesetzt und liefen, soweit es unter den gegebenen Umständen möglich war.

Kersten hatte seine Liste Himmler vorgelegt und immer wieder versucht, die Genehmigung zu bekommen. Bis zum 10. März war er jedoch noch nicht einen Schritt weitergekommen. Himmler weigerte sich, da es auffallen mußte und Hitler zur Kenntnis kommen konnte, diese Unmenge von Häftlingen freizulassen. Endlich gab er für einzelne Personen seine Einwilligung, und schließlich wurde die Zahl bis auf 1 800 erhöht. Die Genehmigung für Zehntausende, die Kersten für Hillel Storch verlangt hatte, lehnte er aber ab. Der Abtransport dieser Häftlinge bereitete große Schwierigkeiten. In den Lagern waren, wie schon früher, Seuchen ausgebrochen; die Konzentrationslager der Ostgebiete waren zum Teil geräumt und evakuiert worden. Die Verkehrsmittel reichten nicht, Eisenbahntransporte waren unmöglich, da der Wagenpark durch Kriegseinwirkung zusammengeschmolzen war. Brandt erklärte mir in jenen Tagen: »Wie soll ich nur die Unmenge von Häftlingen transportieren lassen. Die Lastkraftwagen benötigen wir dringend für unsere militärischen Operationen. Wir haben nicht einmal genug Möglichkeiten, Lebensmittel heranzuschaffen.« Der Ernst der Situation war aus Dr. Brandts Worten unverkennbar.

»Es wird immer einfach befohlen, und es vergeht kein Tag, wo nicht neue unsinnige Befehle an mich ergehen. Manchmal wissen wir gar nicht, wo sich die angeforderten Häftlinge überhaupt befinden; es fehlt uns ja schon seit Monaten jede Übersicht.«

Seit Ende des Jahres 1944 hatte sich Schweden wegen dieser Schwierigkeiten bereit erklärt, den Abtransport von einigen tausend Polen, Belgiern, Franzosen usw. zu übernehmen.

Am 10. März kam Kersten, von Hohenlychen zurückgekehrt, in mein Zimmer hinauf und erklärte, Himmler hätte befohlen, daß ich am nächsten Tage zu ihm nach Hohenlychen zur Beratung kommen solle. Da ich Schellenberg seit einem Monat nicht gesprochen hatte und die zuletzt gelieferten astrologischen Arbeiten in ihren Auswirkungen noch nicht kontrolliert werden konnten und die Entwicklungen abzuwarten waren,

erweckte Kersten den Eindruck, als hätte Schellenberg diese Zusammenkunft beim Reichsführer arrangiert. Dies war ein Irrtum, den ich aber erst am folgenden Tage erkennen sollte. – Am nächsten Vormittag um 10 Uhr fuhren wir in einem Volkswagen von Himmlers Stab aus Hartzwalde ab. Der Weg führte über Menz, Fürstenberg, Ravensbrück nach Hohenlychen und lag schon fast im Frontbereich. Trecks über Trecks zogen an uns vorbei nach dem Westen, während Kadaver von verendeten Pferden, Grabkreuze mit notdürftigen Inschriften, die auf erfrorene Greise und Kinder hinwiesen, zertrümmerte Wagen den Weg nach Osten markierten. Zeichen letzter hoffnungsloser Schlachten und verzweifelter Kämpfe der deutschen Truppen gegen eine riesenhafte Übermacht. Als wir durch dieses grauenerregende Elend fuhren, fiel mir Mahatma Gandhis Ausspruch ein:

»Es scheint, als ob Elend, Hunger
und Krankheit die Zuchtruten
unseres Schicksals sind, die
uns schließlich dahin bringen,
den wahren Sinn des Lebens zu suchen.«

Als wir in Hartzwalde abfuhren, begann ein feiner Regen zu fallen, der die Landschaft in graue Nebel hüllte.

Bald klärte es sich aber auf, die Sonne brach durch und vergoldete matt die märkische Landschaft mit ihren stillen Seen. Die Schneeschmelze war in vollem Gang; der Weg führte recht und schlecht über Berge und Hügel, durch Täler und Wälder und schien manchmal unbefahrbar zu sein. Hinter Menz wurde die Straße immer schlechter; tiefe Rinnen, Erdhaufen, Schlaglöcher und zerstörtes Gerät behinderten uns und erschwerten die Fahrt. Unser alter, vom Kriege reichlich mitgenommener Volkswagen schaffte es aber. Einige Kilometer vor Hohenlychen wurden dann die Straßen besser.

Wir fuhren durch Kordons und Gittertore in ein parkähnliches Gelände, in dem Gruppen von kleinen Gebäuden vereinzelt standen. Die Passierscheine wurden von der SS-Wache kontrolliert. Kersten, den man kannte, grüßte die Hauptwache

jovial mit einem »Schönen guten Morgen!«, nicht etwa mit »Heil Hitler!« Dann fuhr unser Wagen über Gartenkieswege auf einen freien Platz, auf dem wir parkten. Überall herrschten Sauberkeit und Ordnung. Links von uns parkten zahlreiche Autos, während rechts Motorradstaffeln ihre Räder abgestellt hatten.

Erst auf der Fahrt vernahm ich Kerstens wahre Absicht und daß nicht Schellenberg den Besuch bei Himmler eingefädelt hatte, sondern Kersten. Mich überraschten seine Instruktionen nicht wenig, die er mir, da wir nun bald mit Himmler sprechen sollten, gab. Meine Absicht war, die von Schellenberg geforderten astrologischen Arbeiten Himmler persönlich zu übergeben. Unter diesen befand sich ein neues »Mundan-Horoskop«, das die hauptsächlichsten Begebenheiten des Jahres 1945 verzeichnete. Ferner wollte ich mit Himmler nochmals die Notwendigkeit der Absetzung Hitlers durchsprechen und ihm sofortige Waffenstreckung empfehlen.

Kersten machte einen nervösen Eindruck, als er mir seine Instruktionen erklärte.

»Aber mein Lieber, Sie müssen Himmler jetzt aus dem Horoskop überzeugen, daß meine Sache in Schweden mit Hillel Storch für ihn wichtig ist. Sie müssen meine Aktion bei Himmler unterstützen, damit ich meine Sache durchbekomme und er mir eine große schriftliche Erklärung gibt, die ich mit nach Stockholm nehmen kann, um sie Storch zu überreichen.«

Früher gelang es Kersten oft, seine Pläne mit Flunkern und plumpen Lügen durchzusetzen, und mit einiger Geschicklichkeit erreichte er fast immer sein Ziel.

Himmler klammerte sich, wie fast alle ängstlichen Menschen, wenn sie krank waren, jetzt besonders an seinen Masseur. Er war sehr leidend, aber trotzdem gelang es Kersten nicht, Himmlers Zustand diesmal auszunutzen, um seine Pläne für die Judenbefreiung im großen Umfang durchzusetzen. Himmler bewilligte nur Belangloses und verfügte die Freilassung einiger weniger Leute.

»Sie können Himmler ja ruhig sagen, daß in seinem Horoskop verzeichnet stände, die Juden freizulassen, damit Herr Storch, dieser große gewaltige Mann, für ihn in Schweden und

bei den Alliierten Vergünstigungen durchsetzen könnte. Ein Jude würde sich für Himmler einsetzen! So müssen Sie ihm die Sache erzählen. Wenn ich dann die Papiere von ihm heute ausgehändigt erhalte, werden wir abends darauf eine Pulle Sekt trinken und morgen die übrigen Pläne durcharbeiten.«

Anscheinend hatte Kersten Dr. Brandts Erklärungen der Vortage, daß die Transportverhältnisse in Deutschland bereits in einem ganz traurigen Zustand waren und die Überführung großer Menschenmassen gar nicht mehr möglich war und selbst Himmler beim besten Willen nur für einige wenige Gruppen Transportmittel zur Verfügung stellen konnte, vollkommen überhört.

»Weshalb beeinflussen Sie Himmler eigentlich nicht, mit dem ganzen Hitlerzauber Schluß zu machen?« fragte ich. »Der Bombenkrieg, der dem deutschen Volke unabsehbare Opfer und großes Elend gebracht hat, wäre dann beendet, und die KZ-Lager würden dann sowieso geöffnet werden. Himmler weiß doch schon seit zwei Jahren, wie es um Deutschland steht. Weshalb überzeugen Sie ihn nicht von der Notwendigkeit eines Putsches?«

Kersten wurde sehr aufgeregt und redete weiter heftig auf mich ein, zunächst seinen Plan bei Himmler durchzusetzen und ihm dann die übrigen Sachen vorzutragen. Mir lag aber gar nicht daran, in diesem Falle Kersten zu helfen, zumal seine Zumutung eine gemeine Horoskopfälschung war. Außerdem sollte ja nicht nur den Juden geholfen werden, sondern dies sinnlose Hinmorden und Zerstören von Menschenleben überhaupt sollte aufhören!

»Mein lieber Herr Kersten, ich werde Himmler das Horoskop so deuten, wie ich es als Astrologe verantworten kann.« Mit diesen Worten wies ich Kerstens Zumutungen ab. Dann fragte ich: »Weiß Schellenberg denn von dieser Sache?« Schellenberg wußte nichts; der Besuch bei Herrn Himmler war ein reines Privatunternehmen Kerstens!

Schellenberg, dem ich diese Geschichte später erzählte, sagte darauf nur: »Das hat der Dicke mal wieder fein gedreht!«

Kerstens Zumutungen waren Unverschämtheiten; ich wies ihn vorsichtig, mit den Worten: »Lieber Herr Kersten, ich

werde sehen, was ich für Sie tun kann«, ab. Ohne mich zu verpflichten, wollte ich dennoch Kersten bei seinem Auftrag für Hillel Storch, so gut es ging, behilflich sein.

Seine Fragerei während der letzten Tage in Hartzwalde, mit den dazu erforderlichen Untersuchungen und Berechnungen, erstreckte sich weit über das Maß der Konsultationsarbeit eines praktisch tätigen Astrologen; es war einfach Schinderei gewesen. Ich hatte mir fest vorgenommen, nach meiner Rückkehr aus Hohenlychen sofort meine Abreise aus Hartzwalde vorzubereiten und später Schellenberg von Hamburg aus über die Gründe, die mich zu diesem plötzlichen Entschluß zur Abreise bewogen hatten, zu informieren. Ich mußte diese Abreise nur noch irgendwie begründen; aber ein geeignetes Argument lag im Moment noch nicht vor. Sollte ich mich krank melden?

Je mehr wir uns Hohenlychen näherten, desto größer wurde die Spannung. Kriminalrat Kirrmayer erwartete uns draußen auf dem Podest einer schmalen Treppe, die etliche Stufen hoch zu dem ersten Stockwerk eines kleinen Einzelhauses, das Himmler hier bewohnte, führte. Das Haus wurde scharf nach allen Seiten von Kirrmayers Leuten bewacht. Wie immer begrüßte Felix Kersten Kirrmayer jovial freundschaftlich, während ich meinen Gruß schweigend darbot.

Wir wurden in eine Wachstube geführt und mußten zunächst warten.

Schließlich öffnete sich die Tür, und ein kleiner untersetzter, rundlicher Herr mit tiefliegenden Augen trat ein. Kersten begrüßte ihn kühl und machte uns miteinander bekannt. Es war Prof. Dr. Gebhardt, der uns neugierig betrachtete und dann aufforderte, ins Nebenzimmer zu gehen. Hier befanden wir uns in Himmlers Wohnzimmer, einem kleinen Raum, dessen Fenster auf einen Balkon führte, der auch von unten beim Betreten des Hauses zu sehen war.

Heinrich Himmler saß auf einem Plüschsessel und bot mir einen Platz neben sich an. Er war gerade aufgestanden und duftete nach Toilettenseife und billigem Kölnisch Wasser. Sein Gesicht sah frischer als sonst aus; er machte im ganzen einen erholten Eindruck. Kerstens Massagebehandlung hatte

geholfen. Dieser machte es sich auf einem altmodischen Sofa bequem. Vor dem Fenster hingen einfache Vorhänge aus beigefarbenem und braun, grün und rot gemustertem, häßlichem Musselinstoff. Eine altmodische Lampe mit einem Milchglasschirm, von dem eine Perlenfranse unordentlich herabhing, war an der Decke angebracht. Auf dem Tisch standen Mimosen mit einer anderen, mir unbekannten Zwitterpflanze. Die ganze Einrichtung des Zimmers machte einen spießbürgerlichen Eindruck. Hier hauste also Heinrich Himmler, ohne jede geschmackvolle Dekoration, seit Anfang des Jahres, nachdem Hitler gedroht hatte, ihn abzusetzen. Er trug eine einfache Uniform ohne Abzeichen.

Ich mußte mir Mühe geben, beim Anblick dieser jämmerlichen Szenerie den nötigen Ernst zu bewahren.

Mit spöttischem Lächeln begrüßte uns Himmler. Die Unterhaltung begann über seinen Gesundheitszustand; er richtete sogleich Fragen an mich, die sein persönliches Leben, seine Gesundheit und den Zeitpunkt, zu dem er wieder ganz hergestellt sein würde, betrafen. Die Unterredung nahm einige Zeit in Anspruch.

Dann begann Kersten von seinen Plänen zu sprechen; sein Vortrag klang halblaut, tonlos ohne jede Modulation. Seine Darlegungen boten Himmler sogleich Stoff, über Ehre, deutsche Größe und Treue zu dozieren, wobei er sich zu sagen erlaubte, daß die Slawen, Mongolen und Romanen nichts von Ehrbegriffen wüßten. – Als der Ausdruck Mongole fiel, konnte ich nur mit Mühe ein Lächeln verbergen. Gerade das hätte nicht ausgesprochen werden dürfen, denn Himmlers Auge wies die der Mongolenfalte ähnliche Lidfalte (Epikanthus) auf.

Kersten erwiderte nun aber erregt: »Im Falle meiner Freunde Wentzel und Dr. Langbehn brachen Sie aber, Herr Reichsführer, Ihr Ehrenwort; reden Sie doch nicht von großer Achtung der Deutschen vor der Ehre.« Himmler grinste und entschuldigte sich damit, daß der Volksgerichtshof in diesem Falle mächtiger gewesen sei als er und die vorgenommenen Untersuchungen auch eindeutig ergeben hätten, daß diese beiden Herren in ein Komplott verwickelt gewesen waren. – Das

war unzutreffend, denn Dr. Langbehn war schon vor dem 20. Juli 1944, und zwar in ganz anderem Zusammenhang und wegen einer *Lappalie* verhaftet worden.

Dann wandte sich Himmler wieder mir zu und sprach von den Prognosen seines eigenen Horoskops, nach denen ihm für den 9. Dezember 1944 ein Unfall vorausgesagt war.

»Denken Sie nur, Herr Wulff, am 9. Dezember wäre ich fast verunglückt. Ich steuerte an jenem Tage meinen Wagen im Dunkeln selbst, verfehlte den Weg und stürzte mit ihm einen etwa 40 Meter hohen Abhang hinab, auf das Geleise der Schwarzwaldbahn, just in dem Augenblick, als der Zug kam. Nur mit Mühe retteten wir uns. – Es ist doch eigentümlich, wie das Horoskop stimmt.«

»Herr Reichsführer, ich bin beruhigt; ich hatte nicht angenommen, daß die erste Rektifikation Ihrer Nativität brauchbar sei. Eine derartige Prognose beweist aber, daß es anscheinend gelungen ist, den genauen Zeitpunkt Ihrer Geburt zu bestimmen. Ich bin wirklich beruhigt; auf dieser Grundlage ließe sich jetzt weiter arbeiten. Ich bitte Sie aber auch dann, die weiteren Prognosen, die in nächster Zeit fällig werden, zu berücksichtigen und die Ratschläge im Zusammenhang mit dem von uns entworfenen ›Maiplan‹ zu beachten.« – Der Maiplan war ein Deckname, der zwischen Himmler, Schellenberg und mir vereinbart war. Kersten horchte, da er diesen Ausdruck nicht kannte, auf und blickte mich mit seinen großen Kinderaugen fragend an.

Himmler war seit Ende des Jahres 1944 mit seinem Stabsquartier, dem Zuge Steiermark, im Schwarzwaldgebiet. Dieses Gebiet war besonders geeignet, sich vor Tiefflieger- und Bombenangriffen zu schützen. Wurde Fliegeralarm gemeldet, ließ Himmler die sechzehn Wagen seines Zuges »Steiermark« in einen Tunnel der Schwarzwaldbahn fahren, um hier das Ende des Alarms abzuwarten. Manchmal stand sein Zug viele Stunden in diesem Tunnel und versperrte die Durchfahrt, so daß jeder Verkehr stocken mußte. Das spielte aber keine Rolle, Himmlers kostbares Leben wurde jedenfalls geschützt. –

»Sie werden ja von Herrn Kerstens Plänen schon gehört haben«, begann dann Himmler. »Was sagen Sie dazu?« Dazu war

wenig zu sagen; nach astrologischen Gesichtspunkten lagen keine Gründe vor, von diesen Plänen abzuraten, so daß ich dementsprechend meine Erläuterungen entwickelte.

»Ich kann unmöglich Herrn Kersten dergleichen Zugeständnisse machen. Er verlangt die sofortige Überführung einer großen Anzahl von Judenhäftlingen ins Ausland, was ohne die Zustimmung Hitlers nicht geschehen kann, denn der Transport dieser Masse von Häftlingen würde auffallen und vor Hitler nicht verheimlicht werden können. Dieser war entsetzt über die Judengeschäfte meiner SS-Leute und hat strengen Befehl erlassen, jeden zu erschießen, der künftig weiterhin Juden befreit. Ich kann Kersten aus diesem Grunde nur einen Teil der Punkte des mir vorgelegten Planes bewilligen.«

Kersten hatte mit Hillel Storch folgende Vereinbarung getroffen:

1. Die Versendung von Lebensmitteln und Medikamenten an die gefangenen Juden sollte zugelassen werden.
2. Die Zusammenziehung sämtlicher Juden in Speziallagern, die der Kontrolle des Internationalen Roten Kreuzes unterstellt wären, wobei der Jüdische Weltkongreß damit rechnete, die allmähliche Gesamtversorgung dieser Lager selbst übernehmen zu können.
3. Freilassung einzelner Personen an Hand besonderer Listen, die Kersten aus Schweden mitgebracht hatte.
4. Freilassung von inhaftierten Juden und ihre Überführung ins Ausland, besonders nach Schweden und in die Schweiz.

Bei diesen Abmachungen wurde eine Zahl von zehntausend Juden genannt. Die schwedische Regierung stand hinter dieser Aktion und hatte bereits in Lübeck ein Standquartier und eine große Anzahl von Omnibussen und Lastkraftwagen bereitgestellt. Die ersten drei Punkte bewilligte Himmler bedingungslos. Aber die Freilassung und Überführung von zehntausend Juden, zu denen noch andere Häftlinge, wie Schweden, Dänen, Norweger usw., hinzugerechnet werden müssen, verweigerte er hartnäckig. An diesem Vormittag stellte es sich

heraus, daß Kersten seit den Vortagen (etwa 2. März) nichts erreicht hatte; alle bisher angewandten Schliche hatten ihm nichts genützt. Jetzt befürchtete er, eine ernste Differenz mit Himmler zu bekommen, und sah die Durchführung seiner gesamten Schwedenpläne und damit die Erreichung der schwedischen Staatsangehörigkeit in Frage gestellt.

Auf meine Frage, warum Himmler diese auf den Listen verzeichneten Juden nicht freigeben wollte, antwortete er: »Das kann ich nicht, Herr Wulff, der Führer hat genaue Kenntnis von den Schweizer Judengeschäften. Kaltenbrunner hat darüber referiert, und Bormann unterstützte seine Ansicht. Mir sind in diesem Fall vollkommen die Hände gebunden. – Sie wollten mir jedoch, wie mir Herr Schellenberg mitteilte, die politische Lage nach dem neuen Welthoroskop für 1945 erklären«, lenkte Himmler von diesem unangenehmen Thema ab. Die Konstellationen im Mundan-Horoskop waren nicht ermunternd für Himmler. Die ersten beiden Quartals-Horoskope für 1945 zeigten katastrophale Konstellationen für das Hitlerreich an. Diese erklärte ich nun, wobei Kersten vollkommen uninteressiert für meine Ausführungen in seiner Sofaecke lehnte.

Er hatte bemerkt, daß seine persönlichen Wünsche bei Himmler unberücksichtigt blieben und ich ihn für seine Interessen, wie er es wünschte, nicht gefügig gemacht hatte. Seine Miene drückte weder Bitterkeit noch Sanftmut – vielleicht beherrschte Kühle oder gespielte Gleichgültigkeit, die physischer Trägheit zu entspringen schien – aus.

Die Unterhaltung begann sich nun um die Jalta-Konferenz zu drehen. Mir war von Himmler befohlen worden, diese nach astrologischen Gesichtspunkten auszuwerten. Die Konstellationen boten ein erschütterndes, geradezu niederschmetterndes astrologisches Bild, worüber ich rückhaltlos unverblümt sprach. Meine Darlegungen festigte und bekräftigte ich durch einen schriftlichen Kommentar. Die meisten Konstellationen der Jalta-Konferenz waren, bereits einen Monat bevor diese überhaupt stattfand, aus den Mundan-Horoskopen schriftlich niedergelegt worden.

Schellenberg hatte sich aber durch diese hoffnungslosen

Aussichten nicht entmutigen lassen und bedrängte Himmler, mit der üblichen Zähigkeit seiner Steinbocknatur, weiter mit seinen Plänen. Doch auch Schellenberg gegenüber gab Himmler nicht nach. Er konnte es auch nicht mehr, da sich die Differenzen zwischen ihm und Hitler ganz erheblich gesteigert hatten.

»Herr Reichsführer, warum führten Sie unseren Maiplan nicht aus? Noch jetzt könnte das Allerschlimmste abgewendet werden, und Sie selbst könnten Ihre Lage, ohne Rücksicht auf den Führer, verbessern.«

»Was Sie, Herr Wulff, und Herr Schellenberg verlangen, ist ein Treuebruch. Ich habe dem Führer Treue geschworen; Sie mögen es vielleicht sentimental finden, aber ich kann es nicht tun. Und bedenken Sie, haben Sie mit dem Aufstand der Masse gerechnet? Wie wird sie sich bei einem solchen Unternehmen, wenn ich ihren Führer festsetzen lasse, verhalten? Falls es zu Kämpfen, Zusammenrottungen und Widerstand in den Städten käme, würde ich diese durch meine SS zusammenschießen lassen – das wäre nicht das Schlimmste. Aber als Soldat habe ich Hitler Treue geschworen, und meinen Eid kann ich nicht brechen. Alles, was ich geworden bin, verdanke ich ihm. – Nein, meine Herren, das geht nicht, das kann ich nicht.« – Diese Sätze sprach Himmler mit ruhigem, gesetztem Ton. Er sah mich bei diesen Worten ernst an und fuhr fort:

»Sie sagen, daß die Konstellationen jetzt sehr negativ wären. Können Sie mir sagen, welche Teile Deutschlands unbesetzt bleiben? Was sagt Ihre Scheibe dazu?« Damit wies er auf meine Reisehilfsuhr, die für eine besondere Berechnungsart der Astrologie, um die rechnerischen Arbeiten hierfür zu erleichtern, eingerichtet war. Himmler hatte nicht mehr viel Zeit, die Lage war scheußlich ernst, und um ihn stand es schlecht. Wenn er jetzt nicht nachgab und auf seinem verrückten Standpunkt bestehen blieb, würde er mit in den Abgrund gerissen werden.

»Ich glaube, wir erklärten schon einmal, daß Sie durch einen Ihrer Getreuen schon längst unseren Plan hätten durchführen lassen sollen.« »Ja, ja«, unterbrach mich Himmler, »wer ist noch treu? Es wird jetzt ungemein schwierig sein, den Putsch

überhaupt durchführen zu lassen. Im Augenblick bin ich krank und fühle mich schwach. Militärisch könnte er ausgeführt werden, aber ich persönlich kann diese Aufgabe nicht übernehmen. Um diese Aktion gelingen zu lassen, müßte ich die wichtigsten Posten umbesetzen. Sämtliche Amtschefs, wie Kaltenbrunner, Müller, Ohlendorf usw., müßten ausgewechselt und durch meine zuverlässigen Leute ersetzt werden. Kaltenbrunner ist am wenigsten zuverlässig. Wenn ich diesen und Müller aber entfernen würde, würde Bormann sofort aufmerksam werden und seine Gegenmaßnahmen bei Hitler ergreifen. Kaltenbrunner würde auch sofort versuchen, eine Meldung hinter meinem Rücken an Bormann gehen zu lassen. Nein, diese Umbesetzung wäre heute zu gefährlich.«
»Herr Reichsführer, Sie könnten doch im letzten Augenblick die Umbesetzung vornehmen und Kaltenbrunner und die anderen Leute festsetzen lassen. Ich bin zwar kein militärischer Fachmann, aber ich nehme an, daß es nicht schwierig sein kann, dieses Vorhaben erfolgreich durchzuführen.«

»Und jetzt soll ich meinen Führer absetzen? Herr Schellenberg verlangt sogar, ich soll ihn beseitigen.« Nun verwies ich Himmler auf Hitlers Horoskop: »Hitler stirbt niemals durch ein Attentat oder durch Mörderhand. Seine Konstellationen weisen auf einen geheimnisvollen Tod. Sie könnten erfolgreich sein, wenn Sie ihn festsetzen.«

»Wie kann ich den Führer jetzt, wo er krank ist, festsetzen und verraten«, und dann folgte sein berühmter, schon so oft gehörter Satz: »Ich habe meine SS auf der Grundlage der Treue aufgebaut. Dieses Grundprinzip kann ich nicht aufgeben.« Und leiser, fast kläglich kam es dann von den Lippen des von Millionen Menschen gefürchteten Heinrich Himmler: »Ich mache Ihnen dieses Geständnis, meine Herren – ich kann es einfach nicht tun!«

Heinrich Himmler war ein hoffnungsloser Fall, und seine Worte waren dummes und ausweichendes Gerede.

Der Gedanke an die Erreichung eines übermenschlichen Zieles, als Lösung dieser grausamen, alles zerstörenden Kriegsgeißel, welche der gequälten Menschheit wieder Frieden und Geborgenheit brächte, kam Himmler nicht. Er, der Schwächling aus Eigenliebe, konnte sich nicht überwinden und aufraffen, Opfer, die von Millionen von Menschen, gewollt oder nicht gewollt, als selbstverständlich hingenommen wurden, auch von sich zu fordern und für sein Land, für Deutschland, das ihn geboren hatte, dem er durch seine Geburt Treue schuldig war, zu bringen. – Jene Kräfte, die aus Hingabe und Aufopferung an ein höheres Ziel geboren werden, aus dem festen, unerschütterlichen Glauben an dasselbe sich nähren und zu größten Taten befähigen, hatten sich ihm versagt. In seinem Gesicht waren keine Züge der Härte eingegraben, keine Züge der Entschlossenheit – durch Erlebnisse und Erkenntnisse geprägt – vorhanden. Kein athletischer Körper eines alten kampferprobten Soldaten erhob sich, um ehrlich und tapfer gegen ein Unrecht und einen Blutsumpf vorzugehen. Nein, Himmler verfügte weder über die Erkenntnisfähigkeit eines geistigen Menschen noch über die natürlich empfundene Empörung und Auflehnung eines einfachen, unverbildeten Mannes. Sein Antlitz bot als Fassade die Miene eines schmierig, spöttisch lächelnden, verlegenen Menschen. Wo war die Wurzel aller Opferbereitschaft, die er so oft von seinen SS-Männern verlangt hatte, wenn er sie in den Blutsumpf der Scheußlichkeit trieb, bei ihm zu finden, wo war der Wille hierzu? Selbst Menschen ohne jeden Scharfblick und ohne die Fähigkeit, in der Physiognomie eines anderen zu lesen, hätten erkennen müssen, daß dieser Heinrich Himmler – schwach, zaudernd, unsicher und schwankend – vor den erschütternden Schicksalsschlägen seiner deutschen Mitmenschen nicht haltmachte oder sich durch diese zu einer entscheidenden Tat antreiben ließ. Und dies nicht etwa, weil er grausam – nein, weil er indolent war aus moralischer Trägheit.

Nicht einmal sein eigenes, ihm bevorstehendes Los hatte seine Haltung verändern können.

An diesem Vormittag verschanzte sich Heinrich Himmler hinter seiner Führertreue, hinter aufgepusteten Jahrmarktballons seiner Verrücktheiten und Phantasien.

Vergeblich suchte ich bei ihm ein Merkmal grausamer Größe auszukundschaften. Sein Gesicht verriet keinen düsteren Ernst eines spanischen Bösewichtes. Kein Ausdruck des

Grimms jener Menschenschlächter der Französischen Revolution war zu finden. Heinrich Himmler bettelte fast kläglich, ihn doch mit solchem grausamen Ansinnen und der Forderung, endlich mit einem Manne Schluß zu machen, der Millionen seiner Volksgenossen ins Elend gestürzt hatte, in Frieden zu lassen.

Himmler war dem Element des Bösen verfallen und sein Sturz gewiß. Seine Lebenstage waren gezählt; seine Möglichkeiten, für dieses Leben zu wirken, erschöpft. Er mußte sich jetzt wirklich beeilen, wollte er für Deutschland noch etwas Positives schaffen und das Gräßliche, das durch seine Schuld von der SS ausgeführt worden war, mildern. Unabwendbar näherten sich ihm lebensbedrohliche Konstellationen, die in seiner Himmelsfigur aufgezeichnet waren. Mich stimmte diese ernste innere Gewißheit recht ernst; Himmler, der viel hätte dazu beitragen können, das Elend des deutschen Volkes zu mildern, tat nichts. Ich fühlte in jener Zeit, wie unerträglich dieser Zustand, die Möglichkeiten zu sehen und nichts ändern zu können, war. Eine starke innere Krise vom August 1944 hatte ich überwunden; nun türmte sich eine neue vor mir auf. Trotz der harten Kritik, die ich mir selber bei meinen Arbeiten gab, beruhigte mich am Ende der Gedanke, alles getan zu haben, was getan werden konnte, und keine Möglichkeit unversucht gelassen zu haben.

– Himmler lebte ein elendes Dasein, hinter Blutakten und Blutkarteien in seinem Hauptquartier im Vorgeschmack der Hölle. Geschmäht und verachtet in aller Welt, von seinem Feinde Joseph Goebbels seit Jahren als Bluthund verschrien, zum gemeinsten aller Geschöpfe gestempelt, war er jetzt in Hohenlychen der Unglücklichste von allen, der sanft bettelte: »Ersparen Sie mir weitere Erklärungen und Begründungen, ersparen Sie mir, Ihnen zu berichten, was ich in den letzten Monaten erlebt habe und durchleben mußte – ich kann nicht mehr!«

Er konnte seinen Führer nicht am Kragen packen und hinauswerfen: SS-Treue! Nicht Deutschland von dem Mann befreien, der versagt hatte. Ein Mann, der so wenig Herz hatte wie ein Tiger Mitleid mit seinem Opfer, das er frißt.

Auf seinem Lehnstuhl zusammengesunken, wirkte Heinrich Himmler wie eine Karyatidenfigur, die ein Baumeister der achtziger Jahre an einem kitschigen Bau anbrachte, der nun unter der Last der Blutfassade des »Tausendjährigen Hitlerreiches« keuchte. –

Kersten hatte während der ganzen Zeit kein Wort gesprochen. Ich wartete jetzt auf seinen Vortrag wegen einer endgültigen Entscheidung Himmlers zur Frage der zu befreienden Juden. Er aber schwieg; es war nicht diplomatisches, nicht undurchdringliches Schweigen – es war träges Schweigen, weil er einfach nicht weiterwußte.

Eigentlich hätte Kersten, wenn er der Unterhaltung aufmerksam gefolgt wäre, erkennen müssen, wie traurig es um seinen Patienten stand und wie elend er war. Himmler bedurfte eines Arztes, mehr noch eines Priesters, der ihm trostvolle Worte auf seinem schweren Weg in höllische Ungewißheit geben konnte. Kersten aber rührte sich nicht; er schwieg und überschlug in Gedanken die Geschäfte, die er machen konnte – oder diesmal nicht machen konnte –, wobei ihm sein Patient Himmler, der im Blutschwamm zu ersticken drohte und die Hölle schon vorher erlebte, nur ein Werkzeug seiner wichtigen Probleme in Schweden war. – Und Kersten – Arzt für manuelle Theraphie –, war er ein Werkzeug der Nächstenliebe, aber wo blieben seine heilenden Hände? Sie wären jetzt auch für Himmler in seiner Verlassenheit nötig! Aber nichts regte sich, weder innerhalb noch außerhalb Kerstens. Er saß geruhsam auf seinem Sofa, gleichgültig, kühl, mit vereisten Gefühlen, die im Arktisgebiet des Hitlerreiches nicht schmolzen.

Die Unterhaltung näherte sich jetzt dem Ende. Himmlers Gefasel von seiner Treue war eine Platte, die uns schon zu oft vorgespielt worden war. Ich empfand die drückende Atmosphäre des Raumes stärker als zuvor, die Enge wurde nahezu beklemmend. Mein Blick ging suchend aus dem Fenster, wo sich mir tröstend das erheiternde Bild der Vorfrühlingssonne bot, die über dem Park von Hohenlychen glänzte und leuchtete. Es war keine Zeit, mich trostlosen Betrachtungen über Himmlers Schicksal, das ich im Inneren meines Herzens ver-

graben mußte, und über die Sorgen um die Geschicke und Vorgänge auf unserem Planeten hinzugeben.

Am Vorabend des 11. März hatte ich in einem Buch der Hartzwalder Bibliothek einen Ausspruch Washingtons gelesen:

> »Es ist einer freien, erleuchteten und künftighin großen Nation würdig, der Menschheit die Weitherzigkeit und das noch neue Beispiel eines Volkes zu geben, das stets von erhabener Gerechtigkeit und Wohlwollen geführt wird. Wer kann daran zweifeln, daß im Lauf der Zeiten und Geschehnisse die Früchte einer solchen Haltung jeden vorübergehenden Nachteil reichlich aufwiegen werden, der durch ein standhaftes Festhalten an dieser Einstellung überwunden würde. Hat nicht die Vorsehung dauernde Glückseligkeit einer Nation an ihre Tugenden gebunden?«

... Himmler fragte, ob es etwas Wissenswertes und Neues aus Hamburg zu berichten gäbe. Schon früher hatte ich ihm einmal einen Bericht von den Verwüstungen im Werftgebiet von Hamburg übermittelt, und bei dieser Gelegenheit erfuhr er, daß die Berichte über die Zerstörungen, die ihm von seinen unteren amtlichen Stellen zugeleitet wurden, gar nicht den wirklichen Verhältnissen entsprachen.

Dann kamen wir auf die Kriegsproduktion zu sprechen. Die Herstellung von Flugzeugen war praktisch gänzlich zum Stillstand gekommen; Flugzeugmotoren wurden kaum mehr gebaut. Der heldenhafte Widerstand der deutschen Flieger gegen eine überlegene Luftmacht der Alliierten war unvorstellbar. In Himmlers Feldkommandostelle wurde viel von diesen Heldentaten geredet. Himmler war es bekannt, daß es kaum noch eine Flugzeugproduktion gab; trotzdem aber wurde den Soldaten und Untergebenen des Stabes erzählt, daß die Herstellung ungemindert weiterliefe, woran jedoch niemand, der die Vorgänge beobachtete, glaubte.

Himmler sprach von einer neuen Angriffsmethode der Luftwaffe, von fliegenden Raketen und Geschossen, die aus Kampfbombern abgefeuert wurden und von gewaltiger und verheerender Wirkung für die feindliche Luftwaffe sein sollten. Bereits im Frühjahr 1944 hatte er mir von dergleichen neuen Waffen erzählt, die damals im Modell vorhanden waren. Es war aber seit dieser Zeit eine ausreichende Produktion nicht erzielt worden, jedenfalls nicht in dem Maße, um ausschlaggebend für einen endgültigen Sieg sein zu können. Diese Bedenken äußerte ich jetzt und fragte, ob es nicht eigentlich schon zu spät wäre, sich an derartige Hoffnungen zu klammern. Dabei erinnerte ich an die vergangene Offensive des Generalfeldmarschalls von Rundstedt vom 7. Dezember 1944, wobei die erste Armee der USA-Truppen nach Belgien und Luxemburg zurückgeworfen wurde und eine Luftoffensive eingesetzt hatte, die verwirrend auf die alliierte Armee gewirkt hatte. Zu jener Zeit konnte man Himmlers Optimismus noch begreifen, aber jetzt war dieser nicht mehr angebracht und unsere Enttäuschung über sein Zögern groß.

Bei seinen mit Treue zum Führer begründeten Entschuldigungen erzählte er weiter von ganz gewaltigen V-Waffen, die eine enorme und ganz verheerende Wirkung ausüben sollten. Dies waren keine Phantasien, denn die Wirkung der V 1- und V-2-Waffen war damals ja schon allgemein bekannt und beunruhigte die britische Bevölkerung gewaltig. Auf meine Frage, ob davon ausreichende Waffenvorräte vorhanden waren, gab Himmler ausweichende Antwort. Es war also durchaus nicht sicher, damit einen Sieg zu erfechten. Nach weiteren Berichten sollten noch andere Geheimwaffen unmittelbar für die Massenherstellung fertig sein, was bei Himmler bewirkte, noch mehr mit dem Putschen zu zaudern und nichts Entscheidendes zu unternehmen.

Dann sprach er weiter von der gewaltigen Wirkung neuer Granaten, wie man sie sich gar nicht vorstellen könnte. Städte wie New York oder London sollten bei deren Anwendung einfach von der Erde verschwinden. – Dieser Bericht war nicht ganz unrichtig, nur die Alliierten waren damals bereits über den Rhein gegangen, und die Russen standen schon bei Küstrin, Stettin und im Oderbruch, und die Mark Brandenburg drohte vollends von ihnen besetzt zu werden.

Durch Kriminalrat und Obersturmführer Franz Göring hatte ich bereits im Frühjahr 1944 von diesen neuen Granat-

waffen und ihrer unerhörten Wirkung gehört. Es entsprach den Tatsachen, an den Atombombenwaffen wurde gearbeitet; wurden sie aber noch fertig, um wirkungsvoll in die Kämpfe gegen die Alliierten eingesetzt werden zu können? Wurde die Fertigstellung nicht gar verhindert – mit Absicht oder ungewollt?

Franz Göring wußte auch von einer Probebeschießung einer größeren Stadt zu berichten, die in der Nähe des Konzentrationslagers Auschwitz für dergleichen Experimente extra gebaut worden war. Die Wirkung der neuen Waffen sollte dort versucht und auch untersucht werden. Für diesen Zweck seien damals etwa zwanzigtausend Juden, zumeist Frauen und Kinder, in diese Stadt gebracht worden, die dort leben mußten. Eine einzige Granate sei dann in diese Siedlung hineingeschossen worden. Sie hatte eine Hitze von über 6 000 Grad entwickelt und die ganze Stadt mit allen Lebewesen im Nu zu Asche verbrannt. Solche Berichte gelangten auch selbstverständlich an Himmler. War es da ein Wunder, daß er sich an die Wirkung solcher Waffen klammerte? War es ein Wunder, daß er mit der Absetzung Hitlers zögerte?

Und so fragte er mich am Schluß unseres Gespräches nochmals über meine Meinung zur weltpolitischen Lage, die ich ihm in wenigen Worten skizzierte und damit enden ließ, daß ich ihn nochmals an unsere Abrede und an Schellenbergs Plan erinnerte. Dann verabschiedeten wir uns kurz, und es schien, als wenn Himmler beim Abschied gerührt war und ihm Tränen über seine Wangen liefen, was nach meiner Meinung die Folge einer Nervenzerrüttung war. Während der zweistündigen Unterhaltung hatte ich mit keinem Wort Probleme berührt, von denen Kersten mir vorher auf dem Wege nach Hohenlychen gesprochen hatte.

Der Dunstschleier, der bei der Hinfahrt über diesem schönen Seengebiet der Mark lag und die Landschaft in unbestimmte, fast unsichtbare Formen verschwimmen ließ, war ganz verschwunden. Die warmen Strahlen der Märzsonne hatten die Kühle vertrieben.

Wir hatten die Richtung nach Fürstenberg eingeschlagen. Als wir die Landstraße erreichten, gewahrten wir eine Unmenge von Trecks. Es waren nicht die ersten, die uns begegneten, aber bald folgte ein Elendszug ohne Ende.

Als wir am Spätnachmittag in Hartzwalde eintrafen, waren auch dort neue Trecks mit Flüchtlingen angekommen, die von Schandtaten der Russen an deutschen Frauen berichteten.

Auf dem Wege nach Hartzwalde hatte ich mir, da Kersten jede Unterhaltung vermied, einen Plan überlegt, um so schnell wie möglich nach Hamburg abfahren zu können. Ich hatte einen Grund ersonnen, der meine Abreise notwendig machte. Dieser war aber nicht mehr nötig, denn als wir eintrafen, wurde mir mitgeteilt, daß ein Blitzgespräch aus Hamburg eingetroffen war. Ich erhielt die Nachricht, daß in den Mittagsstunden des 11. März ein schwerer Tagesangriff auf Hamburg stattgefunden hatte, wobei auch das Notquartier des Herrn Zimmermann und seiner Frau vernichtet worden war. Er selber lag mit seiner Frau unter den Trümmern und wurde, wie ich später erfuhr, nur mit Mühe gerettet. Die meisten Einwohner des Hauses waren umgekommen. Ein Haus meiner Straße war in Flammen aufgegangen; das Nebenhaus teilweise durch schwere Bomben getroffen und meine Wohnung demoliert. Meine Frau bat mich, so schnell wie möglich nach Hause zu kommen, um einen Teil der beschädigten Sachen sicherzustellen. Diese Nachricht gab mir die Möglichkeit, in den frühen Morgenstunden des nächsten Tages Hartzwalde zu verlassen. Am Abend des denkwürdigen Tages hatte ich mit Kersten eine heftige Auseinandersetzung. Er war sehr erregt darüber, daß ich auf seine Wünsche nicht eingegangen war. Worauf ich schwieg und er sich ohne Verabschiedung in sein Zimmer zurückzog, wo er anscheinend an seinem Tagebuch arbeitete. Ich war entschlossen, Hartzwalde sogleich zu verlassen. Da aber ein Wagen fehlte, mußte ich doch bis zum frühen Vormittag des nächsten Tages warten. Die Zumutungen Kerstens noch länger zu ertragen, war mir nicht mehr möglich. Zumutungen, die er nur ob meiner Notlage auszusprechen wagte; ein KZ-ler war eben wehrlos und konnte von jedem Naziführer oder dessen Freunden nach Gutdünken ausgenutzt werden.

Dem Ende entgegen

Am 13. April, nach dem letzten und sehr schweren Bombenangriff auf Hamburg, kamen in den Nachmittagsstunden Anrufe von der Feldkommandostelle durch, mit dem Befehl, daß ich mich sofort nach Hartzwalde begeben sollte. Gleichzeitig wurde mir bedeutet, daß Himmler eine Gegenaktion starten lassen wollte. Eine Reparatur an dem mir vom Gut Hartzwalde gestellten englischen Wagen, dessen Besitzer ein Holländer war, verzögerte die Abfahrt um einen Tag. Wir fuhren in den Abendstunden des 14. April von Hamburg und erlebten bei Boizenburg einen schweren Tiefflliegerangriff. Zahlreiche Wagen – Lkw – lagen zertrümmert auf der Landstraße. Wir hatten unseren Wagen noch rechtzeitig unter ein Blätterdach stellen können. Es gab viele Tote und Verletzte. Am frühen Morgen des 15. April trafen wir in Hartzwalde ein. Sogleich teilte mir die Gutsverwalterin mit, daß ich mich für eine große Besprechung vorbereiten müsse, die Herr Schellenberg verlangt hätte. Außerdem wurde mir ein Geheimbericht übermittelt.

Der zu beurteilende Fragenkomplex Schellenbergs und Himmlers betraf die Reise Bernadottes, die Verhandlungen mit Churchill, Eisenhower oder Montgomery, deren Horoskope schon berechnet vorlagen. Die später stattgefundene Unterredung war äußerst spannend.

Gegen 10 Uhr trafen Schellenberg und Dr. Rudolph Brandt ein. Dr. Brandt überreichte mir bei seiner Ankunft mit Schellenberg eine Liste von nationalsozialistischen Persönlichkeiten, die eventuell für die Bildung einer neuen Regierung vorgeschlagen werden sollten.

1. Reichsleiter Martin Bormann, geb. 17. 6. 1900, Halberstadt,

2. Reichsminister Prof. Albert Speer, geb. 19. 3. 1905, Mannheim,
3. Reichsminister Dr. Arthur Seyß-Inquardt, geb. 22. 7. 1892, Stannern bei Iglau,
4. Reichsminister Graf Schwerin von Krosigk, geb. 22. 8. 1887, Rathmannsdorf (Anhalt)
5. Generalfeldmarschall Ferdinand Schörner, geb. 12. 6. 1892, München.

Inzwischen war auch Nachricht aus Stockholm eingegangen, daß Felix Kersten zu Verhandlungen mit Herrn Hillel Storch nach Deutschland kommen wolle.

Die astrologischen Arbeiten waren sehr mühsam und wurden fortgesetzt unterbrochen durch Anrufe aus der Feldkommandostelle und dem Hauptquartier.

Am 18. April 1945 kündigte Felix Kersten von Stockholm fernmündlich seine Ankunft mit Präsident Hillel Storch an. Dieser Tag war besonders aufregend, weil mir zugleich über Freunde, die ich in Amt VI hatte, gemeldet wurde, daß die SS-Führer, darunter Schellenberg, Dr. Brandt, selbstverständlich auch Himmler, eine Flucht oder einen Durchbruch nach Süddeutschland planten. Es handelte sich um den später bekanntgewordenen »Obersalzberg-Plan«. Himmler wollte in der Nähe der noch intakten Armee des Generals Schörner sein, und ich sollte diese Verlegung mitmachen. Es bestand der Plan, daß ich, falls ich mich weigerte, mitzufahren, zwangsweise in einem SS-Wagen gefesselt mitgenommen werden sollte. Über diese Nachricht war ich sehr erregt, weil der ganze Plan vollständig gegen die astrologische Entwicklung und ein falsches Unternehmen war.

Ich mußte mich nunmehr mit dem Problem des Durchbruchs nach dem Süden astrologisch beschäftigen. Diese Arbeit nahm längere Zeit in Anspruch. Außerdem traf am 19. April Herr Felix Kersten mit Herrn Masur in Hartzwalde ein. Es war also nicht Herr Hillel Storch, wie angekündigt, gekommen, um mit Himmler zu verhandeln, sondern sein Sekretär, Herr Norbert Masur – Vertreter des Jüdischen Weltkongresses der Zionisten und Sekretär des Präsidenten dieser Organisation, Hillel

Storch. Felix Kersten und Herr Masur benutzten bei ihrer Reise von Stockholm ein schwedisches Flugzeug bis Kopenhagen, wo sie umstiegen und eine deutsche Maschine benutzten, die sie nach dem Tempelhofer Feld/Berlin brachte. Geflissentlich betonte Herr Kersten in seinen Memoiren später die gewaltige Bedeutung und die Gefährlichkeit dieser abenteuerlichen Fahrt. Zumal Kersten nicht sehr heldenhaft war und vor den Russen große Angst hatte, ist zweifellos seine Reise deswegen recht bemerkenswert. Daß er diese Reise überhaupt unternahm, lag wohl daran, daß der tatsächliche Frontverlauf der Russen an der deutschen Ostfront in Schweden nicht genau bekannt war; denn Kersten wußte nicht, daß die Russen schon Vororte von Berlin besetzt hatten. Die Reise des Herrn Masur nach Berlin und Hartzwalde mußte streng geheimgehalten werden, da Himmler einen Verrat fürchtete und Bormann oder Hitler dazwischenfunken und Masur festnehmen lassen konnten. Herr Norbert Masur sollte unerkannt reisen. Dazu mußte der persönliche Referent Himmlers, Dr. Rudolph Brandt, einen »Sonderausweis« liefern, der auch eine Zusage sicherer Rückkehr nach Stockholm bedeutete. Herr Masur war von Hillel Storch bevollmächtigt, persönlich mit Himmler das aufgestellte Programm des »Jüdischen Weltkongresses« durchzusprechen und zu verhandeln.

Felix Kersten und Norbert Masur erreichten Hartzwalde in den späten Nachmittagsstunden. Am Vormittag war ein schwerer Bombenangriff auf Oranienburg niedergegangen. Auch in den nördlichen Vororten von Berlin waren ganze Viertel zerstört und niedergebrannt, so daß die Fahrt durch brennende oder zerstörte Häuserblocks führte. Die meisten Durchfahrtsstraßen waren noch mit Trümmern bedeckt, so daß der von Himmlers Fahrbereitschaft bereitgestellte Pkw – ein persönlicher Wagen des Reichsführers – auf Umleitungen und mit erheblicher Verspätung eintraf. Herr Masur hatte – und wahrscheinlich auch Herr Felix Kersten – zum ersten Mal ein Schreckensbild erblickt. Verängstigt und erschöpft von den mehrfachen Aufregungen und Erlebnissen und den qualmenden Verwüstungen ehemaliger menschlicher Heimstätten, waren sie in Hartzwalde eingetroffen. Herr Masur, ein kleiner,

zarter Jude mit schmalem Kopf und klugen Augen, war grünlich-weiß und schaute uns ängstlich und erschrocken an. Kein Wort brachte er bei der Begrüßung über seine Lippen. Kersten hatte seine frische Gesichtsfarbe ebenfalls verloren. Aber Kersten faßte sich schnell und fragte mich, ob Schellenberg schon anwesend sei. Kerstens Schwester Elisabeth und seine Sekretärin nahmen ihnen das Gepäck und ihre sonstigen Reiseutensilien ab. Als die Herren sich erholt hatten, stellte Kersten mich Herrn Masur vor. Selbstverständlich wurde ich nicht als Himmlers Astrologe vorgestellt, sondern als »Sanskritforscher« – so hieß es im Befehl Himmlers. Diese Unwissenheit machte mich verlegen, so daß ich versuchte, das Wort zu verbessern in »Sanskritist«; denn Sanskritologe war ich nicht.

Die Dunkelheit war inzwischen vollkommen, im wahrsten Sinne des Wortes; denn seit den mehrfachen schweren Bombenangriffen auf Oranienburg und Berlin am Vormittag waren Stromzuleitungen, Elektrizitätswerke wie auch Transformatoren-Werke zerstört. Wir saßen ohne Licht und ohne Radio-Nachrichten. Nur die »A-Leitung« zu Himmlers Hauptquartier und zur Fernleitung war noch intakt. An Schlaf war nicht zu denken.

Norbert Masur stammte aus einer Hamburger Kaufmannsfamilie, die Deutschland wegen des Hitler-Reiches schon vor 1938 verlassen hatte. Das Gespräch begann mit seinen Eindrücken, die er auf der Fahrt vom Tempelhofer Feld bis nach Hartzwalde empfangen hatte. Er war noch sehr aufgeregt und beunruhigt über die Schrecknisse und die brennenden Straßenzüge. Masur blickte zuerst Kersten an, wandte sich dann zu mir und sagte: »Meine Herren, wir« – damit meinte er die Juden – »sind quitt mit den Deutschen. Wir werden nichts unternehmen und uns nicht rächen. Das Nazi-Regime war für Deutschland ein sehr schlechtes Geschäft.« Kersten hatte schon früher einmal erzählt, daß Hillel Storch eine ähnliche Ansicht vertrat.

Die Unterhaltung kam nicht so recht in Fluß. Mir war Schweigen befohlen, und Kersten wartete mit Spannung auf ein Ferngespräch aus dem Hauptquartier Himmlers. So waren schon Stunden vergangen. Schellenberg ließ sich für nach-

mittags ansagen, um gewisse astrologische Dinge vorher mit ihm durchzusprechen, er kam aber nicht.

Um 2 Uhr morgens des 20. April traf dann endlich Schellenberg ein. Alle Verhandlungen wurden bei Kerzenlicht geführt. Die Räume waren spärlich beleuchtet.

Kersten nahm Schellenberg sogleich beiseite und zeigte ihm sein Programm sowie die Forderungen der schwedischen Regierung in Sachen einzelner Personen, die ausgeliefert werden sollten. Schellenberg schien sehr erschöpft und wurde schweigsam. Er sah müde, verbraucht und angegriffen aus und hatte seit Tagen nicht geschlafen. Ich zog mich zurück, um Schellenberg und Kersten bei ihrer Unterhaltung nicht zu stören. Später erfuhr ich von Schellenberg, daß er über die Forderungen Kerstens sehr ungehalten war. Kersten berichtete nur wenig über diese Unterhaltung, aber soviel konnte ich erfahren, daß der Reichsführer sich weigerte, den Schweden irgendwelche größere Konzessionen zu machen, bevor nicht die Zusammenkunft zwischen ihm und Eisenhower festgelegt war.

Himmler befand sich seinerzeit schon in einer üblen Lage; die Ereignisse überstürzten sich. Schellenberg versuchte Kersten davon zu überzeugen, daß es im Interesse Deutschlands läge, die in Norwegen stationierten Truppenteile durch Schweden durchzulassen, damit Verstärkung an die Ostfront käme. Es wurde nicht mehr viel gesprochen, da Schellenberg zu müde war und sich bald zur Ruhe begab.

Am nächsten Morgen wurde Schellenberg mit Masur bekannt. Nachdem Masur seine Forderungen ausgesprochen hatte, willigte Schellenberg unter gewissen Bedingungen ein. Diese Unterhaltung wurde durch ein Ereignis unterbrochen.

Im Laufe des Morgens gab es in der Nachbarschaft zwei sehr heftige Explosionen. In der Nähe des Gutes Hartzwalde befand sich – den meisten Besuchern unbekannt – ein Munitionslager, worin sich auch eine Abteilung befand, die Bombenblindgänger entschärfte. An jenem Vormittag hätte man Kersten und Masur beobachten sollen, welche Angst sich auf ihren Gesichtern eingrub – sie vermuteten nämlich einen Bombenangriff. Es handelte sich aber tatsächlich nur um die übliche Tageszeit, in der die Mannschaften der »Muna« die

Blindgänger entschärften – dabei waren es nicht einmal die größten.

Aus der Oderbruch-Gegend grollte Kanonendonner herüber, der manchmal einem Trommelfeuer glich. – Schellenberg erzählte mir, daß er den Unsinn der Geburtstagsfeier des »Wahnsinnigen« nicht mitmache, sondern lieber nach Hartzwalde gekommen sei. Er müsse aber noch nach Wustrow, Himmlers Hauptquartier, und ich sollte ihm doch einen Teil der Ergebnisse der vom Reichsführer verlangten Untersuchungen vorlegen. Sie betrafen folgende Fragen:

1. Auf das Ableben von Hitler legt Himmler großen Wert – wann wäre damit zu rechnen?
2. Gelingt Himmler das Unternehmen, den Waffenstillstand einzuleiten?
3. Gefahren für Hartzwalde durch Kriegsereignisse und weil die »Muna« in der Nähe?
4. Insassen von Hartzwalde abtransportieren lassen?
5. Von dem Bach-Zelewski, geb. 1. 3. 1899, ohne Stunde der Geburt, zu Lauenburg in Pommern,
6. v. Alvensleben, geb. 17. 3. 1901, vormittags, Halle.
7. Waltenhorst, geb. 14. 8. 1906, ohne Stundenangabe, Osnabrück.
8. Prof. Dr. Kurt Blome, Horoskop schon früher ausgeführt und vorhanden.
9. Baldur v. Schirach, geb. 9. 5. 1907

und die schon vorher gestellten Aufgaben über Bormann, Speer, Seyß-Inquardt, Schwerin von Krosigk und Schörner.

Als wir nach unserer Besprechung nach unten ins Herrenzimmer gingen, waren wir erstaunt über Kerstens Erregungszustand.

Mit Dr. Rudolph Brandt war am Vortage vereinbart worden, daß am 20. April die Verhandlung mit Masur stattfinden sollte, und nun war noch keine Nachricht eingegangen, ob und wann Himmler eintreffen würde. Kersten war darüber wütend,

und als Schellenberg die Möglichkeit einer Zusammenkunft mit Bernadotte erwähnte, tobte Kersten. »Ich Idiot, ich vermittle die Zusammenkunft zwischen Bernadotte und Himmler und sitze hier und warte!« Masur hielt sich bescheiden zurück, sprach überhaupt wenig. Da mir die Stimmung unter den dreien nicht behagte, zog ich es vor, mich auf meinem Zimmer in meine astrologischen Aufgaben zu vertiefen.

Gegen 2 Uhr des 21. April kamen dann Himmler und Dr. Rudolph Brandt. Herr Masur hielt sich zurück. Die Begrüßung auf dem Gutshofe von Hartzwalde fand in der Dunkelheit statt. Himmler, der größte Judenschlächter aller Zeiten, traf sich heimlich mit einem Vertreter des »Jüdischen Weltkongresses«, um Verhandlungen über Auslieferung von Juden zu führen und auch Möglichkeiten von Waffenstillstandsverhandlungen zu erwägen!

Zunächst sprachen Kersten und Himmler allein miteinander. Himmler lag daran zu erfahren, ob die Schweden den Durchmarsch der in Norwegen stationierten Truppen gestatteten. Von diesem Plan war schon seit Wochen gesprochen worden. Diese Aufgabe sollte Kersten in Stockholm übernehmen und versuchen, durch seine Verbindungen auf den schwedischen Außenminister Günther einzuwirken. Aber der schwedische Außenminister hatte diese Zumutung abgelehnt. Die schwedische Regierung war nur bereit, die in Norwegen stationierten Truppen in Schweden zu internieren, nicht durchzulassen – wiederum eine verlorene Partie für Herrn Himmler, und nur Hitler konnte den Befehl erteilen, die Truppen kapitulieren zu lassen. Nun stellte sich auch heraus, daß Kersten nicht einmal Verbindungen mit Eisenhower hatte, um mit Himmler Waffenstillstandsverhandlungen mit den westlichen Alliierten einzuleiten. Himmler hielt immer noch an seiner früheren Meinung fest, daß die deutschen Truppen sich mit den alliierten Truppen vereinigen müßten, um den Krieg gegen die Bolschewisten fortzusetzen. Auch an diesem Morgen erklärte Herr Kersten: »Dieser Krieg ist so gut ihr Krieg wie unserer.« Aber Kersten stand zu Graf Bernadotte in einem gespannten Verhältnis, und dieser wäre die einzige

Persönlichkeit in Schweden gewesen, eine Verbindung herzustellen. Kersten versuchte dies ebenfalls zu erklären. So bestand wenigstens noch Hoffnung für Himmler, über Bernadotte mit Eisenhower oder Montgomery verhandeln zu können. (Eine Zusammenkunft zwischen Bernadotte und Himmler hatte noch nicht stattgefunden, wie Kersten am Vortage fälschlich geglaubt hatte.) Diese Aussicht erleichterte Himmler etwas. Eine Zusammenkunft war für den nächsten Vormittag in Hohenlychen verabredet.

Die Meinung der meisten militärischen Sachverständigen zu jener Zeit ging dahin, die überflüssigen Truppen von Norwegen, Dänemark, Holland schnellstens zurückzuziehen und im Osten einzusetzen. Doch der »geniale« Feldherr, Adolf Hitler, war anderer Ansicht. Er befahl »aushalten, aushalten, keinen Meter weichen!«

Am Schluß der Unterhaltung sagte Himmler: »Vielleicht wird es bald einen Wechsel in der Führung geben.«

In dieser Nacht fand wieder ein schwerer Bombenangriff auf Berlin statt. Vom Balkon des Gutshauses auf Hartzwalde sah man in der Ferne das brennende Berlin. Schwarze dicke Wolken, vermischt mit Rauchpilzen der Bombentreffer, waren am Horizont sichtbar. Vereinzelt schien es, als ob unsere Flak noch schießen könne.

Himmler hatte in jener Nacht Herrn Masur versprechen müssen, Hitlers Befehl, sämtliche Juden in den KZ zu vernichten, nicht auszuführen. Himmler hat Wort gehalten und den größten Teil der Persönlichkeiten, die Kersten und Masur auf ihren Listen verzeichneten, freigelassen, soweit sie auffindbar waren. Niemand aber hatte Himmler Versprechungen gemacht, eine Begegnung mit Eisenhower herbeizuführen. Man hatte ihn auf den nächstfolgenden Tag vertröstet und diese Aufgabe dem Grafen Bernadotte zugeschoben. Himmler hat keine Juden mehr vernichten lassen. Zu Kersten soll er am Schluß dieser Besprechung gesagt haben: »Die Besten der Nation werden mit uns untergehen; was übrigbleibt, kann uns nicht interessieren! Mit dem, was noch von Deutschland übrigbleibt, können die Alliierten machen, was sie wollen!«

Als es tagte, gingen Himmler und Masur Arm in Arm in

der frischen Morgenluft im Park von Hartzwalde spazieren, ehe sie sich verabschiedeten. – Der Judenschlächter Himmler neben dem Juden Norbert Masur, dem Vertreter des »Jüdischen Weltkongresses«. – Himmler sagte: »Ja, wenn wir uns zehn Jahre früher kennengelernt hätten, Herr Masur, wäre es niemals zu diesem Krieg gekommen!«

Himmler stieg mit Schellenberg in seinen Wagen, der ihn nach Hohenlychen führte.

Dr. Rudolph Brandt regelte in den frühen Morgenstunden dieses Tages auf dem Gut Hartzwalde alle Vollmachten und händigte die dazu erforderlichen Beglaubigungen und Schriftstücke an Herrn Masur und Kersten aus.

Daraufhin zog Dr. Brandt sich auf sein Zimmer zurück und unterhielt sich mit mir über diesen denkwürdigen Tag. Wenige Stunden später – etwa gegen 11 Uhr – verließen Kersten und Masur Hartzwalde und traten ihre Rückfahrt nach Stockholm an. Kersten war böse auf mich und verabschiedete sich nicht von mir. Der Grund seiner Verstimmung lag darin, daß ich meine astrologischen Kenntnisse nicht dazu mißbrauchen lassen wollte, um bei Schellenberg wie auch bei Himmler nicht im Interesse Deutschlands, sondern in seinem persönlichen Interesse liegende Dinge durchzusetzen.

Kersten und Masur waren in einem Flugzeug über Kopenhagen nach Stockholm zurückgekehrt und konnten mit ihrem Erfolg zufrieden sein. Beiden war von Heinrich Himmler kein Haar gekrümmt worden. Himmler hatte Kersten für seine Massagebehandlung vieler Jahre und seine Hilfe reichlich belohnt. Gruppenführer Schellenberg kannte die Summen, die er für Kersten auf Befehl des Reichsführers Himmler aus seinen Devisenkonten und bei der Reichsbank beschaffen mußte. Manchmal war die Ausführung dieser Befehle für Schellenberg eine peinliche und unangenehme Aufgabe gewesen, Unannehmlichkeiten, von denen Kersten niemals zuvor etwas geahnt hatte oder bei deren Kenntnis ihm Bedenken gekommen wären. Für ihn war die Aktion der Judenbefreiung ein glattes Geschäft und ein einträgliches Geschäft im Spiele der großen Politik.

Heinrich Himmlers letzte Befehle

In den frühen Morgenstunden des 24. April 1945 kam über die Amtsleitung meines Fernsprechers ein Anruf aus Lübeck. Himmler war persönlich am Apparat und sehr aufgeregt. Schellenbergs kluge und umsichtige Sekretärin hatte diese Verbindung (wie ich kurze Zeit darauf erfuhr) hergestellt. Himmler forderte, ich solle sofort nach Lübeck kommen und die über verschiedene Herren der Regierung ausgeführten Horoskope mitbringen. Mir war dieser Befehl unklar, denn die SS war bereits im Abzuge begriffen, und es stand kein Fahrzeug zur Verfügung. Dann erzählte Himmler am Telefon, es sei soeben eine Nachricht aus Hartzwalde eingetroffen, wonach die Flüchtlinge und das Personal dort in Gefahr seien. Diesen Fall sollte ich sogleich astrologisch untersuchen und ihm mein Ergebnis auf dem gleichen Wege zuleiten. Er wollte wissen, ob es besser sei, Hartzwalde zu räumen, oder Kerstens Personal dort zu lassen. – Schon früher hatte Kersten Himmler immer in dem Glauben gelassen, daß die Russen »harmlos« seien, und betont, wenn er durch seine Angestellten auf seinem Gute die schwedische Fahne hissen ließe, würde dort niemandem etwas passieren.

Den Leuten in Hartzwalde mußten nun, nachdem sie von Flüchtlingen hörten, wie sich die Russen bei ihrem Vormarsch benahmen und welche Verbrechen und Grausamkeiten sie begingen, doch Bedenken gekommen sein.

Ich hatte über diese Angelegenheit bereits mit Himmlers Adjutanten Brandt am 21. April, gelegentlich seines Besuchs in Hartzwalde, eine längere Konferenz gehabt.

Brandt hatte damals zugesagt, Hartzwalde räumen zu lassen, denn ich hatte aus einem persönlichen Gespräch mit Herrn Masur erfahren, wie die Russen in Polen, Schlesien und Ostpreußen gehaust hatten. In Schweden waren aus jenen

Gebieten Flüchtlinge angekommen, die schreckliche Dinge berichtet hatten.

»Was würden Sie tun, Herr Masur«, hatte ich gefragt, »würden Sie in Hartzwalde bleiben oder nach dem Westen gehen?«

»Auf keinen Fall würde ich hier bleiben, sondern sofort abreisen; in die Hände der Russen möchte ich nicht fallen«, war seine Antwort gewesen.

Kersten hatte allerdings andere Anordnungen getroffen. Nach seinem Plan sollten seine vertrauten und ergebenen Diener nebst seiner Schwester Elisabeth dort in Hartzwalde bleiben.

– War es Kerstens Absicht gewesen, durch seine optimistischen Reden über die Russen seine Leute zu beeinflussen, auf dem Gute zu bleiben und sein Besitztum schützen zu lassen? –

So richtete ich an Himmler die Bitte, er möchte veranlassen, Lastkraftwagen nach Hartzwalde fahren zu lassen, um die dortigen Flüchtlinge nach Hamburg oder Schleswig-Holstein transportieren zu lassen. Lastkraftwagen standen jedoch nicht mehr zur Verfügung; es bestand aber die Möglichkeit, daß eventuell die Schweden, die vom Roten Kreuz Lastkraftwagen und Omnibusse in großer Zahl für den Rücktransport von Häftlingen und Flüchtlingen eingesetzt hatten, diesen Transport ausführen würden. Von Lübeck, wo sich eine Zentralstelle des schwedischen Roten Kreuzes befand, war es verhältnismäßig leicht, diese Aktion ins Werk zu setzen.

Am 25. April, abends, traf dann auch mit erheblichen Verzögerungen nach einer abenteuerlichen und sehr gefährlichen Fahrt eine Wagenkolonne mit Flüchtlingen und dem Personal von Hartzwalde ein. Die schwedischen Wagen waren von Tiefliegern in der Nähe von Schwerin beschossen worden, wobei drei Schweden getötet und die Wagen beschädigt wurden. Die Flüchtlinge wurden in Quartieren, die das schwedische Rote Kreuz eingerichtet hatte, untergebracht.

Wenn diese Begebenheit auch nicht zu den wichtigsten Ereignissen dieser letzten Monate zählt, so war daran doch immerhin bemerkenswert, daß Himmler, der sonst nie eine Vorsichtsmaßnahme außer acht ließ, diese fallenließ und Befehle über eine gewöhnliche Fernsprechleitung durchgab. Die

Verwirrung war bereits so groß, daß die reguläre Geheimleitung nicht mehr benutzt werden konnte.

Aus den zum Teil verworrenen Reden Himmlers bei seiner telefonischen Durchsage merkte ich, daß sich die allgemein ausbreitende nervöse Unruhe und Spannung auch bereits bei ihm bemerkbar machte und nicht ohne Wirkung war.

Vom 28. März bis 9. April 1945 hatte Graf Bernadotte wegen des Rücktransportes von KZ-Häftlingen das KZ Neuengamme besucht und die Verpflegung dieser Häftlinge eingeleitet. Diese Gelegenheit hatte Kersten, auf Betreiben von Schellenberg, benutzt, um eine Zusammenkunft zwischen dem Grafen Bernadotte und Himmler zu vermitteln. Diese Zusammenkunft fiel in die Zeit, in der Kersten mit Herrn Masur eine Zusammenkunft hatte.

Nachdem Kersten und Masur nach Stockholm zurückgekehrt waren, hatte Schellenberg sich nach Flensburg-Mürwik und Dänemark begeben und mit Dr. Best wegen des Rücktransportes der in Norwegen und Dänemark befindlichen deutschen Truppen Verbindung aufgenommen.

Bei der Zusammenkunft mit Bernadotte hatte Schellenberg den Grafen gebeten, sich zu Eisenhower zu begeben, um über die Möglichkeit einer Kapitulation an der Westfront zu diskutieren. Dies war zu einem Zeitpunkt, wo das Dritte Reich in Agonie lag, eine lächerliche Zumutung an Bernadotte. Himmler bildete sich ein, daß jetzt, nachdem eineinhalb Jahre vergangen waren und er seinen Putsch immer noch nicht durchgeführt hatte, die Alliierten verhandlungsbereit sein und mit ihm ein Abkommen schließen würden, um gemeinsam gegen den Osten zu kämpfen.

Himmler wußte von den schweren Differenzen zwischen Churchill und Stalin und setzte hierauf seine Hoffnung. Ein Waffenstillstand wäre aber nur mit der Beseitigung Hitlers möglich gewesen, und selbst dann wäre es den Westmächten niemals eingefallen, Himmler in seinem Amt zu lassen. Er hätte allenfalls für eine kurze Zeit des Überganges die ordnende Führung zu einem Frieden übernehmen können. Darüber war sich Himmler auch zuweilen klar. Aber durch sein ewiges Zögern wurde deutlich, daß er niemals ein Staatsmann

oder Politiker großen Formats war, der die politische Lage übersah und beherrschte und der das getan hätte, was schon lange notwendig war: die Abdankung Hitlers zu verlangen oder mit Gewalt durchzusetzen und zugleich die Waffenstillstandsverhandlungen zu eröffnen.

Aber Himmler schwankte in seiner eigenen Schwäche hin und her und entschuldigte sich mit einer falsch angebrachten Treue. Er war sich der unerhörten Verantwortung, die er dem deutschen Volke gegenüber hatte, überhaupt nicht bewußt, sonst hätte er wohl seinen intakten SS-Apparat diesmal in Bewegung gesetzt, um das große Unglück, das hereingebrochen war, zu beendigen; statt dessen gehorchte er blindlings Hitler, der außerdem, wie das Ausland dem deutschen Volke vorwarf, auf die Verfassung einen Meineid geschworen hatte.

Himmler hätte Maßregeln ergreifen können, die dem deutschen Volke von Nutzen gewesen wären und schließlich auch seine Stellung und seine ungeheuren Bluttaten in ein anderes Licht gerückt hätten. Jetzt endlich, wo die Alliierten den Sieg sozusagen in der Tasche hatten, wollte Himmler putschen und den Waffenstillstand einleiten. – Es ist das Erbärmlichste, was sich je in der Geschichte eines Volkes abgespielt hat. – Die entsprechende Antwort kam auch von Bernadotte am 27. April, nach der die Alliierten, die Westmächte, jede Verhandlung mit Himmler ablehnten.

Schellenberg aber erreichte wenigstens noch, daß Himmler ihn beauftragte, ein persönliches Schreiben Bernadotte zu übergeben. Dieses Schreiben wurde dann sehr geschickt von den Schweden durch die Auslandspresse an die Öffentlichkeit lanciert, so daß die Verhandlungsbemühungen nicht mehr zu verheimlichen waren. Hierdurch geriet Schellenberg in eine unangenehme Lage.

Ohne sich selbst bloßzustellen, hatte Himmler wieder einmal einen Dritten vorgeschoben, wobei er sich diesmal allerdings verrechnet hatte. Wären die Verhandlungen zwischen Bernadotte und Schellenberg positiv verlaufen, wäre Himmler der große Mann gewesen, der der Welt den Frieden gebracht hatte; schlugen sie aber fehl, mußte Schellenberg herhalten

und befürchten, von Himmler liquidiert zu werden. – Immer das gleiche Verfahren!

Bevor Schellenberg diese letzte Botschaft den Schweden übergeben wollte, hatte er mich befragt, wie die Konstellationen für ein solches Unternehmen beschaffen seien und ob er jetzt seine Verhandlungen vorantreiben solle, oder ob er nicht dadurch in Gefahr käme, daß Himmler ihn erschießen ließe.

Seine Nativität lag in erschöpfender Fassung vor. Sein Ableben stand zu dem Zeitpunkt dieses Unternehmens nicht bevor, so daß mit ruhigem Gewissen Schellenberg geraten werden konnte, die Verbindung mit den Schweden nochmals aufzunehmen. Später hatte er eine vorteilhafte Periode zu erwarten. Die Veröffentlichungen in der schwedischen Presse konnten ihm also nicht zum Verhängnis werden. Aber zunächst würde Himmler trotzdem Schellenberg beschuldigen, er sei mit seinen Verhandlungen zu weit gegangen.

Dies war die Lage, als ich am 28. April 1945 zu Himmler nach Lübeck befohlen wurde. Ich wurde von SS-Soldaten und Buchwald, dem Privatfahrer von Schellenberg, in einem neuen karminroten Mercedes abgeholt. Die Fahrt nach Lübeck glich einem echten Fronterlebnis. Auf den Landstraßen erblickte man durch Tiefffliegerangriffe zerschossene und ausgebrannte Wagen. Verwundete, die sich aus den brennenden Wagen gerettet hatten, lagen am Straßenrand oder schleppten sich mühselig weiter, bis Vorüberfahrende sich ihrer erbarmten und sie mitnahmen.

Hinter dem Bahnhof Ahrensburg in Richtung Oldesloe waren die Schienenstränge aufgerissen und Züge entgleist. Zerschossene und von Bomben zertrümmerte und zerstückelte Eisenbahnwagen lagen umher; Eisenteile waren durch die Luft gewirbelt und auf den anliegenden Wiesen gelandet. Die Frühlingssonne beleuchtete die gespenstische Szene.

In den späten Abendstunden erreichten wir Lübeck. Buchwald setzte mich am Hotel »Danziger Hof« ab. Dort waren vorübergehend der Stab des Amtes VI und Schellenbergs Büro untergebracht. Anwesend waren Schellenbergs Adjutant und der Sohn des Schweizer Alterspräsidenten Musy. Sie berichteten aufgeregt von den Schäden, die die Royal Air Force in der

Umgebung angerichtet hatte, und jetzt wurde mir auch bekannt, daß einige Wagen der Schwedenkolonne durch Tiefflieger beschädigt worden waren. Stunden waren vergangen, als Schellenberg eintraf.

»Sehen Sie zu, daß Himmler mich nach Stockholm schickt. Haben Sie alle Mappen bei sich?« Mit diesen Worten begrüßte er mich. Schellenberg sah sehr angegriffen und übernächtig aus, zitternd hielt er meine Hand und sah mich lächelnd an, um seine Angst zu verbergen. –

Dann ließen wir uns in ziemlich abgenutzten Korbsesseln, die bei jeder Bewegung knarrten und deren Geflecht lose von den Lehnen herabhing, auf befleckte und beschmutzte Kissen nieder. Der Raum, in dem wir saßen, war unsauber und ungepflegt und wurde durch trübes Licht spärlich beleuchtet. Eine traurige, abstoßende Atmosphäre, die uns die Trostlosigkeit jener Tage noch bewußter werden ließ.

Schellenberg war in hoffnungslosen Gedanken versunken. Nun erfuhr ich auch, daß er und nicht Himmler angeordnet hatte, mich nach Lübeck zu holen. Niemand dort im Amte wußte, welche Schwierigkeiten ihr Chef hatte. Das war aus den Unterhaltungen zu entnehmen, die ich mit dem Sekretär Schellenbergs, seinem Adjutanten F. Göring und dem wohlbeleibten, stets lustigen Dr. Schmitz und anderen Herren führte. Überall wurde in den Räumen eilig gepackt, wurden Lebensmittelkisten hin und her getragen. Telefone klingelten, Adjutanten, SS-Soldaten und Ordonnanzen rannten umher, derweil Schellenberg anfing, von seinen Sorgen zu berichten:

»Die Westmächte lehnen weiterhin jede Verhandlung mit Himmler ab; eine bedingungslose Übergabe der Wehrmacht und ein Waffenstillstand sind unannehmbar. – Wie soll das jetzt noch weitergehen? – Die Auslandsöffentlichkeit ist von Reuter über unsere Verbindung mit den Schweden und die Botschaft Himmlers unterrichtet. Was soll ich jetzt dem Reichsführer sagen?«

Ich suchte in meinen Mappen nach dem Material, das ich zur Beantwortung solcher Fragen nach astrologischer Technik benötigte.

»Himmler wird mir vorwerfen, ich hätte ihn in eine sehr

peinliche Lage gebracht, denn Hitler wird ihn jetzt seiner Ämter entheben. – Jetzt bricht alles zusammen!«

Nicht ein Wort von seinem eigenen Schicksal, dem seiner Familie, seiner hübschen Frau und seiner kleinen Kinder kam über Schellenbergs Lippen. Als ich ihn darauf ansprach, entgegnete er nur kurz und nervös: »Was aus mir wird, ist nicht so wichtig. Ich habe noch eine Chance. Wenn der Reichsführer mich nach Stockholm mit einer Botschaft, die den Rücktransport unserer Truppen von Norwegen betrifft, entläßt, werde ich im Zusammenhang mit dieser Aufgabe versuchen, mit Bernadotte noch etwas durchzudrücken. Der Dicke (damit meinte er Felix Kersten) wird ja wohl kein Interesse mehr an unserem Laden haben, so daß es keinen Zweck haben wird, mit ihm in Verbindung zu treten.« Aus diesen Worten klang tiefe Verbitterung. Darauf Schellenberg weiter: »Der Reichsführer wird mit Ihnen jetzt von dieser Sache sprechen; er sucht nach einem Ausweg.« Worauf ich sagen mußte, daß jetzt wenig zu ändern wäre und ich höchstens versuchen würde, ihm einige tröstliche Worte zu sagen. »Aber ich werde versuchen, mit ihm die Einstellung der Feindseligkeiten in Norwegen und Dänemark durchzusprechen. Sie können dann die Verhandlungen wegen des Abtransportes unserer Truppen in Norwegen führen.«

Schellenberg bedauerte, daß die Schweden einen Rücktransport durch ihr Gebiet abgelehnt hatten, und erzählte weiter, daß Himmler auch jetzt noch hoffte, daß eine günstige Lösung durch Hitlers Tod eintreten würde. – Wirklich die billigste Lösung und die einfachste Art, um als »ordnender Faktor«, wie Himmler stets in solchem Falle zu sagen pflegte, noch eine Zeitlang als Nachfolger weitermachen zu können! Ja, er verstieg sich sogar so weit, eine neue Partei gründen zu wollen. – Dr. Brandts Ausführungen hierüber, die ich zu einem früheren Zeitpunkt in Hartzwalde einmal anhören mußte, waren vollständig verrückt. Damals hatte Dr. Brandt mir eine Liste von hohen Polizeiführern, Diplomaten und Generälen zum Zwecke einer astrologischen Begutachtung gereicht. Er wollte wissen, ob diese Herren für Himmler und seinen Plan einer neuen Partei geeignet seien.

War es möglich, daß Himmler immer noch glaubte, mit den

Westmächten ein Bündnis schließen zu können, um gemeinsam gegen die Russen vorzugehen? Konnte er immer noch so überzeugt von sich sein und glauben, daß die Westmächte ihn mit offenen Armen empfangen würden?

Immer wieder berief er sich darauf, daß Eisenhower ja seine SS-Zeitschrift lese und mit seiner SS und seinen SS-Truppen sympathisiere. – Solche Aussprachen waren kein Optimismus mehr, das war schon Dummheit, völliges Verkennen der wirklichen kriegspolitischen Lage nach dem Jalta-Abkommen. Es war nicht einmal Illusion, es war verrückt. – Wenn Schellenberg auch erreicht hatte, daß Bernadotte mit Himmler verhandelt hatte, und er trotz des niederschmetternden Ergebnisses diesen Versuch nochmals wiederholen wollte, so war dies im Grunde nicht mehr als eine tröstende Geste, wie sie ein Arzt einem Sterbenden erweist, um ihm durch gütiges Zureden den letzten Weg zu erleichtern; denn Bernadotte war nur an der Erledigung seiner Interessen, die in der Durchführung der Aufgaben des Roten Kreuzes bestanden, wobei er Himmlers Hilfe gebrauchen konnte, gelegen. An eine Rettung Himmlers dachte er überhaupt nicht.

Nachdem Schellenberg seine Ausführungen beendet hatte, schlug ich vor, mich nunmehr eine Stunde zurückzuziehen, um in Ruhe die Horoskope nach den gestellten Aufgaben und Fragen durchzusehen und zu prüfen. Auch wollte ich vor dem Gespräch mit Himmler mich noch eingehender über den Verlauf der nächsten Tage und über die fällig werdenden Konstellationen informieren und mir diese gut einprägen, denn nach den aufregenden, durch die vielen Hin- und Herreisen überaus anstrengenden Tagen drohten meine Nerven und physischen Kräfte nachzulassen, so daß diese Stunde des Alleinseins dringend notwendig war, um mich aufzufrischen und Himmler in einem Zustand geistiger Sammlung entgegentreten zu können. Etwa nach einer Stunde setzte ich Schellenberg meinen Plan auseinander. Schellenbergs Horoskop zeigte keine augenblicklichen Konstellationen für eine Lebensgefahr, sondern die einer Reise an, so daß ich ihm raten konnte, sich für eine Fahrt nach Schweden vorzubereiten und sich zu überlegen, welche Leute ihn begleiten sollten.

Dann nahmen wir einige Erfrischungen und einen kleinen Imbiß zu uns. Schellenberg befahl darauf seinem Fahrer Buchwald, uns zum Wehrkommando zu Himmler zu fahren.

Als wir durch die Hotelhalle schritten, die dem überfüllten Wartesaal eines Durchgangsbahnhofes glich, wehte uns eine dumpfe warme Wolke übler Ausdünstungen verschwitzter und verschmutzter Menschen entgegen, die schon tagelang nicht mehr aus ihrer Kleidung gekommen sein mußten. Flüchtlinge saßen mit vor Übermüdung auf die Tischplatten gesunkenen Köpfen da und versuchten zu schlafen, oder sie hockten erschöpft auf ihrem Gepäck und warteten auf den Weitertransport; dazwischen schimpfende Unteroffiziere und der Ton scharfer Kommandostimmen. Ein wüstes Durcheinander!

Wir fuhren in der gleichen Richtung, in der wir einige Tage zuvor, als Himmler seinen Wagen selbst steuerte, gefahren waren. Unter den Mitfahrenden herrschte bei dieser Fahrt größte Uneinigkeit, denn Himmler hatte befohlen, daß General Steiner einen Angriff wagen sollte, worüber Schellenberg entsetzt war. Da er militärisch ungeschult war, galt seine Meinung allerdings wenig. Die militärischen Sachkundigen der SS wie auch Himmlers militärischer Adjutant Grothmann waren der Ansicht, daß jedes Blutvergießen nunmehr nutzlos sei.

Unterwegs erzählte Schellenberg, daß es seit einigen Stunden sehr ernst mit Hitler stünde. Er sei von der ganzen Welt abgeschnitten, so daß man nicht mehr wisse, ob er noch am Leben sei. »Sie sagten ja in Ihrem Horoskop, daß er Ende April sterben würde. Nach den letzten Berichten steht es tatsächlich körperlich und seelisch schlecht um ihn. Trotzdem befolgt seine Umgebung noch blindlings seine Befehle.«

Hermann Göring konnte nicht mehr gefährlich werden; seine Konstellationen waren miserabel. Das war schon zu einem früheren Zeitpunkt ermittelt worden und über Dr. Brandt an Himmler geleitet worden. Göring wurde unter SS-Bewachung auf Befehl Hitlers in Mauterndorf gefangengehalten. Außerdem war er auch viel zu träge, um noch durchgreifende Maßnahmen zu ergreifen.

Die Reuternachrichten von Himmlers Verhandlungen mit dem Grafen Bernadotte wurden in alle Welt hinausposaunt. Jetzt würde nur noch kurze Zeit vergehen, bis Hitler diese Vorgänge unterbreitet bekäme. Heute wissen wir nach Hanna Reitschs Bericht, daß er, als ihm die Nachricht von Himmlers Verrat überbracht wurde, wie ein Verrückter tobte. Hanna Reitsch sagte: »Er wurde purpurrot, und sein Gesicht war fast unkenntlich.«

Bis jetzt ist noch nicht bekanntgeworden, wie die Konferenz zwischen Bormann, Goebbels und Hitler ausfiel. Bormann soll noch leben; vielleicht erfährt die Welt später mehr über diese Verhandlung.

Zu dem Zeitpunkt, als meine Unterredung mit Himmler stattfand und er weitere astrologische Gutachten einholte, schrieb Hitler sein Testament und heiratete Eva Braun.

Am 26. April war mir durch Schellenbergs Büro und später nochmals durch Herrn Dr. Rudolph Brandt die Aufgabe übermittelt worden, zu untersuchen, ob Hitler Berlin verlassen würde. Es bestand die Absicht, mit einem Flugzeug Berlin in Richtung Berchtesgaden zu verlassen oder mit einer SS-Panzerdivision nach dort durchzubrechen. Wie alles andere war auch dieses ein verrückter, der höchsten Verzweiflung entsprungener Plan, der wieder aufgegeben wurde.

Nachdem wir durch die Straßen der näheren Umgebung Lübecks gefahren waren, kamen wir durch ein Labyrinth von Wagen, Baracken und Sperren und hielten vor einer dieser Baracken. Wachen grüßten kurz, einige zackige Befehle ertönten. Dann durchschritten wir enge, von bläulichem Licht schwach erhellte Korridore, die in der Mitte der Baracke lagen. Von links hörte man Diktieren, aus den Räumen rechts aufgeregtes Debattieren. Dazwischen Geklapper von Geschirr und Gläsern. In der Baracke herrschte eine unerträgliche Hitze, da eine Lüftung durch die Verdunkelungsvorrichtung an den Fenstern unmöglich war. Eine Ordonnanz öffnete eine Tür. Als wir den Raum betraten, fielen mir Bilder von Landsknechten aus den Bauernkriegen, mit gewaltigen Federbüschen an den Hüten und gefährlichen abschreckenden Waffen, auf.

An den Wänden entlang waren Holzbänke angebracht, deren Rückenlehnen in der Holztäfelung der Wände verliefen. Auch unter den Fenstern waren Wandbänke eingebaut. Links davon befanden sich einige Bettstellen. In der Tiefe des Raumes, ebenfalls von Bänken umrahmt, stand ein großer eichener Tisch. Wir mußten warten und betrachteten zunächst die Bilder an den Wänden. Nachdem wir uns auf die Wandbänke gesetzt hatten, repetierte Schellenberg nochmals alle Punkte, die in dem Gespräch mit Himmler durchgenommen werden mußten.

Mitternacht war vorüber, ein Entwarnungssignal belehrte uns, daß auch der letzte Fliegeralarm zu Ende war. Schellenberg schien zuversichtlicher geworden zu sein und machte nicht mehr den deprimierten Eindruck wie am frühen Abend.

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen, und Himmler, mit einer Zigarre im Mund, begleitet von seinem militärischen Sachverständigen, trat in den Raum. Ich wurde dem General vorgestellt. Wir begrüßten uns mit einer knappen Verbeugung. Der General sprach noch einige Worte mit Himmler und verließ uns. Nun forderte Himmler uns auf, Platz zu nehmen. Er selber setzte sich an das obere Ende des Tisches. Rechts davon saß Schellenberg; ich nahm an seiner linken Seite Platz. Himmlers Gesicht war geschwollen und gerötet; seine Augenlider waren wund. Er kam gerade vom Essen und roch etwas nach Schnaps. Grinsend hatte er uns begrüßt.

Ich beobachtete ihn scharf und wartete gespannt, was jetzt kommen würde. Zunächst forderte er Schellenberg zum Bericht auf. Die Pressenotiz hatte ihn sehr erregt, und er war davon überzeugt, daß Hitler ihn absetzen, seiner sämtlichen Ämter entkleiden und festnehmen lassen würde. Er wollte von mir wissen, was die Konstellationen seiner Nativität dazu sagten.

Der große Tisch nahm meine Utensilien auf. Ich breitete die Nativität und die Diagramme Himmlers aus, um daraus die Konstellationen, die für die Beantwortung notwendig waren, abzulesen. Ich legte Notizzettel und Tafeln bereit, wenn auf Grund besonderer Fragen Ergänzungsrechnungen ausgeführt werden mußten, und jetzt geschah etwas, das ich nur mit großer Scheu und in aller Bescheidenheit, der Wahr-

heit gemäß, ganz kurz und einfach berichten kann. Mit erregter Stimme, in der Reue mitschwang, begann Himmler zu sprechen: »Ich erkenne jetzt an, Herr Wulff, daß Sie mich aufrichtig warnten und mir rieten, Hitler festzusetzen und über die Engländer Waffenstillstandsverhandlungen einzuleiten. – Es ist jetzt alles zu spät. – Damals, als Sie mir rieten, war der Zeitpunkt durchaus richtig. Sie meinten es nicht schlecht.«

Himmler wurde immer erregter, bis es angsterfüllt von seinen Lippen kam: »Hitler wird mich jetzt festnehmen lassen.« Dieser Ausspruch war eine Gelegenheit, um auf Schellenbergs Plan und das eigentliche Thema überzugehen. Aber hochgradig erregt, bleich und verstört, ließ er uns nicht zu Worte kommen und jammerte: »Was soll werden? Was soll werden? Es ist alles aus!«

Ich blätterte in seinem Horoskop, unterbrach ihn und wies auf eine Chance hin, die er noch habe, wenn er Schellenberg nach Schweden beorderte, um erneut Verhandlungen mit Bernadotte und dem schwedischen Außenminister aufzunehmen, und mit Schellenberg eine Vereinbarung träfe, wonach er (Himmler) auf ein verabredetes Zeichen Deutschland verlassen und fliehen sollte.

Es gab noch eine weitere Möglichkeit: Eine finnisch-italienische Gräfin hatte früher in dieser Richtung einmal eine Andeutung gemacht. Jetzt könnte man diese Beziehung, wenn es notwendig werden sollte, nutzen und Himmler in Finnland oder Lappland untertauchen lassen. Diese Gräfin war Himmler, der ihren Sohn vor der Hinrichtung bewahrt hatte, sehr zu Dank verbunden. Er selbst mochte sie sehr gern und hatte auch in verschiedenen Angelegenheiten, die sie mit ausländischen Behörden hatte, helfend eingegriffen. Ein anderer Vorschlag bewegte sich in ähnlicher Richtung: Einer seiner Untergebenen, Fälschlein, konnte und wollte ihn auf einem Gut in Niederdeutschland, in der oldenburgischen Gegend unterbringen und als Landarbeiter verstecken. – Aber Himmler, der ewige Zauderer, konnte für keinen dieser Vorschläge eine Entscheidung treffen. – Als ich ihm meine Ansicht über die Konstellationen erklärt hatte, sagte er nur:

»Ist das alles?« Nun fing Schellenberg an, ihm seinen Vorschlag zu unterbreiten und von neuen Möglichkeiten der Verhandlung, die sich ergeben würden, zu sprechen, wenn er in Himmlers Auftrag wegen der Zurückführung der norwegischen Truppen ein Sonderabkommen mit Schweden durchbrächte und bei dieser Gelegenheit Bernadotte bitten würde, eine Zusammenkunft zwischen Himmler und Eisenhower zu vermitteln. – Das war natürlich alles Illusion, denn für diese Möglichkeit war schon viel zuviel Zeit verlorengegangen.

Ich versuchte Himmler klarzumachen, daß, nachdem alle meine früheren Untersuchungen und Ratschläge, die ja im Grunde genommen nutzlos gewesen seien, da er ja doch keine Entscheidungen getroffen hatte, jetzt die Dinge ihren Lauf nehmen müßten und das Dritte Reich unaufhaltsam dem Untergang entgegenging. Aber auch jetzt ließ er noch nicht von seiner albernen und verrückten Idee, dem Führer Treue geschworen zu haben, ab und wiederholte mir die gleiche Litanei, wie seinerzeit in Hohenlychen im vergangenen März.

– Angstschweiß glänzte in seinem Gesicht; er brach in ein unterdrücktes Schluchzen aus, seine Hand hielt zitternd eine große Zigarre, die er nervös im Munde hin und her schob, bald herausnahm, auf den Ascher legte, um sie dann wieder hastig in den Mund zu führen. Einen Augenblick schien es, als hätte Himmler sich nach meinen Ausführungen und Erklärungen beruhigt. Ich hatte mir auf der Hinfahrt fest vorgenommen, ihm Vorwürfe zu machen und ihm vorzuhalten, daß er sich selber in diese schlechte Lage gebracht hatte – eine Lage, vor der Kersten und Schellenberg ihn schon vor zwei Jahren gewarnt hatten.

»Sie sehen jetzt, Herr Reichsführer, wohin Ihr Zaudern, Zögern und Schwanken Sie brachte. Hitler wird Ihnen Ihre Treue nicht danken.« Schellenberg stimmte meinen Worten zu und wies auf die Möglichkeit hin, daß Hitler nicht mehr am Leben sei.

Wenn es zunächst auch so schien, daß Himmler wieder zuversichtlicher wurde, konnte er sich doch nicht beherrschen und rief und schrie mir zu: »Was soll nun werden? Es ist alles aus, nichts ist mehr zu retten!« Dann wieder schnell vor sich hinflüsternd: »Ich muß mir das Leben nehmen, ich muß mir

das Leben nehmen! Oder was meinen Sie, was ich tun soll?« Und als ich keine Antwort bereit hatte, schrie er in gutturalen Lauten in seinem bayrisch-münchnerischen Dialekt: »Nun raten Sie mir doch! Raten Sie mir, raten Sie mir endlich, was soll ich tun?« und schrie das immer und immer wieder. Ich entgegnete ruhig: »Fliehen Sie, hoffentlich haben Sie alle Papiere dafür vorbereitet.«

Schellenberg griff in das Gespräch ein und erklärte mir, daß der Adjutant Rudolph Brandt für alle Eventualitäten Maßnahmen getroffen hätte. Er verschwieg aber, welcher Art diese waren.

»Raten Sie mir, raten Sie mir bitte!« Mit zitternden Händen die Zigarre im Mund haltend, ängstlich wie ein Schuljunge, der Hiebe bekommen soll, kaute Himmler an seinen Nägeln.

»Was soll ich nur tun, was soll ich nur tun?« und dann wieder: »Ich muß mir das Leben nehmen, es bleibt mir nichts anderes übrig!«

In Wirklichkeit hatte Himmler gar nichts vorbereiten lassen. Er hatte sich genauso festgefahren wie in jener Nacht vom 23. auf den 24. April, als er mit seinem Auto in der Eschenburger Straße in Lübeck in den Garten des Nachbarhauses der schwedischen Botschaft gefahren war. – In dieser aussichtslosen, verzweifelten Lage sollte nun ein KZ-ler und von den Nazis verfolgter Astrologe, der eine Zeitlang in Gefängnissen und dunklen Zellen zugebracht hatte, seinem Peiniger raten.

Schließlich hörte sein verhaltenes Schluchzen auf; aber er kaute immer noch ängstlich und nervös an den Nägeln seiner zitternden Hände. Bis er mich plötzlich argwöhnisch fragte: »Was wollen Sie nun tun, wenn die Botschaft mit Schellenberg schiefgeht?« Ich erwiderte darauf: »Ich werde morgen nach Hamburg zurückfahren und den Einzug der Engländer erwarten. Den Kanonendonner von der anderen Seite der Elbe hören wir schon.«

Dann kam Schellenberg wieder auf seinen Vorschlag zurück, der nun endlich Himmlers Genehmigung fand.

»Ich werde jetzt das Nötige veranlassen, damit Sie reisen können, Herr Schellenberg.« Er klingelte eine Ordonnanz herbei und forderte seinen Sekretär auf, die erforderlichen Anweisungen zu erteilen. Außerdem wollte er mit Grothmann, seinem militärischen Sachverständigen, sprechen.

– Schellenberg schien gerettet; aber im nächsten Augenblick, während der Pause, die nun entstand, wollte Himmler alles wieder umstoßen und Schellenberg bei sich behalten. Er klammerte sich regelrecht an ihn, der unter erheblichen Gefahren, ohne an sich zu denken, versucht hatte und noch versuchen wollte, das Schicksal des deutschen Volkes, zu dem er gehörte, zu mildern. Jetzt mußte ich meine ganze Überredungskunst und Überzeugungskraft aufwenden, um Himmler von der Notwendigkeit der Reise Schellenbergs nach Schweden zu überzeugen, und dieses mit entsprechenden astrologischen Ausführungen stützen.

Himmler verstand einiges von der astrologischen Technik. Er kannte die Grundelemente eines Horoskops und wußte sie anzuwenden. Nachdem eine Stunde im Gespräch vergangen war, verstand er nun wenigstens astrologisch die Notwendigkeit von Schellenbergs Mission, so daß dieser mit einem Sonderauftrag entlassen wurde. Himmler griff nun in die Deutung des Horoskops ein und wurde, durch die tatsächlich vorhandenen Jupiter-Saturn-Transitaspekte, die er mit lebhaften Gesten erklärte, ruhiger.

Er war nicht im mindesten ärgerlich oder gar verstimmt über all das, was wir ihm vorgeworfen hatten.

Himmler hatte durch seine ganze Haltung während der politischen Entwicklungen der letzten Jahre bei den damit für ihn gegebenen Möglichkeiten schlecht abgeschnitten. Obwohl Schellenberg durch seine Voreiligkeit an der dänischen Grenze in der Besprechung mit Bernadotte ihn in eine recht gefährliche Lage gesteuert hatte, schwankte er auch jetzt hin und her und konnte zu keinem Entschluß kommen.

Gleichzeitig wurde mir in dieser Nacht klar, daß ich Himmler ein Rätsel war und er meine unzweideutigen astrologischen Darlegungen gar nicht verstanden hatte, sondern sie sich so zurechtlegte, wie es ihm beliebte.

– Wie schon ausgeführt, wurde etwa um den 25. April Himmlers Angebot an die westlichen Alliierten im Ausland

bekannt. Dieses Angebot der Übergabe seiner Truppen hatte Himmler ohne Hitlers Zustimmung gemacht, was bei der verworrenen und schwierigen Lage der Nachrichtenverbindungen auch schwer möglich gewesen wäre. Auf dieses Angebot hatte Himmler niemals eine Bestätigung oder Antwort von den Alliierten erhalten. Diese zogen es vor, das Angebot des »Reichsführers« und Oberbefehlshabers der SS, der sich selbst für eine Inkarnation »Heinrich des Voglers« hielt, ein Angebot, das reichlich spät kam, zu ignorieren. Außerdem war ihnen der Sieg gewiß.

Jetzt, im letzten Augenblick, klammerte sich Himmler an seine Freunde, wozu auch Schellenberg gerechnet werden muß. Die Lage war für alle katastrophal; es nutzte aber nichts, er mußte Schellenberg gehen lassen, da er für die Verhandlungen in Schweden benötigt wurde. – War Himmlers Zustand seinerzeit in Hohenlychen schon jammervoll, so war sein jetziger geradezu erbärmlich und kläglich. Fern von seiner Amme, dem wohlbeleibten Medizinalrat Kersten, fehlte ihm die physische und seelische Aufmunterung. Sein Medizinalrat aber saß zu dieser Zeit geborgen in Stockholm, wahrscheinlich vor seiner Schreibtischschublade, in der seine dicken Patschhände »Greifen und Kullern« mit den kürzlich eingenommenen Kronenscheinen spielten. Ob er in diesem Augenblick wohl noch an seinen Wohltäter Heinrich Himmler dachte?

In dem immer noch währenden Gespräch mit Himmler erwähnte Schellenberg noch, daß er an eine Hilfe durch Schwerin von Krosigk und Seldte glaube, so daß für die Reise nach Schweden auch von dieser Seite einige Chancen bestünden. Großadmiral Dönitz war damals schon auf der »Patria« in Flensburg, von der er als Stellvertreter Hitlers seine Amtsgeschäfte erledigte. Er konnte sich in dieser Nacht vorläufig noch nicht zur Ruhe begeben, da er die Bestallung Schellenbergs zum Botschafter unterschreiben mußte. Schwerin von Krosigk war bereits auf den Posten des Außenministers berufen worden. Schellenberg hatte Schwerin von Krosigk Himmler warm empfohlen.

Das Schreiben für Schellenberg mit der Botschaft an Schweden enthielt Vollmachten für außerordentliche Geschäfte und

Unterhandlungen, welche die Kapitulationsfragen der deutschen Truppen in Norwegen und Dänemark behandelten. Es wurde von Steengracht, Staatssekretär des neuen Außenministers Schwerin von Krosigk, entworfen und war ungemein wichtig für die Aufgaben Schellenbergs und die Verhandlungen mit dem Grafen Bernadotte.

Schon früher hatte Schellenberg Graf Bernadotte mit dem SS-Offizier Eichmann bekannt gemacht. Eichmann war der einzige, der außer der umfangreichen allgemeinen Kartei von Inhaftierten der KZ-Lager auch noch eine private Geheimkartei von Häftlingen und inhaftierten Politikern des Auslands besaß, in der angegeben war, wo diese untergebracht und bei welchem Sonderkommando sie beschäftigt waren. Zumeist kannte Eichmann den Aufenthalt dieser Häftlinge ganz genau. Er spielte im letzten Stadium des Dritten Reiches eine wesentliche Rolle beim Auffinden der Häftlinge.

Plötzlich, nachdem die Angelegenheit mit Schellenbergs Reise nunmehr endgültig geklärt war, hatte Himmler wieder eine neue Idee. Er wollte zu General Schörner, der mit seiner Armeegruppe vom Osten in Böhmen und Mähren eingetroffen war, fliegen, um dort alles abzuwarten. Er fragte mich: »Was meinen Sie dazu?«

Über die Pläne General Schörners, der von Böhmen und Mähren nach Süddeutschland durchstoßen wollte, hatte Himmlers Adjutant Dr. Brandt am 14. April 1945 in Hartzwalde ausführlich berichtet und auch hierfür nach den astrologischen Konstellationen Ausarbeitungen erhalten. Bei dieser Gelegenheit war auch eine Antwort auf die Frage, welcher Teil Deutschlands unbesetzt bliebe (sic!), erteilt worden.

Als Antwort auf Himmlers Frage nahm ich aus meiner Mappe die Kopie des Kommentars zu diesen Konstellationen und reichte sie ihm. Der Inhalt war nicht derart, daß er Himmler in seinem neuen Plan bestärken konnte; im Gegenteil, er widersprach diesem.

Militärisch waren noch zwei Armeegruppen intakt und kampffähig. – General Schörner war auch zur Bunkerbesprechung vorher in Berlin bei Hitler gewesen. Seine Truppen waren unbesiegt und noch vollständig ausgerüstet.

In seinem Wahnsinn glaubte Himmler jetzt, daß er diese Armeegruppen bis zum Herbst (1945!!) vor den Angriffen der alliierten Truppen halten könne, um gemeinsam mit Kesselrings Armee aus dem Süden, die ebenfalls noch intakt war, den Krieg fortzusetzen. Dreiviertel der Wehrmacht im Süden war noch kampffähig, befand sich aber an ganz falscher Stelle, um für die Verteidigung von Osten oder Westen eingesetzt werden zu können. Nach der Lage vom 22. April schien es zunächst so, als wäre es möglich, mit diesen Armeegruppen das Ende der Katastrophe noch hinauszuschieben, denn nur daran war den Parteifürsten gelegen; sie wollten ihre Galgenfrist noch möglichst verlängern. Aber die Lage hatte sich in der Zwischenzeit ganz erheblich verändert.

Vorher bestand einmal bei Himmler der Plan, nach Berlin zu fliegen, um sich in den Führerbunker zu begeben. Es war aber Schellenberg gelungen, ihm dieses auszureden, und er fragte mich am 25. April nochmals, ob Himmler diesen Plan nach den astrologischen Aspekten und meinem Urteil ausführen werde.

Bei dem ersten Versuch war Himmler nur bis Nauen gekommen und dann wieder nach Plön oder Flensburg zurückgefahren. Es war ursprünglich Obergruppenführer Berger, der zu diesem Plan den Anstoß gegeben hatte. Auch schon am 15. April in Hartzwalde hatte mich Schellenberg befragt, ob ich es für richtig halte, daß er am Geburtstag des Führers teilnehmen solle, und bat mich gleichzeitig, auf Brandt einzuwirken, er solle Himmler beeinflussen, nicht zu dieser Feier zu fahren; denn es lag uns daran, eine Zusammenkunft Himmlers mit Hitler auf jeden Fall zu vermeiden, damit sich dieser nicht erneut wieder an der Treue zu seinem Führer berauschen konnte. Aber Dr. Brandt kam am nächsten Tag mit der Nachricht nach Hartzwalde, daß Himmler doch an der Geburtstagsfeier des Führers teilnehmen wolle. Seit dieser Zeit stand Himmler dann mit Hitler nur noch telefonisch, und zwar bis zum 27. April, in Verbindung.

– Danach forderte Himmler mich auf, ihm noch einige Dinge privater Natur aus den Horoskopen zu sagen. Vor allem Dinge, die seine Familie, seine Kinder und Liesel Potthas

betrafen. – Er redete nun von unserer Freundschaft und davon, daß »wir«, Schellenberg und Kersten zusammenhalten müßten.

Dann erhob sich Himmler und schickte sich an, uns zu verabschieden. Wir waren etwas über zwei Stunden dort gewesen. Als wir gingen, fragte er mich noch, ob ein Fliegerangriff zu erwarten sei. Diese Frage verneinte Schellenberg, der meine gelbe Liste mit den Tagesaspekten kannte. Es waren keine gefährlichen Aspekte verzeichnet.

Für Schellenberg war das Ergebnis dieses Gespräches befriedigend ausgefallen. Himmler schickte ihn nach Schweden. Er war mit einem sehr schlechten Gewissen zu Himmler gefahren, denn er hatte die Sache bei den Schweden rücksichtslos vorangetrieben, um so schnell wie möglich das Ende dieser Katastrophe herbeizuführen. Ganz ohne Kenntnis Himmlers war Schellenberg allerdings nicht gefahren.

Himmler zog sich nun zurück, und Schellenberg bekam die Order, in einer Stunde seine Ermächtigung in Empfang zu nehmen. Wir fuhren wieder zum »Danziger Hof«. Unsere Pläne und Vorschläge – die Einstellung der Feindseligkeiten in Norwegen und Dänemark – waren genehmigt worden.

Schellenberg war zuversichtlich geworden und hatte nach diesem Gespräch wieder Hoffnung geschöpft. Meine astrologischen Vorhersagen hatten ganz anders auf Himmler gewirkt, als Schellenberg angenommen hatte. Und Himmler wartete jetzt auf das Sterben seines Führers; die Nachricht vom Tode Hitlers war noch nicht eingetroffen.

Nun erklärte ich, daß ich sofort nach Hamburg zurückfahren wolle. Als ich in den provisorischen Büroräumen des Amtes VI auf den Wagen, der mir gestellt werden sollte, wartete, hörte ich verschiedene Gespräche von SS-Offizieren mit an, unter anderem auch ein Gespräch des Adjutanten Fälschlein. Fälschlein war zu einem Teil der Offiziere des Amtes VI gestoßen und hatte von Wesselburen aus angefragt, ob er hier in Lübeck Unterkunft erhalten könne. Er klammerte sich mit seinen Leuten an Schellenberg. Alle wußten ja, daß dieser große Verbindungen im Ausland hatte. Als Fälschlein nun Himmler gefragt hatte, wie er sich in Zukunft verhalten solle,

befahl ihm dieser, er solle eine Zeitlang untertauchen, bis sich Gelegenheit ergeben würde, wieder hervorzutreten. – Fälschlein war außer Kirrmayer der einzige, den Himmler duzte; sie waren »Blutsbrüder«.

In der Zwischenzeit war ein SS-Wagen vorgefahren, und ich gab dem Fahrer Rischle die Anweisung, nicht die Autobahn zu benutzen, sondern auf dem Wege über die alte Lübecker Landstraße zurück nach Hamburg zu fahren. – Dies war die letzte Fahrt in einem SS-Wagen gewesen; diesmal eine Fahrt nach meinem Befehl.

Während der Rückfahrt ging mir das letzte Gespräch mit Himmler noch durch den Kopf. Dieser war doch tatsächlich noch in dem Wahn befangen, daß General Schörner sich mit seiner Armee noch lange halten könne. Es war der allerletzte Hoffnungsschimmer in seiner vollkommen aussichtslosen Lage. – Heinrich Himmler, der Reichsführer der SS, der seinen untergebenen SS-Leuten das Heldentum des Germanenvolkes predigte; Himmler, der Schrecken der Konzentrationslager, der Juden und der politisch Verfolgten des Dritten Reiches, wollte sich jetzt bei General Schörners Armee, irgendwo im Gebirge oder in Böhmen, wie ein Maulwurf ängstlich und feige verkriechen. Er hatte wirklich nicht das Format eines Mannes von politischer Größe. Er war und blieb ein ängstlicher, vorsichtiger Verwaltungsmensch, wie seine kleinen Unterführer, treu seiner Fahne, treu seinem Schwur und treu in seinen Abrechnungen bis auf den letzten Pfennig.

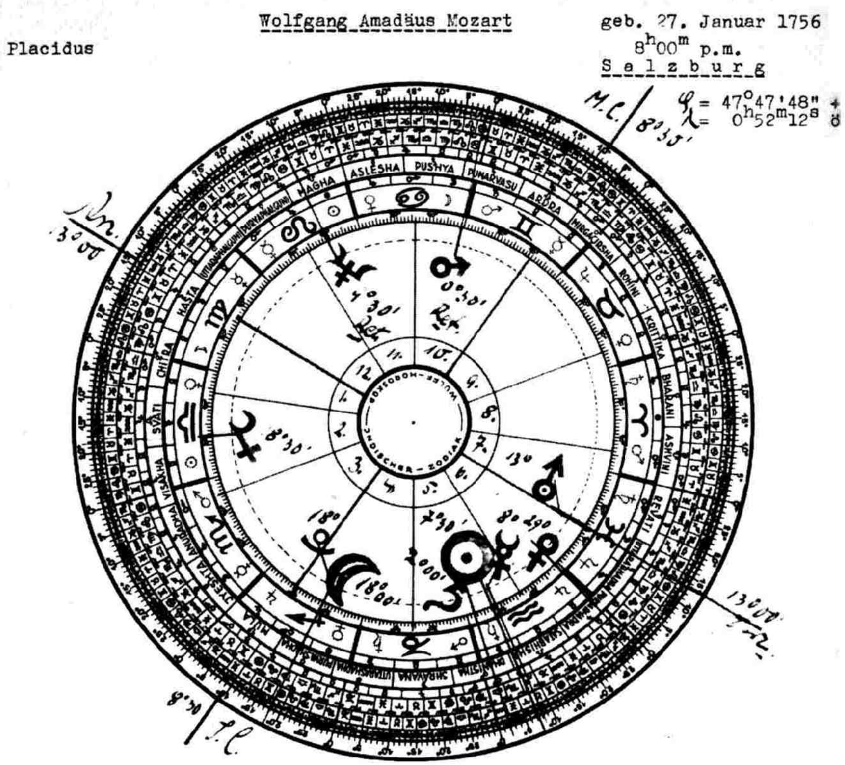
Nun, in den letzten Tagen des Hitlerreiches war er ein Wanderer ins Nichts, wie sein Führer, der im Bunker der Reichskanzlei auf das Ende wartete und dem Heinrich Himmler ganz zum Schluß, als alles verspielt war und Hitlers Rache ihn nicht mehr erreichen konnte, noch die Gefolgschaft aufkündigte. Aber wie Hitler entzog sich auch Himmler im Sommer 1945 nach seiner Entdeckung und Verhaftung durch die Engländer der irdischen Gerichtsbarkeit durch den Freitod. Der Kampf zwischen Tierkreis und Hakenkreuz war entschieden. Der Nationalsozialismus war zerbrochen und verschwunden. Die Astrologie, wenn auch in Deutschland um Jahrzehnte zurückgeworfen und noch immer umstritten, blieb.

Kurze Erklärung einiger Horoskope

Dieses Buch ist ein persönlicher Lebensbericht. Deshalb kann es weder ein astrologisches Fachbuch sein noch astrologischer Ratgeber. Die ausführliche Erklärung meiner Methode kann nur an anderer Stelle erfolgen. Die exakte Beschreibung astrologischer Berechnungen setzt mathematische und astronomische Kenntnisse voraus, im Falle der von mir angewandten Methode auch Kenntnisse in Sanskrit. Das Faszinierende an der Astrologie ist, daß der, der sie ernsthaft betreibt, zugleich mit mathematischen Naturgesetzlichkeiten und mit der Geschichte zu tun hat. Um dem interessierten Laien jedoch eine kleine Ahnung von dem zu geben, was Horoskope ablesbar machen, bringt dieser Anhang die kurze Skizzierung einiger Nativitäten. Die politischen Hauptakteure dieses Buches kommen dabei vor. Ich habe ihnen und ihren durchweg negativen Horoskopen jedoch die Beschreibung positiv zu wertender Nativitäten vorangestellt.

Ich erkläre zunächst ein Studienhoroskop. Es handelt sich um die Nativität von *Wolfgang Amadeus Mozart*, geboren am 27. Januar 1756, acht Uhr nachmittags, Salzburg. Diese Zeit wurde gemäß einem Brief seines Vaters angegeben. Für diesen Zeitpunkt ist die Nativität berechnet. Zunächst betrachten wir die Himmelsfigur. Der innere Kreis der Tierkreiszeichen betrifft die gewöhnliche Einteilung, wie sie in der allgemeinen Astrologie angewandt wird. Hier steigt im Horoskop Mozarts das Tierkreiszeichen Jungfrau am Osthorizont auf. Sonne besetzte mit Merkur und Saturn gemeinsam das Tierkreiszeichen Wassermann. Auch die Venus war in diesem Zeichen noch anwesend und stand im 29. Grad. Uranus besetzte das Zeichen Fische. Mars, im 1. Grad Krebs, befand sich in dem Feld, das zur Zeit der Geburt kulminierte, und stand in Vagotama-Position. Vagotama ist eine Position der Hindu-Astrologie. Die Hindus legen auf derartige Grade des Tierkreises besonderen Wert. Das Zeichen Krebs ist vom Mars besetzt.

Aber auch die Unterabteilungen, die in diesem Zeichen vorkommen, sind wichtig: das Krebsdekanat, das Krebsneuntel, Navāṁśa, das Krebszwölftel, Dwadaśāṁśa. Eine solche Figur, eine solche



Besetzung heißt Vargoṭṭama. Der Planet Neptun stand im Löwen. Jupiter im Zeichen Krebs. Pluto nahm ungefähr den gleichen Grad mit dem Mond ein, im Zeichen Schütze.

Es ist eine besondere Himmelsfigur. Man findet auch die Mondstationen auf diesem Formular. Sie liegen gleich nach der Dekanatseinteilung. Das Dekanat bedeutet den zehnten Teil eines Tierkreiszeichens und umfaßt etwa 10 Grad. Nach den Mondstationen im Horoskop von Mozart war Hasta aufsteigend. Das ist eine besonders vorteilhafte Mondstation, oder ein besonders günstiges Nakṣatra. Nach den Mondstationen folgt der Ring der Triṃśāṃśas. Dann die Einteilung der Neuntel. Darauf die Einteilung der Zwölftel. Dann folgen die Dreißigstel. Alle diese Einteilungen werden

in der Technik des Horoskopdeutens verwandt. Wenn Jungfrau im Horoskop aufsteigend ist, dann beherrscht Merkur das Horoskop. Mitherrscher ist Mars. Wir suchen Merkur und finden ihn im Zeichen Wassermann in ganz enger Konjunktion mit der Sonne. Fast gradgenau. Das bedeutet, daß eine ungeheure Fingerfertigkeit und auch zugleich Exaktheit des Spieles vorliegt. Die Exaktheit wird durch Saturn angekündigt, der dasselbe Zeichen einnimmt wie die Sonne. Sonne, Saturn und Merkur standen im Zeichen Wassermann und im ersten Dekanat. Alles, was wir an Mozarts Musik so sehr schätzen, wird durch die Konstellation der Himmelskörper aufgezeigt, z. B. durch Mond im Zeichen Schütze, der das Jungfrauneuntel einnimmt und daher eine ganz besondere Rolle für die Person Mozart spielt. Aber die besondere Konstellation bleibt der Mars in Vargoṭṭama-Position. Das brachte die Erfolge im Leben und den Ruhm über den Tod hinaus, was übrigens auch durch die Stellung des Mondes im 4. Feld im zweiten Dekanat des Schützen angezeigt wird. Jupiter ist wesensverwandt mit dem Zeichen Schütze und steht, in der Reihenfolge der Tierkreiszeichen gerechnet, im 11. Zeichen vom Mond. Auch das gilt als besonders vorteilhafte Konstellation, aber auch als Nachteil, denn Mars beherrscht zwar das 3. Zeichen in diesem Horoskop, aber auch das 8., das Feld des Todes. Daraus wie aus anderen Konstellationen, wie z. B. der Konstellation Saturn-Konjunktion-Sonne und Merkur, werden die schwache Lebenskraft und das kurze Leben bestimmt. Trotzdem gilt Saturn in diesem Horoskop nicht als ausgesprochener Unglücksplanet, weil er Karaka-Planet ist, d. h. das fünfte Zeichen vom Aszendenten beherrscht, und im Wassermann in seinem Mulatrikonam, in dem Navāṃśa-Waage aber in seiner Exaltation anwesend ist. Das ergibt das Besondere an diesem Horoskop nach der Lehre der Hindu-Astrologie.

Es folgen nun Interpretationen zur Nativität *Benito Mussolinis,* die von mir verlangt wurden:

Ich verwende hier nicht die synthetische Ausführung, sondern die analytische. Das Auffallendste an dieser Himmelsfigur ist, daß sämtliche Planeten sich über dem Horizont befinden und die meisten Himmelskörper im westlichen Himmelsteil anwesend sind. Mit Ausnahme von Uranus und Neptun stehen sämtliche Planeten in 3 Zeichen gruppiert, nämlich in den Zeichen Zwillinge, Krebs und Löwe. Diese Aufeinanderfolge von Planeten-Zusammenballungen spielt bei der Interpretation eine große Rolle und gilt in bezug

auf die Stellung in den Feldern, im 7., 8., 9. usw., als eine hervorragende Konstellation für politische Macht und Einfluß.

Ein Skorpion-Typ (Skorpion steht in Mussolinis Horoskop am Aszendenten), der die Sonne außerdem in enger Verbindung mit Merkur im Zeichen Löwe in vorteilhafter Aspektierung mit den übrigen Planeten hat, ist zweifellos ein bedeutender Mensch von warmherziger Veranlagung, der seine Aufgaben in ihren letzten Tiefen zu erkennen vermag.

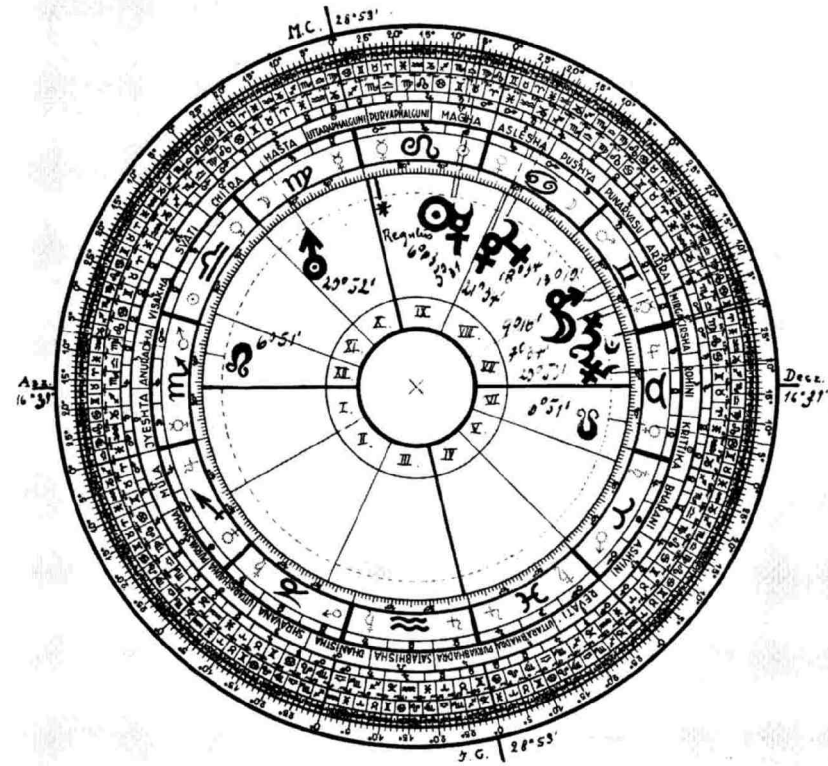
Bei Mussolini dürfte auch ein außerordentlich guter Intellekt vorhanden gewesen sein, denn an der Spitze des 3. Feldes, Intellekt und geistigen Anlagen entsprechend, befindet sich das Zeichen Steinbock, und sein Herrscher, sein Dispositor, sein Signifikator ist Saturn, der im 7. Felde in engem Zusammenstand mit Mars und dem Monde vorgefunden wird, was Gedankenschärfe und -tiefe wie auch ein vorzügliches Konzentrationsvermögen bezeichnet. Es ist daher auf einen außergewöhnlich lebhaften, dabei aber gründlichen Verstand und auf einen eisernen, durch nichts zu beugenden Willen zu schließen.

Zumeist tritt der Skorpion-Typ den Menschen offen entgegen und sucht ihnen durch Wohlwollen wie auch durch Selbstbewußtsein zu imponieren. Etwa vorhandene Schwächen verdeckt er geschickt in den vielen Falten und Windungen seiner Natur. Er kann auch prahlerisch, verschwenderisch, großsprecherisch und launisch sein und wird wahrscheinlich in den jüngeren Jahren durch seinen konzentrierten Egoismus sich viele Feinde und Gegensätze in seiner Umgebung geschaffen haben.

Der Wunsch des Skorpion-Typus nach Macht wird hauptsächlich vom Drange des Genusses und der Bewunderung diktiert. Er beabsichtigt weniger, zu herrschen und gefürchtet zu werden. Er will sich geltend machen, um sich bewundern zu lassen. Der Skorpion-Typ hat viele Feinde, weil er sich durch seine Taten verhaßt macht und weil er jeden, der sich ihm nicht blind unterwirft und seinen Launen fügt, durch Jähzorn oder Ironie verärgert. Außerdem gibt er sich in seinem aufwallenden Zorn viele Blößen.

Die stark unvorteilhafte Aspektierung des Mars, seines Geburtsgebieters übrigens, durch Uranus und sein Zusammenstehen mit dem Monde ist wohl die Ursache seiner sehr starken Impulsivität, die ihn bei seinen öffentlichen Reden oft über das Ziel hinausschießen ließ; dadurch gab er seinen Gegnern immer wieder Möglichkeit zu Angriffen.

Seine diplomatischen Anlagen lassen sich aus dem Stand des Mondes im Tierkreiszeichen Zwillinge mit seinen entsprechenden



Zusammengestirnungen erkennen. Der Native kann sehr verschlossen und geheimnisvoll, aber auch schlau und listig sein. Ein besonderes Charakteristikum ist ein feuriges und lebhaftes Temperament. Die oben geschilderten Eigenschaften wechseln daher ab mit Zorn, Heftigkeit, Rücksichtslosigkeit, tobender Leidenschaft, Wallungen, Stolz, gebieterischem Wesen, Kampfeslust und despotischer Herrschaft.

Über seine soziale Stellung:

Zur Frage nun, wie es möglich wurde, daß Mussolini eine derart hohe Position im Leben erreichen konnte, sei folgendes gesagt. Zur Beurteilung dieser Angelegenheit benutze ich hauptsächlich alte

indische Unterlagen. Ich benutze Shutras, weil ein Shutra die beste Erklärungskunst darstellt, die auf diesem Gebiete überhaupt möglich ist. In Mussolinis Horoskop ist die Venus Atmakaraka-Planet. Das ist derjenige Planet, der die höchste Gradzahl in einem Zeichen aufweist und dadurch die stärksten Vorteile anzeigt und bringt. Es ist hier durch die Venus als Atmakaraka-Planet, welcher mit Jupiter ein gleiches Amsha (oder Abteilung) besetzt, politische Führerschaft in außergewöhnlichem Maße angezeigt. Schon die Anwesenheit des Jupiter im Zeichen Krebs, im Zeichen seiner Exaltation, und im vorteilhaften Aspekt (Trigon-Aspekt) zum Aszendenten würde ausreichen, um eine außergewöhnliche politische Laufbahn erkennen zu lassen. Die Konjunktion des Jupiters mit Venus verstärkt diese Aussage noch ganz erheblich. Außerdem sind die Bedingungen für ein Nīcabhangarājayoga, d. h. für eine Konstellation, die ansagt, daß die Person von Armut zu großer politischer Bedeutung emporsteigt und ein mächtiger Staatsmann wird, vollständig erfüllt. Denn die Trigonalfelder, die Triplizitätsfelder des Aszendenten, Fische und Krebs, und entsprechende andere Konstellationen, Amsha-Stellungen, erteilen hierüber deutlich Aufschluß. Der das Zeichen Fische beherrschende Jupiter befindet sich im Krebs, im Zeichen seiner Exaltation, wie gesagt, und im Zusammenstand mit der Venus im Krebs. Außerdem steht der Herr dieses Zeichens, der Mond, schwach im 7. Felde, d. h. im Westen der Nativität, und ist unvorteilhaft verbunden mit dem ernsthaften Planeten Saturn und dem Übeltäter Mars. Das bedeutet, daß die Person aus dürftigen Verhältnissen zu sehr hoher politischer Macht gelangt.

Drei Himmelszeichen, nämlich Zwillinge, Krebs, Löwe, sind von Planeten besetzt. Ausgenommen davon sind Neptun und Uranus wie auch Pluto. Hierfür heißt es in der einschlägigen Literatur, die Person wird ein Krieger, Kämpfer und durch Waffen verwundet. Weiter heißt es in der einschlägigen Literatur der Astrologen, der Hindu-Astrologen: Wenn der herrschende Planet des vom Monde besetzten Navāṃśa, des Schütze-Neuntels, und Jupiter in einem Trikona oder Kendra anwesend ist, in einem Triplizitätszeichen oder in einem Kardinalzeichen, wird der Betreffende Königen gleichgestellt und große Ehrungen von Fürsten erwarten können. Mehr als ein Rājayoga, d. h. eine Königskonstellation, findet sich in der Himmelsfigur Mussolinis vor. Das verstärkt die Intensität der politischen Machtstellung ganz besonders.

In der klassischen, von mir verwendeten Astrologie gibt es eindeutige Individual-Konstellationen, also solche Konstellationen, die

sich aus raschen Bewegungen der Himmelskörper ergeben und die sich deshalb nur in großen Zeitperioden bei einigen wenigen Menschen, welche unter diesen Konstellationen geboren wurden, ereignen können. Es sind sieben Bedingungen erforderlich, um jemandem zu einem großen, außergewöhnlichen Herrscher oder König zu verhelfen. In Mussolinis Horoskop werden sechs von den verlangten sieben Bedingungen erfüllt. Das bedeutet, daß der Betreffende ein großer Minister wird, aber mächtiger als ein König. Wären alle sieben Bedingungen erfüllt, würde Mussolini wahrscheinlich ein sehr bedeutender Alleinherrscher geworden sein.

Wie schon gesagt, bestrahlen Jupiter und Venus, die beiden realen Glücksplaneten, in gutem kosmischem Zustand stehend, den Aszendenten Skorpion in vollem Schein, was besagt, daß der Betreffende wie ein Herrscher lebt. Voller Schein bedeutet soviel wie »in dynamisch sehr starkem Zustand«. Bedauerlicherweise fallen diese Konstellationen in das 12. Zeichen, von der Sonne und Merkur an gerechnet, was den vorteilhaften Einfluß herabmindert, denn das 12. Feld im Horoskop hat nach der allgemeinen astrologischen Analogielehre eine stark negative Bedeutung, und vorteilhafte Konstellationen darin verlieren an Kraft. In dem vom Mond besetzten Zeichen Zwillinge Candralangam, dem Mondzeichen, stehen Mars und Saturn. Beide schließen den Mond ein. Steinbock ist das aufsteigende Neuntel, das aufsteigende Navāṃśa im Skorpion Navāṃśalangnam. Dieses wird durch Jupiter und Venus in vollem Aspektschein, d. h. 1/1-Stärke (in voller Stärke), bestrahlt. Krebs beherrscht das aufsteigende Dekanat, und auch alle anderen Bedingungen, die im Horoskop eines mächtigen Staatsmannes vorhanden sein müssen, sind hier erfüllt. Es sind entsprechende Konjunktionen und Aspekte mit verschiedenem Langnas gegeben, was in der Tradition der Astrologen bedeutet, daß die Person ein mächtiger, großer Staatsmann wird. Von den vorausgesetzten 7 Bedindingungen der Langnas werden sechs erfüllt, was im astrologischen Sinne anzeigt, daß der Betreffende kein gewöhnlicher oder untergeordneter Herrscher, Politiker oder Staatsmann oder ein unbedeutender Minister wird.

Hier sei schon auf das Horoskop Hitlers hingewiesen, der dergleichen Konstellationen nicht aufzuweisen hatte. Wir kommen noch näher darauf zu sprechen.

Aber nicht nur ein Nīcabhangarājayoga enthält das Horoskop Mussolinis, sondern auch die Umkehrung dieser Stellung: ein Rājabhanganīcayoga. Das sind astrologische Kombinationen, Horoskope von Fürsten oder Staatsmännern, welche ihrer politischen

Macht verlustig gehen und eine Zeitlang eine außergewöhnlich große, manchmal phantastische politische Macht über Völker besaßen, aber gestürzt wurden.

Von diesen Konstellationen gibt es wiederum eine Anzahl Variationen. Rājabhanganīcayoga heißt Degradationskombination. Es wäre zu untersuchen, in welchem Umfang diese Konstellationen in Mussolinis Horoskop tatsächlich anzutreffen sind. Es heißt hierfür: Wenn Mond mit Saturn und Mars zusammengestirnt ist, ein Kardinalfeld oder Kardinalhaus, das ist ein Kendra, d. h. besetzt, unvorteilhaft aspektiert wird, ist Degradation zu befürchten. Diese unvorteilhafte Konfiguration wird durch ein Quadrat von Uranus aus dem 10. Felde noch verschärft. Aus diesem Grunde endet die Laufbahn Mussolinis in einem Mißgeschick. Dem Uranus in seinen unvorteilhaften Strahlungen werden von den modernen Astrologen Krankheiten zugeordnet, die Gehirn, Nerven, Nervenkraft wie auch Knochenmark betreffen. Dazu gehören auch die großen Psychosen, Nervenkrisen und paralytische Anfälle wie auch neuralgische Beschwerden usw.

Die ungünstigen Konstellationen in der Nativität Mussolinis betreffen Mars, Mond, Saturn im 7. Felde in ihren unvorteilhaften Verbindungen mit dem Uranus. Folgende negative Eigenschaften dürften sich für Mussolini in seinem Temperament und Wesen als unvorteilhaft ausgewirkt haben: Schwanken und Unentschlossenheit in der Wahl des Partners; der Drang, möglichst rasch irgendwelche Verbindungen zu erhalten, dabei ein gewisses Hin und Her der Neigungen. Es besteht angesichts dieser Konfiguration die Gefahr der Auslieferung an die Gegenseite, an seine außen- und innenpolitischen Feinde. Jedenfalls läßt diese Konstellation Verlust der Selbständigkeit, gefährliche Gegnerschaften, die sich aus unvorteilhaften Unionen ergeben, erkennen. Ferner große Schwierigkeiten, verursacht durch weibliche Rivalen, die den Geborenen bekämpfen und zur Strecke bringen.

Diese Vorhersage habe ich bisher nicht als zutreffend bestätigt gefunden, aber vielleicht wäre es möglich, noch nachträglich zu erfahren, ob dies tatsächlich der Fall war.

Neptun in oppositioneller Stellung zum Aszendenten verheert den Körper durch Giftwirkungen, und Drachenschwanz, das ist Keto, ist unvorteilhaft im 6. Felde für die Gesundheit in späteren Lebensjahren.

Zusammenfassung:

Die untersuchten Konstellationen lassen folgende Schlüsse zu. Zweifellos droht Mussolini eine ernste Gefangenschaft. Die in den

letzten Monaten fällig gewesenen üblen Konstellationen fielen zusammen mit einer schädlichen Eklipse, d. h. Sonnenfinsternis, etwa 8 Grad 03 Löwe, die damals am 1. August stattfand und nahe bei Präsepe sich ereignete, einem gefährlichen Fixstern, und im Horoskop Mussolinis nahe dem Meridian sich befand, wie auch am Aszendenten des Mundan-Horoskops für Italien, was bedeutet, daß in einem gewissen Zeitraum, das sind etwa 4 Monate nach dem Eintreten der Eklipse, die Absetzung einer hohen Persönlichkeit wie auch Bewegung von Armeen für Italien zu erwarten sind.

Eine Zwischenbemerkung! Meine Ausführungen zum Horoskop Mussolinis mußten damals unter außergewöhnlich schwierigen Verhältnissen ausgearbeitet werden. Ich halte meine Arbeit nicht für gut, denn ich habe bessere geliefert. Trotzdem erregte diese Arbeit großes Aufsehen bei den Naziführern.

Es heißt z. B. bei meinen Ausführungen auf Seite 19 seines Horoskops, daß der Lauf des progressiven Mondes durch das Tierkreiszeichen Löwe im Jahre 1943 bis zum Frühjahr 1944 den Beginn eines neuen Lebenszyklus ansagt. Und da der progressive Mond im August dieses Jahres mit einer Sonnenfinsternis zusammenfiel, können sich diese Wechsel und Veränderungen für den Horoskopinhaber, das ist Mussolini, nur unvorteilhaft gestalten. Das Unvorteilhafte bezieht sich auf Reisen, die nicht nur zum Vergnügen, sondern auch wegen unangenehmer Verhältnisse unternommen werden müssen. Im Verlaufe des September 1943, etwa Mitte und Ende, gelangt eine schwach wirkende, aber vorteilhafte Direktion zur Fälligkeit: Venus progressiv Sextil Sonne Radix. Da die Venus im Radix-Horoskop das 11. Feld besetzt, sind mancherlei Hilfen und Annehmlichkeiten durch Freunde und dem Horoskop-Inhaber sehr ergebene Personen zu erwarten.

Jupiter-Quadrat-Aszendent und Neptun waren vom 25. September bis 15. Oktober wirksam. Sie bezeichnen einen mysteriösen Aufenthalt und einen sehr schlechten Gesundheitszustand. Auch im weiteren Verlauf des Jahres 1944 und für den größten Teil des Jahres 1945 liegen die Verhältnisse der astrologischen Direktion keineswegs günstiger für Mussolini. Eine Wiederholung etwa der vorteilhaften Konfiguration der früheren Jahre und besonders des Jahres 1929, die großen Aufstieg anzeigte, Sieg über Feindschaften und Gegnerschaften brachte, ist nicht zu vermerken. Die für Mussolini krisenreichen Monate des letzten Jahres sind in seiner Himmelsfigur aus entsprechender Direktion ersichtlich.

Diese meine Ausführungen wurden in Hamburg am 3. September 1943 beendet. Im Anhang befanden sich Interpretationen zu

Untersuchungen der Himmelsfiguren der Frage-Horoskope, ausgeführt am 5. August 1943 und erweitert am 14. August 1943. In der Anlage befinden sich die damals in größter Eile berechneten und ausgeführten Himmelsfiguren. Die Himmelsfigur für das Stunden-Horoskop und die Fragen, die mir seinerzeit vorgelegt wurden, wurde aufgestellt für den 5. August 1943, 16 Uhr 45, in Berlin und untersucht und sofort interpretiert am Schreibtisch Dr. Teichmanns.

Die eigentlichen Ausführungen machte ich dann in der Nacht zum 6. August in der merkwürdigen Übernachtungsstätte und Hotel des Reichskriminalhauptamtes, in der Nähe des Werderschen Marktes gelegen. Beachten Sie jetzt bitte die Konstellation 14.8.43,11 08 Hamburg! Ich wurde seinerzeit nach Hamburg entlassen in Begleitung eines Kriminalkommissars, der den Auftrag und Befehl von Himmler in Händen hatte, meine beschlagnahmte Bibliothek, mein Archiv und Berechnungen, die bei der Gestapo lagerten, sofort und eiligst in meine Wohnung zu schaffen. Bei dieser Aktion mußte ich zugegen sein. Außerdem konnte ich ohne dieses Material die verlangten Ausführungen nicht beenden oder vervollständigen.

Untersuchung der Fragen über den Verbleib Benito Mussolinis wurde mir auf Befehl Heinrich Himmlers durch Arthur Nebe direkt übermittelt.

Zur Beurteilung der vorstehenden Frage muß das 7. Feld herangezogen werden. Das 7. Feld liegt im Zeichen Widder, worüber der impulsive Mars der Herr ist, der Signifikator. Dieser steht im 8. Zeichen und im 7. Mundanfeld in der Nähe des Fixsternes Algol und in weiter Konjunktion mit den Plejaden mit einer Länge von etwa 29 Grad 20 Stier. Mars ist außerdem der Herr des 8. Zeichens, vom 7. ab gerechnet, d. h. dem Zeichen Skorpion. Der Abwesende befindet sich in Lebensgefahr. Für diese Aussage spricht außerdem die Quadratstellung des Mars zur Sonne, 1/1 Schein, das ist ein voller Aspekt und der stärkste, der zwischen Mars und Sonne möglich ist. Zur Zeit der Frage wird dieser Aspekt noch nicht exakt, aber es liegt eine Applikation vor, daher kann der Betreffende noch am Leben sein; aber die Zeit des exakten Aspektes gefährdet später sein Leben. Eine lange Lebenszeit kann daher, vom Zeitpunkt des Verschwindens an gerechnet, nicht angenommen werden.

Mars Quadrat Jupiter und Sonne weist hin auf ein unvorteilhaftes Reiseunternehmen. Mars, der Herr des 7. Feldes, ist außerdem von Jupiter und Sonne affliktiert, d. h. im bösen Aspekt, und steht in Konjunktion mit einem Fixstern von übler Vorbedeutung. Seine Anwesenheit im 8. Feld, in der Reihenfolge vom Aszendenten dieses Mal gerechnet, ist von böser Vorbedeutung und bedeutet, daß der Abwesende von seinem Reiseunternehmen nicht zurückkehren wird. Die Reise verläuft für ihn unheilvoll und hat verheerende Folgen für seine Stellung.

Die affliktierenden Planeten sind Sonne und Jupiter, Jupiter aber ist Beherrscher des 12. Zeichens, in der Reihenfolge vom 7. Zeichen gerechnet. Somit fiel der Betreffende der Polizei oder gewalttätigen Entführern in die Hände. Der Herr des 12., vom 7. durch Mars affliktiert, bedeutet, daß die Besatzung oder die Umgebung des Vermißten u. U. meuterte. Mussolini scheint demnach das Opfer einer Hinterlistigkeit und eines Verrates geworden zu sein. (Neptun im 12. Felde usw. usw.)

Mars als Signifikator in nördlicher Breite bezeichnet eine mittlere Entfernung des Aufenthaltes. Jedenfalls keine sehr große Entfernung. Die nächste Entfernung müßte demnach nach der Umrechnung von Rutas etwa 47 bis 50 Kilometer in südöstlicher Richtung liegen. Der Aufenthaltsort wurde wiederholt gewechselt. Der Mond im 4. Felde mit seiner Navāṃśa-Position bezeichnet als Aufenthaltsort zur Zeit der Frage eine wasserreiche Gegend oder eine Insel. Saturn im 9. Felde der Himmelsfigur des Frage-Horoskops und in entsprechend anderer Konstellation verbunden spricht für einen Richtungswechsel und daß eine geplante Reise in nördlicher Richtung nicht durchgeführt wurde. Die Konstellationen weisen hin auf eine Unfreiheit, die einer Gefangenschaft gleichen könnte, denn der Herr des 12. Feldes, vom 7. an gerechnet, ist Jupiter, und dieser steht unvorteilhaft im Marsverbund.

Diese Arbeit war sehr umfangreich; ich erkläre jetzt noch die Zusammenfassung. Es war die Frage mir vorgelegt worden, ob der Betreffende, Mussolini, der Vermißte, sich in Händen seiner Feinde – damit waren die Engländer oder Amerikaner gemeint – befände. Darauf antwortete ich: »Der Betreffende befindet sich nicht in den Händen seiner Feinde und auch nicht in deren Gefangenschaft!«

Es war auch aus diesen Konstellationen nicht zu entnehmen, daß eine Reise ins ferne Ausland in südlicher Richtung unternommen worden ist. Damit war Ägypten gemeint, Algerien oder der südliche Teil Afrikas. Unter anderen Konstellationen schließe ich diese Arbeit dann mit der Erklärung, daß eine Möglichkeit bestünde, Ende September, Anfang Oktober Einzelheiten über seinen Verbleib zu erfahren.

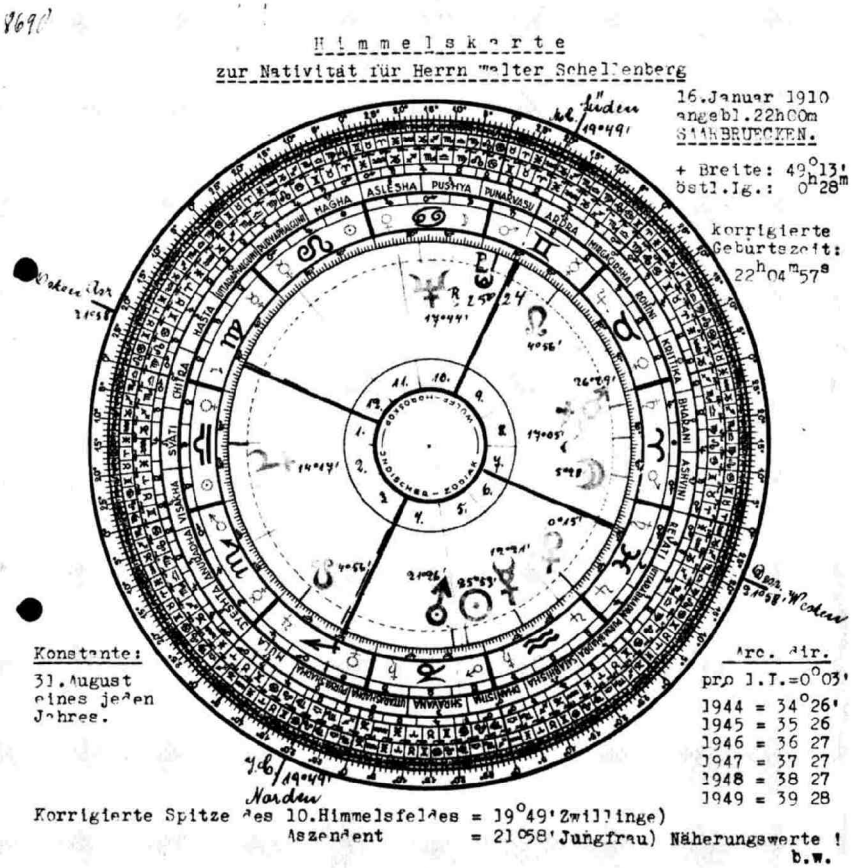
Die Hauptkennzeichen der Konstellationen sprachen für

1. einen sehr schlechten Gesundheitszustand, wahrscheinlich eine Blutzersetzung, canceröse Geschwüre oder Störungen in der

Blutzirkulation und eine miserable Blutzusammensetzung, hervorgerufen durch eine Vergiftung;

2. sehr schlechte berufliche Verhältnisse und Verlust der Stellung;
3. Herannahen des Ablebens.

Außer den schriftlichen Ausführungen wurden bereits am 5. und 6. August 1943 und später am 14. August den Auftraggebern Nebes bzw. Heinrich Himmlers ausführliche mündliche Interpretationen gemacht und durch Notizen festgehalten.



Zur Himmelskarte für *Walter Schellenberg*, der am 16. Januar 1910 angeblich um 22 Uhr 00 Minuten zu Saarbrücken geboren wurde, wäre folgendes zu sagen:

Die korrigierte Geburtszeit lautet 22 Uhr 04 Minuten 57 Sekunden. Für diese Zeit hatte ich die Nativität Schellenbergs interpretiert. Die Interpretationen seiner Nativität umfassen 52 bis 87 Seiten.

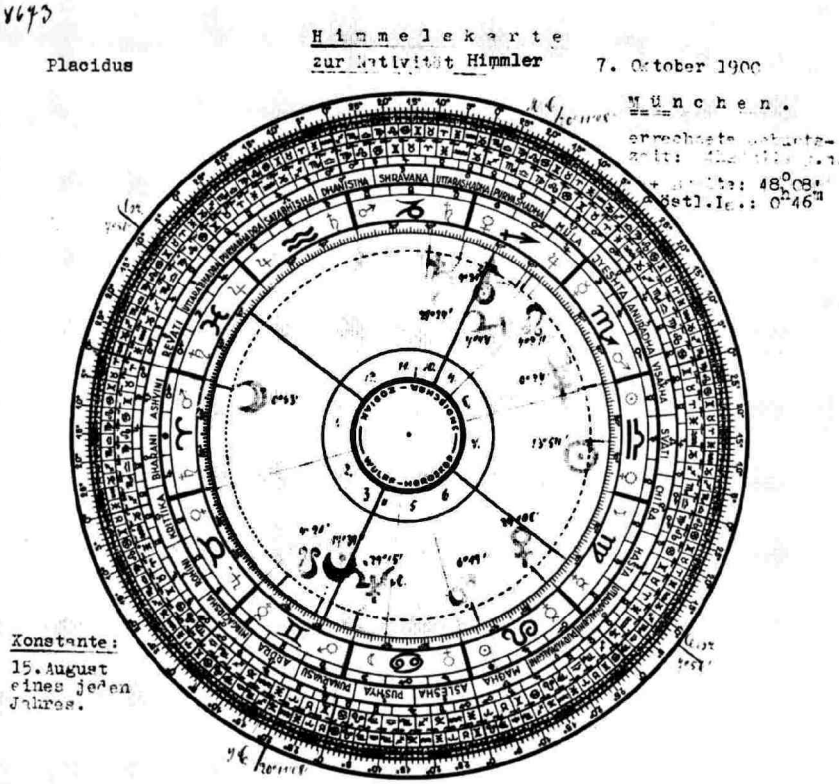
Im Jahre 1945, d. h. zu den Hauptkonstellationen seines neuen Lebensjahres ab 16. Januar 1945, hatte ich auf Seite 3 bemerkt: »Wenn auch wegen sehr vorteilhafter Jupiterkonstellationen in diesem Jahr Ihre finanziellen Unternehmen im allgemeinen günstig ausfallen, so sind doch einige heftige Fehlschläge in den Finanzen angezeigt. Auch in Zusammenhang mit dem Tod oder Unglück von Freunden oder durch Verrat von einem ehemaligen Freund wird es Verluste, Geldeinbußen und finanzielle Unannehmlichkeiten sowie Unannehmlichkeiten in Ihrer Stellung geben. Sie werden in diesem Jahr den Verlust eines Ihnen nahestehenden Freundes durch Tod zu beklagen haben, und das Ableben dieses Freundes kann einige Verwirrungen nach sich ziehen.« Am 23. 5. 1945 starb Himmler. Himmler war mit Schellenberg befreundet.

Schellenbergs Horoskop zeigt ein tragisches Lebensende, denn zwei böse Planeten, Mars und Saturn – dazu Saturn im Zeichen seines Detrimentums, dem Zeichen Widder, und Mond ganz in der Nähe ... Dies sind Anzeichen eines gewaltsamen Todes, und es ist zu vermuten, daß Schellenberg an Folgen von Mißhandlungen in der Gefangenschaft gestorben ist. Neptun im 10. Feld bezeichnet, zusammen mit Pluto im 10., seine geheimnisvolle Tätigkeit als Leiter des deutschen Abwehrdienstes und Nachfolger von Canaris.

Himmelskarte zur Nativität *Heinrich Himmlers*, geboren am 7. Oktober 1900, errechnete Geburtszeit 4 Uhr 28 Minuten 34 Sekunden – später von ihm selbst bestätigt. Hierüber gibt es eine Anlage.

Das zwielichtige Zeichen Fische, ein doppelkörperliches Himmelszeichen, war zur Zeit seiner Geburt am Aufgangspunkt, und im 1. Felde – d. h. im aufgehenden Felde – stand im 1. Grad Widder der zunehmende Mond in Vargo̱ttama-Position! Die Sonne im Zeichen Waage bezeichnet bei dieser Aszendent-Position einen Menschen mit ewig schwankendem Charakter. Er ist ein Mann der verpaßten Gelegenheiten.

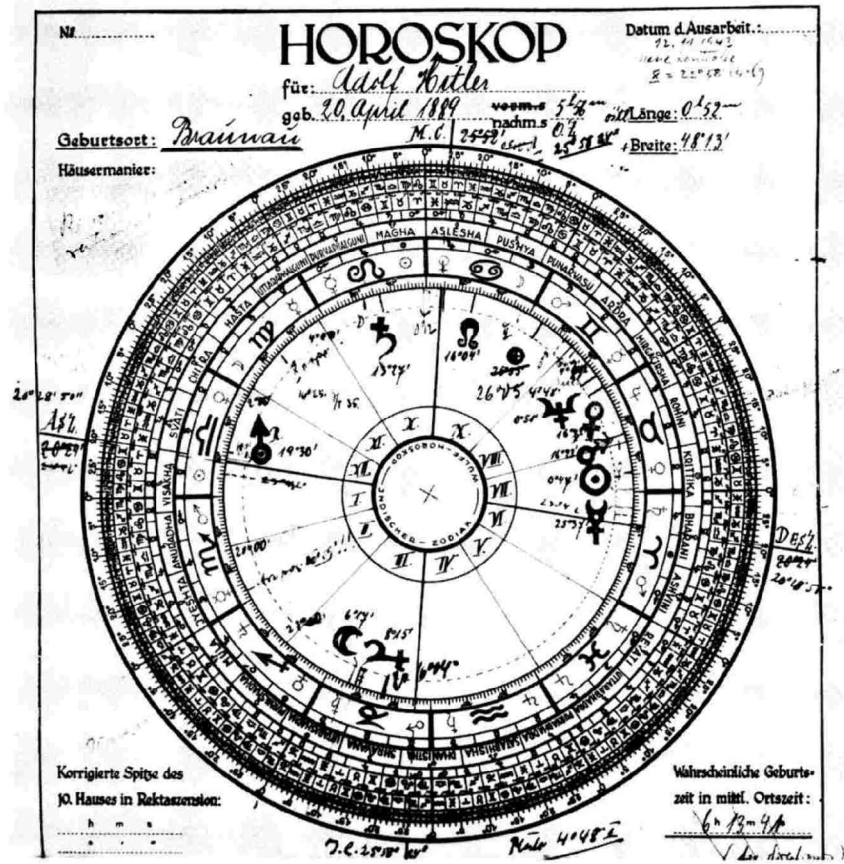
Saturn im 10. Felde, dem Berufsfeld, zeigt seine Tätigkeit an, und



die Opposition, die fast exakt ist mit Neptun, seinen üblen Lebensausgang.

Es gibt natürlich eine ganze Reihe von interessanten Konstellationen in Himmlers Horoskop. Wir müssen uns auf die wichtigsten beschränken. Dazu gehört auch die Stellung des Mars im 6. Felde, die seine Tätigkeit am Ende des 2. Weltkrieges als Befehlshaber einer Heeresgruppe im Osten kennzeichnet, aber auch zugleich sein Lebensende. Mars steht nämlich im 210-Grad-Aspekt zum Aszendenten, dem lebenswichtigsten Horoskop-Punkt.

Der günstige Aspekt des Jupiter zu Mond, Uranus und Mars bezeichnet den sehr hohen Aufstieg in seinem Leben, kann aber nichts ändern an seinem fatalen Ende.



Hitlers Horoskop. Von diesem Horoskop machte ich im Laufe der Jahre verschiedene Ausführungen. Hitler erblickte das Licht der Welt, als das Tierkreiszeichen Waage am östlichen Horizont aufstieg. Es liegt also am Aszendenten, wie wir sagen, der nach überlieferten Lehren sehr wesentlich für die Grundlinien des Charakters ist. Wie die Waage sind solche Menschen nur ausgeglichen, solange man sie nicht belastet. Nahe diesem Aszendenten stand im Geburtsaugenblick der Planet Uranus, der Planet der Rebellen. Es ist ganz offenkundig, daß Uranus in einer solchen Position – besonders bei schlechten Aspekten und unvorteilhafter Besetzung

der Unterabteilungen der Tierkreiszeichen – Unruhe, Katastrophen, absonderliche Ideen und Krankheiten bringt. Bei Hitler steht der Unglücksplanet Saturn im 10. Feld, dem das Geltungsstreben, die Macht, das Wirken in der Öffentlichkeit zugeordnet sind.

Hitler wurde geboren, als der Aszendent im Zeichen Waage lag und Uranus unmittelbar im Aufgang begriffen war, d. h. Aszendent-Konjunktion Uranus lag vor. Es ist ein sogenanntes »schlechtes« Horoskop, denn Saturn besetzt das Zeichen Löwe, und ebenfalls die Anwesenheit des Mars im 8. ist als gefährliche Konfiguration anzusehen. Kein Planet besetzt ein Exaltationszeichen, kein Planet ist vargoṭṭamahaft angelegt in der Figur. Bedingt vargoṭṭamahaft stehen Mars und Venus, sie sind aber von weniger vorteilhafter Wirkung, da sie das 8. Feld besetzen; wohl aber haben sie einen Einfluß auf die mögliche Attentatsgefahr, denn Venus, im eigenen Zeichen und vielleicht sogar noch im eigenen Navāṃśa stehend, schützt vor Gefahren. Die Venus steht nicht im Zeichen Stier im Stierneuntel, sondern im Zeichen Stier im Zwillingsneuntel, und das begründet noch besser die Tatsache, daß Hitler bei allen Attentaten entkam, denn das Zwillingsneuntel ist determiniert auf das 9. Himmelsfeld, und dieses ist ein günstiges. Außerdem bezeichnet diese Konstellation, da Venus Geburtsgebieter in Hitlers Horoskop ist, daß er von eigner Hand stirbt, zusammen mit einer weiblichen Person; Mars im weiblichen Navāṃśa des Zeichens Stier. Dadurch und auch durch andere Konstellationen werden Geschlechtsbestimmungen möglich.

Es wird jetzt eine Sanskrit-Regel und -kombination erklärt, die folgendermaßen lautet:

Wenn Sonne, Mars und Saturn im 10. Felde stehen, ohne von wohltätigen Gestirnen aspektiert zu werden, wird der Betreffende ein Kuli.

Wenn einer der oben genannten Planeten im 10. Felde steht, ohne von guten Planeten aspektiert zu werden, wird der Mann ein Anführer von Kulis.

Diese Kombination – ich meine die letztere Kombination – findet sich in Hitlers Horoskop vor, denn Saturn hat eine prominente Stellung im 10. Felde, wird aber weder durch Jupiter noch durch Venus aspektiert, die eigentlichen Wohltäter. Der Mond ist abnehmend und in einem unvorteilhaften Zeichen, hat deshalb überhaupt keinen Einfluß.

Anmerkung: Per Zufall fand sich ein Artikel auf *Legal Tribune Online*, der einen Vorgang bespiegelt, der sich 1953 in Sachen Astrologie/Wilhelm Th. H. Wulff abgespielt hat. Ein offenbar allseits informierter Autor breitet in süffisantem bis schnodderigem Ton seinen Kenntnisstand in der Sache aus. Der Artikel wird hier als "Bonbon" in neuer Formatierung angehängt . . .

Rechts: Autor Martin Rath. (Foto auf LTO)

https://www.lto.de/recht/feuilleton/f/astrologie-ns-okkultismus-astrologie-bgh-wuerdigung-wissenschaft-wulff

Ausbleiben der wissenschaftlichen Würdigung
Ein Astrologe scheitert vor Gericht

von Martin Rath

04.09.2022

Feindschaft gegen die moderne Welt, Impf- oder Technikskepsis oder magisches Denken wurzeln tief. In einem juristischen Lehrbuchfall aus dem Jahr 1953 lassen sich Verbindungen von älterem Okkultismus und moderner Vermark-tung entdecken.

"Seitdem der Okkultismus sich den Namen Parapsychologie zugelegt hat und an einigen Universitäten Asylrecht genießt, erscheinen seine Forschungsberichte nicht mehr in obskuren, sondern in angesehenen Verlagen", beobachtete der Schriftsteller Kurt Kusenberg (1904-1983) im Jahr 1952. Er sei gesellschaftsfähig geworden und werde vielleicht sogar eines Tages als wissenschaftlich gelten - publizistisch seien hier Verlage aus Schwaben in Führung gegangen - dem "Land der Anthroposophen".

In der noch aufstiegs- und bildungshungrigen jungen Bundesrepublik war Kusenberg eine wichtige Größe. Als Herausgeber der berühmten Rowohlt-Bildmonographien gestaltete er im Zeitalter vor der Wikipedia - online seit 2001 - eine der damals wichtigsten Quellen von leicht zugänglicher Allgemeinbildung mit.

Kusenbergs Sammelrezension "Mythos, Magie und Parapsychologie" in der Zeitschrift "Merkur" zeichnete 1952 ein nicht nur erstaunlich breit gefächertes, sondern auch freundliches Bild der parawissenschaftlichen Publizistik seit 1945.

Damit stand er nicht allein. Im gleichen Magazin hatte bereits im August 1949 der Rechtsphilosoph Carl August Emge (1886-1970), ein reichlich seltsamer Vertreter dieses Fachs, den Beweis dafür zu führen versucht, dass Friedrich Nietzsche die Geister von Verstorbenen habe sehen können - was allerdings von seiner berüchtigten Schwester, Elisabeth Förster-Nietzsche, verheimlicht worden sei. Die Be-schreibung Emges als "seltsam" mag merkwürdig anmuten. Aber der Kerl hat es offenbar wirklich geschafft, einerseits in der "Akademie für deutsches Recht" Karriere zu machen, andererseits im Krieg ein Buch herauszubringen, das sich als NS-Kritik lesen lässt.

Zehn Jahre später verteidigte Ernst Jünger (1895–1998) die Weltanschauung des Horoskops - der auch in der wissenschaftlich-technischen Moderne ein ebenso eigenes Recht zustehe, wie etwa der obskuren Farbenlehre Goethes.

Bedürfnis nach Magie schon in der frühen Bundesrepublik

Doch nicht nur im Archiv der Zeitschrift "Merkur" - die spätestens seit den 1960er Jahren für ein eher liberales, wenn nicht linkes Feuilleton steht - findet sich eine Spur zum okkulten Denken der 1950er Jahre.

Erst jüngst - 2021 - hat etwa die amerikanische Historikerin Monica Black (1968-) in ihrem Werk "Deutsche Dämonen. Hexen, Wunderheiler und die Geister der Vergangenheit im Nachkriegsdeutschland" versucht, das damalige Bedürfnis nach Übersinnlichem mit der traumatischen Erfahrung des Zweiten Weltkriegs und des deutschen Staatsterrorismus zu begründen. Während Emge oder Jünger diesem Bedürfnis auf sublimiert-intellektuelle Weise frönten, hatten im weniger gebildeten Volk eher Wunderheiler und Horoskopsteller Konjunktur, wobei Polizei und Justiz auf das Bedürfnis nach esoterischer Weltdeutung vielfach bis in die 1960er Jahre noch wie im älteren Obrig-keitsstaat reagierten.

In eine Sammlung von Fundstücken zur juristischen Bearbeitung der seit dem Kaiserreich virulenten Mischung antimodernen Denkens - angerührt aus Vollkorn-Fanatismus und vorgeblicher Volksheilkunde, schlecht begründeter Wissenschafts- und Technikskepsis (die nicht ausschloss, in der Atomphysik eine neue Magie zu sehen), aus älterem Ökokitsch und in die Sterne schauendem Schicksalsglauben - gehört auch ein Urteil des Bundesgerichtshofs (BGH) vom 20. Oktober 1953, das sich für den juristischen Hausverstand aber auch einfach als hübscher Lehrbuchfall zum Verhältnis vertraglicher und deliktischer Schadensersatzansprüche lesen lässt (Az. I ZR 125/52).

Einer von Heinrich Himmlers Astrologen will gut vermarktet sein

Kläger in dieser Sache war der vor Gericht als "Schriftsteller und Bildhauer" auftretende Astrologe Wilhelm Theodor Heinrich Wulff (1893-1984), der gegen den Verlag des "Hamburger Abendblatts" klagte, damals ein Unternehmen der noch ganz jungen Verlagsgruppe von Axel Cäsar Springer (1912-1985).

Springer verfolgte seit 1947 mit der Gründung des "Hamburger Abendblatts" seinen Einstieg ins Geschäft mit Tageszeitungen, wo er anfangs auf schwierige Verhältnisse traf: Die britische Besatzungsmacht wünschte keine Rückkehr zur alten, stark parteipolitisch fragmentierten Presselandschaft, die Labour-Regierung in London nahm aber doch Rücksicht auf ihre Genossen in Hamburg. Das zum Druck erforderliche Papier blieb äußerst knapp und gutes Geld ließ sich vorläufig nur verdienen, wenn man multimedial dachte: Kaufmännisch erfolgreich war vor allem die Rundfunk-Zeitschrift "Hör zu".

In der Planungsphase des "Hamburger Abendblatts" propagierte Springer eine Abkehr von politischen Inhalten, er wollte ein Blatt "mit Herz" herausbringen. Im Mittelpunkt des redaktionellen Konzepts sollte, wie der Wirtschaftsghistoriker Tim von Arnim (1975-) urteilt, nicht "die Information, sondern die emotionale Wirkung, die konsequente Berücksichtigung des 'Bezirks des Seelischen'" stehen.

In dieses Konzept passte augenscheinlich der Astrologe Wilhelm Th. H. Wulff. Es ist historisch gut gesichert, dass der NS-Politiker Heinrich Himmler (1900-1945) zeitweise in engem Kontakt mit dem Astrologen Karl Maria Willgut *[recte:Wiligut]* (1866-1946) stand, nur war der inzwischen eines natürlichen Todes gestorben. Wulff soll ebenfalls für Himmler, diesen wichtigsten Kopf des NS-Terrorapparats, astrologische Beratung geleistet haben. Über die Vermarktung seiner Erlebnisse im "Hamburger Abendblatt" und auf dem Buchmarkt schloss er nun einen Vertrag mit dem Verlag.

Springer-Verlag arbeitet dem SS-Astrologen a.D. zu reißerisch

Bereits die erste Ausgabe des "Hamburger Abendblatts" vom 14. Oktober 1948 brachte einen Beitrag aus Wulffs Œuvre - unter dem Titel "Hitler, Himmler und die Sterne". Bis November 1948 folgten elf weitere Teilstücke. Zur Veröffentlichung griff der Chefredakteur Wilhelm Schulze (1896-1961), ein erfahrener Journalist aus der Tradition *[des]* Ullstein-Verlags, in die Texte ein, entschärfte sie sprachlich und mit Blick *[auf]* den Wahrheitswert der Astrologie.

Das missfiel Wulff ebenso wie der Umstand, dass mindestens einer der Artikel mit dem Bild einer Wahrsager-Bude vom Jahrmarkt illustriert worden war - alles das entsprach nicht seiner Vorstellung, dass Astrologie als seriöse Wissenschaft zu würdigen sei.

Weil sein Manuskript in der veröffentlichten Form "eine ganz andere Färbung" erhalten habe, das Publikum in "marktschreiender Weise" angesprochen worden und seine "Ehre und sein Ansehen beeinträchtigt worden" sei, erklärte der Astrologe Wulff seinen Rücktritt vom Verlagsvertrag - um daraufhin Schadensersatz unter allen denkbaren Gesichtspunkten zu verlangen.

Die Gerichte konnten der Argumentation Wulffs in manchem folgen. Beispielsweise hielt der BGH fest, dass eine Redaktion zwar im Rahmen des damals einschlägigen § 13 Verlagsgesetz eine gewisse Freiheit darin habe, Beiträge vor der Veröffentlichung anzupassen. Doch hatte Chefredakteur Schulze dieses Recht überschritten, als er eigenmächtig jene Teile des Textes strich, in denen Wulff "seine ernst gemeinten astrologischen Ansichten darlegte".

Seine Schadensersatzansprüche aus dem Verlagsvertrag scheiterten jedoch letztlich weitgehend, weil er vom Vertrag zurückgetreten war. Gründe für einen Anspruch aus deliktischer Haftung hatte er zudem nicht hinreichend dargestellt. Die Ausführungen des BGH geben hier also ein schönes Lehrbuch-Beispiel zur Differenzierung von vertraglicher und deliktischer Haftung im konkrenten Fall.

Belastbare historische Forschung ist rar

Das Publikum musste auf Wulffs Erlebnisbericht aus der esoterischen Beratung der NS-Führung gleichwohl nicht auf Dauer verzichten. Herausgebracht wurde sein Buch "Tierkreis und Hakenkreuz. Als Astrologe an Himmlers Hof" in den 1960er Jahren vom britischen Verleger George Weidenfeld (1919-2016), einem gebürtigen Wiener jüdischer Herkunft, der sich an seinen Autor im österreichischer Titel-Manie als "Professor Wulf [sic!] erinnerte. Ihm zufolge hatte Wulff noch in den letzten Kriegsmonaten Kontakt zu Himmler.

Im BGH-Urteil festgehalten, also jedenfalls nie prozessual bestritten, ist, dass Wulff wohl 1941/42 einer (geheim-) polizeilichen Kampagne gegen die bis dahin im NS-Staat noch geduldeten Astrologen zum Opfer gefallen war - nachdem sich der esoterisch besonders versponnene Rudolf Heß (1894-1987) nach astrologischer Beratung auf seinen ungenehmigten Flug nach Schottland begeben hatte.

Die nun unterdrückten - mitunter von der astronomischen Konkurrenz angeschwärzten - Astrologen blieben in der Haft teils privilegiert und wurden für obskure Zwecke - das Aufspüren britischer Geleitzüge auf dem Atlantik mittels Pendel - verwendet.

Himmler, für den der "Professor" Wulff arbeitete, zählte nach dem Abhandenkommen von Heß zu jenen NS-Führern, die für nahezu jeden esoterischen Unsinn empfänglich blieben. Ein Teil dieser Empfänglichkeit überlebte in breiten Bevölkerungskreisen das Kriegsende und die Entnazifizierung. Dass der junge Verlagsunternehmer Axel C. Springer sein neuestes Blatt ausgerechnet mit einer Serie zur astrologischen Beratung Himmlers aufmachte, spricht Bände.

Leider bleibt die historische Aufarbeitung dieses Komplexes meist anekdotisch und auf oft dünne Quellen und Zeitzeugenaussagen angewiesen. Dabei wäre eine bedächtige Untersuchung, wie sich etwa seither das wissenschaftsfremde Denken der esoterischen Tradition und die politische Praxis aufeinander beziehen, gewiss fruchtbar - nicht nur in Schwaben, dem "Land der Anthroposophen".

Gesichert dürfe immerhin eine Tatsache sein: Den Ausgang des Verfahrens vor dem BGH hat Wilhelm Th. H. Wulff wohl nicht vorausgesehen.

* * * * * * *